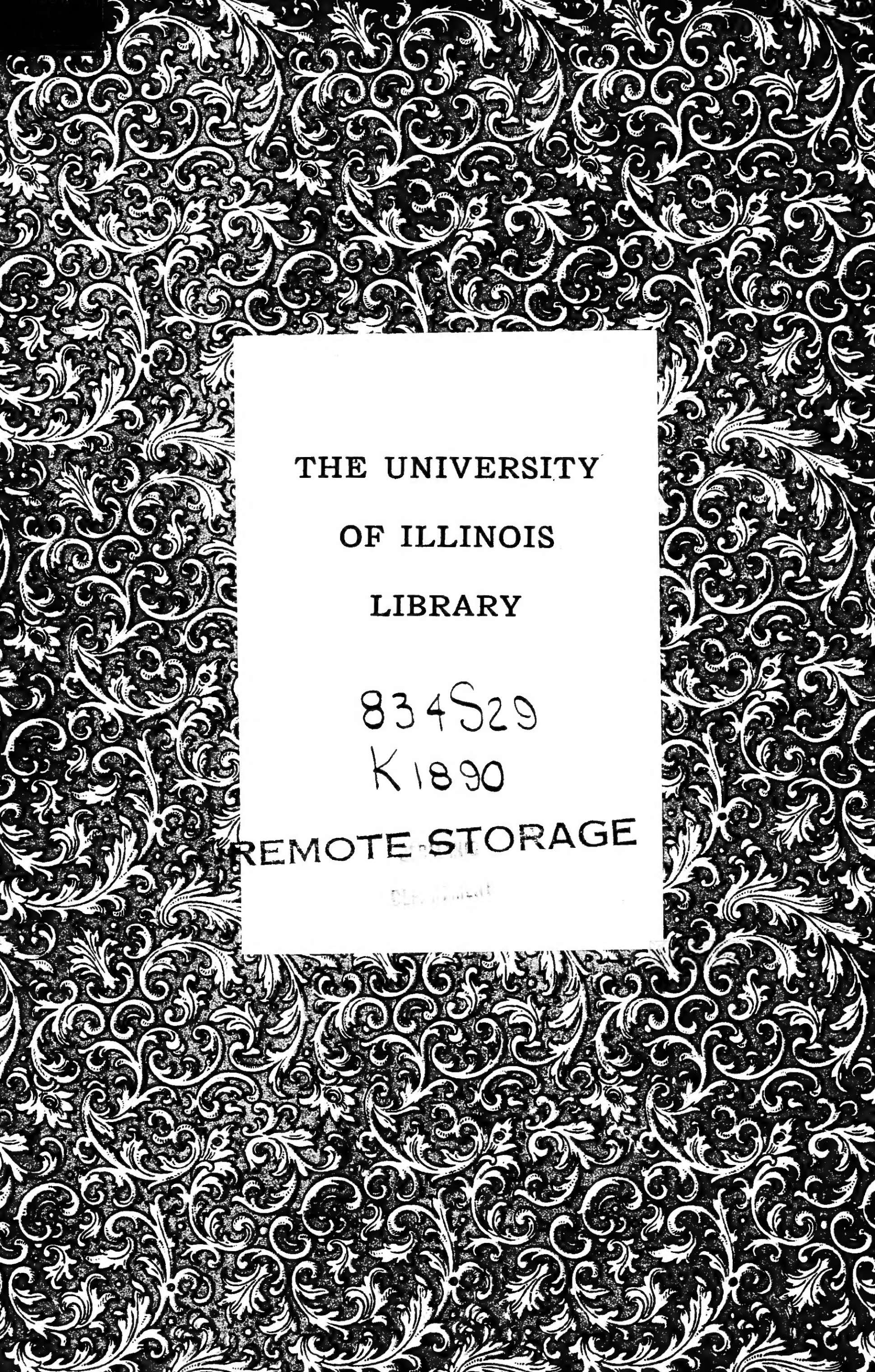
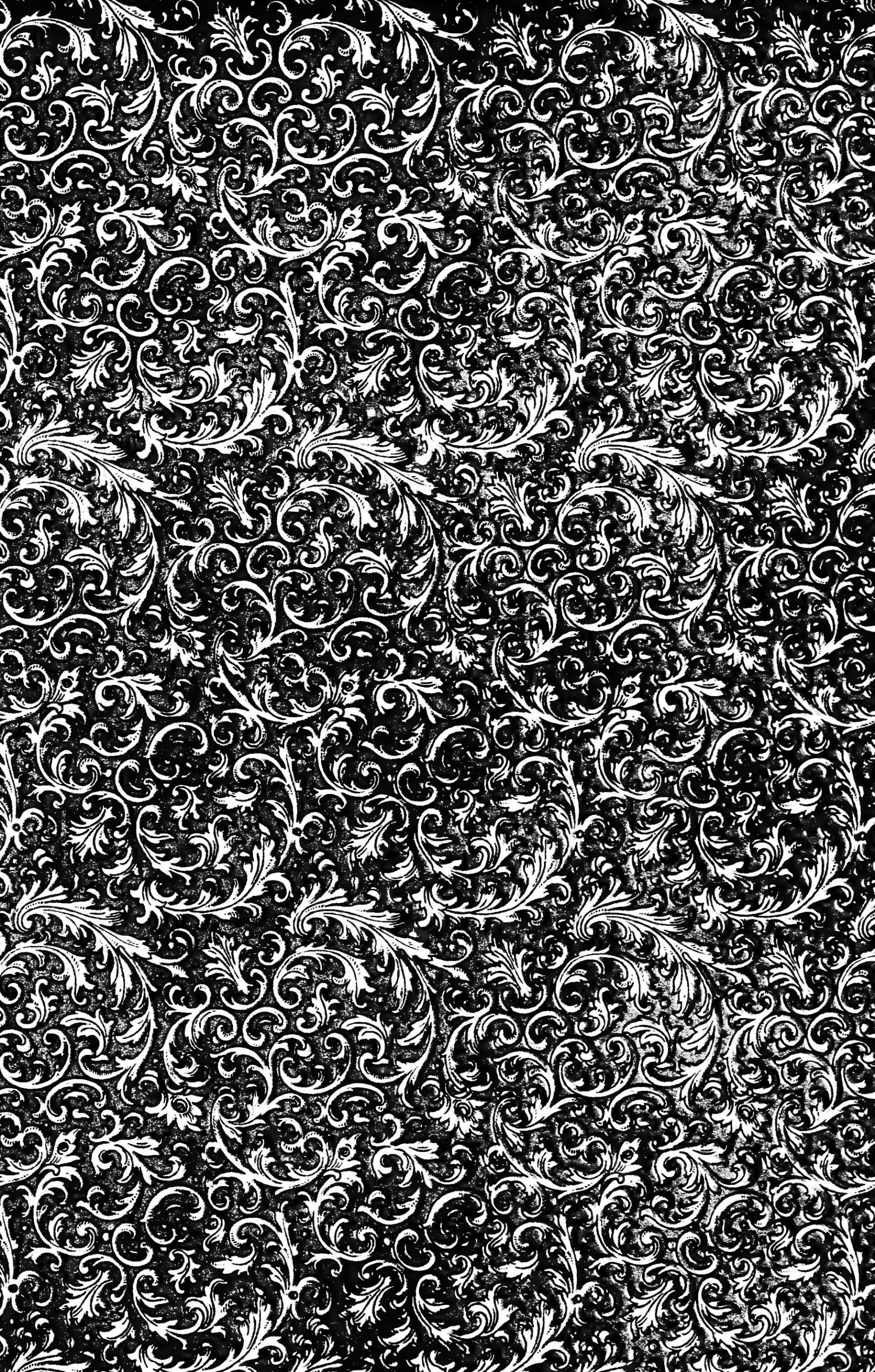
A. F. Graf v. Schack,

Pandora.







Pandora.

Von **Adolf Friedrich Graf v. Schack** ist im gleichen Verlage erschienen:

Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Zweite, durchgesehene Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. 3 Bände. Preis geheftet *M.* 15. —; fein in Leinwand gebunden *M.* 18. —

Gedichte. Sechste, vermehrte Auflage. Preis geheftet *M.* 4. 50; fein in Leinwand gebunden mit Goldschnitt *M.* 6. —

Geschichte der Normannen in Sicilien. 2 Bände. Preis geheftet *M.* 10. —; fein in Leinwand gebunden *M.* 12. —



Pandora.

Vermischte Schriften

von

Adolf Friedrich Graf von Schack.



Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1890.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Weltliteratur.

I. Goethe und die Weltliteratur 3

II. Von Indien nach dem Abendland 10

III. Deutschland und die Weltliteratur 19

IV. Wissenschaft und Poesie 26

V. Der Weltenfortschritt und die Dichtung der Zukunft . 32

VI. Dichtkunst und Literatur Jahrtausende nach uns . . 36

Tagebuch aus dem Odenwald 43

Die erste und die zweite Renaissance 75

Der Hexenturm von Lindheim 175

Firdusi's Königsbuch und Jussuf und Suleika . . . 197

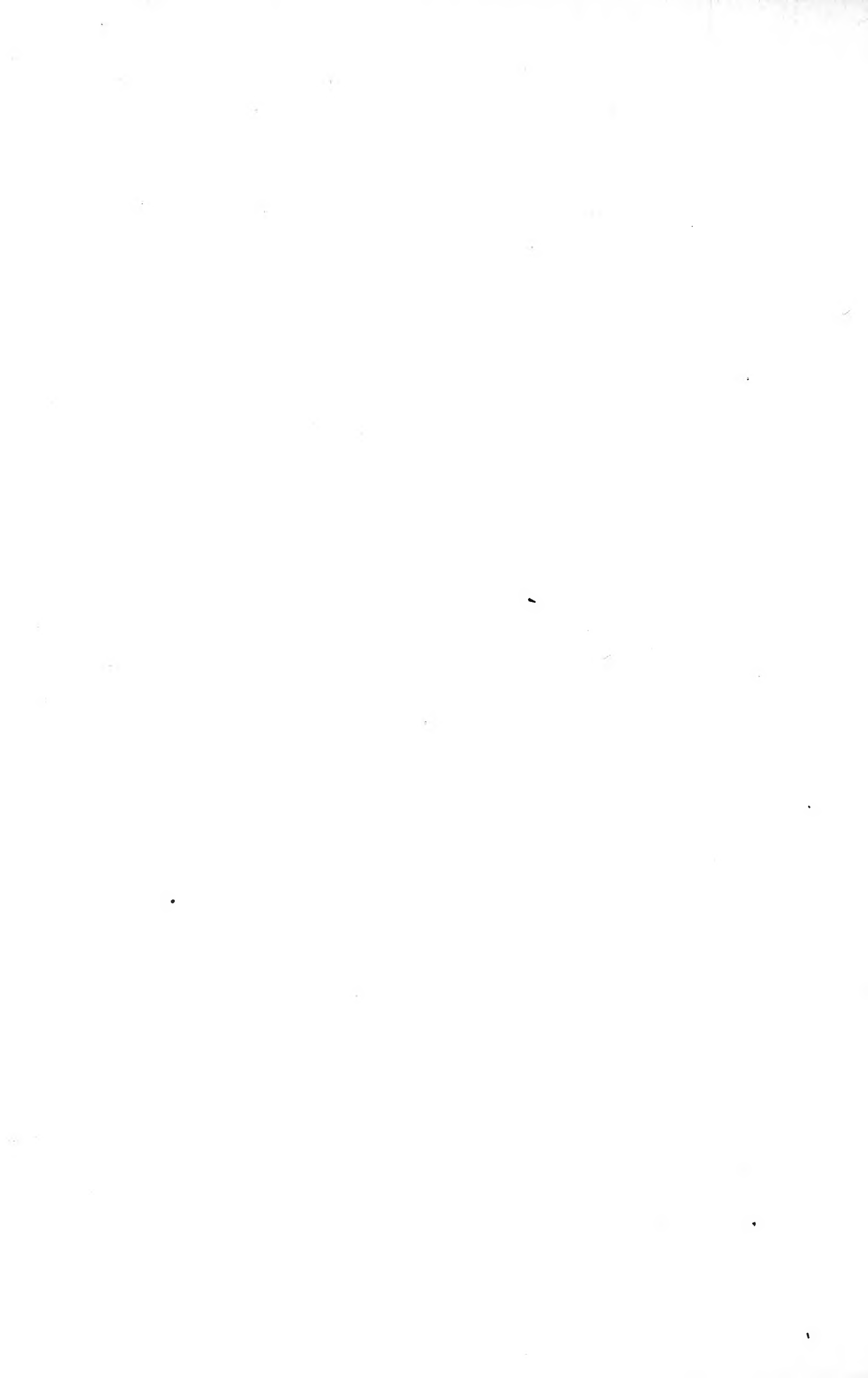
Der Genfer See 215

Ein Wort über die Lyrik 287

Die sieben Infanten von Lara 309

Das Grab in Syrakus 335

Die Conquistadoren 379



Weltliteratur.



I.

Goethe und die Weltliteratur.

Wenn ich hie und da einen Blick auf die schon seit einem halben Jahrhundert sich ergießende und noch immer wachsende ungeheure Flut der Schriften über Goethe werfe, so vermag ich den Gedanken nicht zu unterdrücken, daß Deutschland dem großen Manne wohl auf bessere Art für sein Schaffen und Wirken hätte danken sollen, als durch solche Publikationen. Keinem Menschen könnte es angenehm sein, wenn nach seinem Tode allen Geheimnissen seines Privatlebens nachgespäht und eine förmliche Spionage bis in die verborgensten Winkel seiner Wohnung angestellt würde, um irgend etwas in Bezug auf seinen Haushalt auszukundschaften. Für die Manen unseres Dichters liegt eine wahre Beleidigung darin, daß man Bücher auf Bücher mit Klatschereien über seine Jugendliebschaften, wie über die flüchtigen Neigungen seiner späteren Jahre anfüllt, um jedes mit einem Gekritzel seiner Hand bedeckte Zettelchen in den Druck zu geben. Diese ganze Literatur scheint darauf berechnet zu sein, den jetzt Lebenden darzuthun, Goethe sei doch auch nur einer der kleinen Geister gewesen,

welche sich heute auf dem großen Markt als Berühmtheiten ausposaunen lassen. Gerade mit dem, was ihm am verhaßtesten sein würde, sucht man ihn zu feiern, indem man bekannte, von ihm selbst gethane Aeußerungen ignorirt. Schon bei seinen Lebzeiten begann der Schwall von Kommentaren über seine Werke, besonders über diejenigen, in welchen der Faust „scholasticirt" ward. Nachdem der Professor Hinrichs sein „Obertollhausüberschnappungsnarrenschiff", wie Platen dessen dickleibiges Buch nennt, vom Stapel gelassen hatte, entstand ein wahrer Wetteifer unter den damals noch florirenden Hegelianern, es ihm gleich zu thun, und Göschel brachte es zu stande, das große Gedicht zugleich im Sinne des Pietismus und der absoluten Berliner Philosophie auszulegen. Goethe äußerte sich in den Gesprächen mit Eckermann voll Unmut über das Gebahren, mit welchem hohle Köpfe ihre eigenen Hirngespinnste in sein lebensvolles Werk, das er selbst ein inkommensurables nannte, hineinzutragen suchten. Allein sein Protest blieb fruchtlos: das Kommentiren fing nun erst recht an und gewann von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer riesenhaftere Dimensionen, indem außer dem Faust auch sämmtliche übrige Werke Goethe's in ästhetischen und philosophischen Elaboraten mit einem undurchdringlichen, alle Poesie in ihnen erstickenden Qualm umhüllt wurden. Selbst wenn sich unter diesen Schriften einige bessere finden mögen, unsern Genuß an den Werken des Dichters können sie auf keine Weise erhöhen. Auf alle Fälle ist ihr Nutzen höchst problematisch; denn durch dieses ewige Schreiben über Goethe und über die sogenannten „Klassiker" ist es gekommen, daß man weit weniger deren Werke selbst, als die Schriften über sie liest, und es Einem

gar nicht mehr auf poetischen Genuß, sondern darauf ankommt, sich allerhand landläufige Urteile anzueignen, durch welche man sich den Anschein von literarischer Bildung geben kann.

Man hat unser Zeitalter ein alexandrinisches genannt. Dieser Vorwurf wäre an sich kein so schlimmer; denn die Zeit, welche einen Theokrit und einen Apollonius von Rhodos hervorgebracht, konnte noch immer auf ausgezeichnete Poeten stolz sein. Allein wenn das eben charakterisirte Treiben nicht bald ein Ende nimmt, so verdient die Periode, in welcher wir leben, einen schlimmeren Beinamen als den einer alexandrinischen. Auch gehen die verderblichen Wirkungen dieser Gattung von Literatur noch viel weiter, als bisher angegeben; ja ich muß in derselben einmal eine direkte Verunglimpfung Goethe's und zweitens das Streben erblicken, die Frucht seines Daseins und die hohen Ideen und Absichten zu vereiteln, die ihn bei der Thätigkeit seines ganzen Lebens leiteten.

Die Epoche von Goethe's Jugend bis zu seinem Tode war in politischer Hinsicht für Deutschland eine traurige. Zuerst das Aeußerste der Zerrissenheit und Kleinstaaterei, während das „liebe, alte deutsche Reich“ in den letzten Zügen lag; sodann das schmachvolle napoleonische Joch; endlich, nachdem dies durch rühmliche Anstrengung abgeschüttelt worden, eine geistlose, alle Regungen der Freiheitsliebe unterdrückende und selbst des Gefühles für Nationalehre bare Reaktion. Eine solche Periode war nicht dazu angethan, Hoffnungen auf die Herstellung eines einigen und freien Vaterlandes zu erwecken. Daher wandten sich die edlen Geister mehrenteils dem Kosmopolitismus zu.

Das war auch bei Goethe der Fall. Jedoch loderte dabei in ihm echter Patriotismus, und mit dem ganzen Feuer seiner Seele bethätigte er ihn, um Deutschland in Wissenschaft, Literatur und Kunst groß zu machen. Diesem Streben waren von früh an alle seine Anstrengungen gewidmet, und es leuchtet aus sämmtlichen Schriften hervor. Er war dabei frei von Egoismus, voll von Anerkennung für jedes redliche Wollen und Ringen, sowie für jedes Talent, das er für ein solches hielt, und immer bereit, dasselbe zu fördern. Er begehrte keine Kränze bloß für sich, sondern es war ihm vor allem um das Gedeihen des Ganzen zu thun. Durch diesen hohen Geist war er mindestens ebenso groß, wie durch seine Dichtungen.

Und einen solchen Mann glaubt man nun dadurch zu verherrlichen, daß man ihm einen Kultus weiht, wie die Tibetaner ihrem furchtbar entstellten Buddha, vor dessen heiliger Zehe sie sich in den Staub niederwerfen! Wahrlich, den tausend und abertausend sinnlosen Gebeten, welche die heutigen Buddhisten durch Maschinen abhaspeln lassen, kommt es gleich, wenn die angeblichen Goethe-Anbeter unter Beräucherung ihres Idols der Welt in unzähligen Variationen verkünden: jede Zeile, welche der Göttliche je geschrieben, sei etwas Einziges und Unvergleichliches! Auf diese Weise werden denn die zahlreichen, für Hoffeste verfaßten Prologe und sonstigen Gelegenheitsgedichte, es werden alle jene Produktionen, die Goethe's Werke anschwellen, ohne seinen Ruhm irgend mehren zu können, mit seinen großen Werken auf Eine Linie gestellt, und es wird in hohem Grade fraglich, ob die den letzteren gezollte Bewunderung nicht überhaupt eine bloß vorgebliche sei. Dem,

der solchermaßen gefeiert werden soll, wird dadurch sicher der schlimmste Dienst geleistet. Mit diesem Schwindel ist aber beständig noch, sei es nun offen oder versteckt, eine Absicht verbunden, gegen welche Goethe selbst am entschiedensten Protest einlegen würde, nämlich die: seine Werke als den Grenzstein unserer Literatur hinzustellen, hinter welchem nur der Verfall liegen könne und jenseits dessen jeder Versuch, noch etwas Tüchtiges hervorzubringen, fruchtlos sein müsse. Allenfalls läßt man neben ihm, aber in weitem Abstande, noch Schiller und ein paar Andere gelten; die ausgezeichneten Dichter, die nach diesen bereits gekommen sind und das Verdikt Lügen gestraft haben, bleiben unerwähnt; und was die Zukunft betrifft, so ist sie ja notwendig der Dekadenz verfallen. Sollte sie auch das Herrlichste hervorbringen, man hätte doch nur Achselzucken dafür. Dergleichen Ansichten sind nicht neu in der Welt; wie verderblich sie wirken, dafür will ich ein Beispiel anführen.

Die Araber nach Muhammed blickten mit einer so überschwenglichen Bewunderung zu den vorislamischen Dichtern zurück, daß sie behaupteten, diese ließen sich nie wieder erreichen, geschweige denn übertreffen. Durch alle Jahrhunderte haben sie zwar Verse in ungeheurer Menge produzirt; auch fanden die Besseren von ihnen bei den Zeitgenossen wohl Anerkennung. Doch wurde ihnen von den Letzteren immer vorgehalten, sie seien nur schwache Nachfolger jener göttlichen Wüstenpoeten, und die Idee von der Klassizität und Mustergiltigkeit der Muallakat und Hamasa wurde so zum festen Dogma, daß jeder sich der Form wie dem Inhalte nach an diese Vorbilder halten

mußte. Auch nachdem sich das Kalifat über die halbe Welt ausgedehnt hatte, nachdem blühende Städte, Schlösser mit üppigen Gärten entstanden waren und die Philosophie sich mit den großen Rätselfragen des Daseins zu beschäftigen begonnen hatte, glaubten die Dichter diese ganze Kultur ignoriren zu müssen und sangen noch fort und fort vom Umherstreifen in der Wüste, von Plünderzügen der Beduinen und von verödeten Lagerstätten, an denen der Sänger seine Geliebte vergebens suche — wodurch sie dann, mit wenigen Ausnahmen, in eine unerträgliche Monotonie verfielen. Was hätte nicht aus der arabischen Poesie werden können, wenn sie, statt in einen engen Kreis überkommener Vorstellungen, die später gar keine Realität mehr hatten, gebannt zu bleiben, in den nachherigen Epochen, in denen sich das muhammedanische Geistesleben so reich entfaltete, die Anschauungen und Ideen der jedesmaligen Zeit in sich aufgenommen hätte, wenn sie sich in den Palmen- und Cypressenhainen von Bagdad, in den Zauberschlössern der Omajjaden am Guadalquivir mit neuer Farbenpracht geschmückt hätte —, statt immer mit den vormuhammedanischen Sängern über die Sandhügel bei Mekka hinzutraben!

Die arabische Dichtkunst der klassischen Periode steht nun zwar hinter der unsrigen um eine ganze Siriusweite zurück; Goethe's und Schiller's Poesie ist gegen die des Amrul Kais die des vollgereiften Mannes gegen die ersten Laute des lallenden Kindes. Dennoch müßte das gegenwärtig in Schwang gehende unaufhörliche geistlose Lobpreisen unserer klassischen Periode bei längerer Fortdauer einen ähnlichen nachteiligen Einfluß auf unsere Literatur

haben, wie es dasjenige der alten Wüstenpoesie auf die spätere arabische Dichtkunst ausgeübt hat. Möge sich daher die deutsche Nation aufraffen, um die Pharisäer zum Tempel hinauszujagen, die sie um ihr Höchstes und Heiligstes betrügen. Sicher würde ihr bei solchem Prozesse auch Goethe beistehen, er, der in allem den Fortschritt wollte, alles Enge, Beschränkte, Stagnirende haßte, dessen leuchtendes Auge immer der Zukunft zugewandt war und in ihr eine höhere Entwicklung der Menschheit, sowie zugleich der Wissenschaft, Literatur und Kunst voraussah. In diesem Geiste hat Goethe am Ende seines Lebens als ein Prophet, am Wendepunkt zweier Zeitalter stehend, auch das Wort Weltliteratur ausgesprochen.



II.

Von Indien nach dem Abendland.

Es gab Völker, deren Literatur sich ganz ohne Einwirkung der Erzeugnisse anderer Nationen entwickelte, weil sie keine solche kennen lernen konnten. So die Inder. Ihre Epik, Lyrik und Dramatik entzückt uns durch Farbenpracht und berauschenden Blütenduft; in allen ihren Hervorbringungen spiegelt sich die üppige Natur ihres Landes, wo in Urwäldern, gleich jenem im „Nalas“ geschilderten, jeder Ast der Riesenbäume sich wieder in den Boden senkt, um als mächtiger Stamm zum Himmel aufzusteigen und ein undurchdringliches Schattendach zu bilden, durch dessen Nacht die Augen von Tigern und Panthern leuchten, während Elefanten, die Säulen der Baobabs und Mangobäume entwurzelnd, durch das Dickicht brechen. Ueber dem Blättermeer ragen die Eisgipfel des Himalaya empor, und wir hören den Wogensturz der Ganga, wie die Göttin im Fallen der brausenden Gewässer vom Himmel herabsteigt. Klare Teiche, in denen die heilige Lotos blüht, erschließen sich, Vögel von buntschillerndem

Gefieder umflattern die Kelche von Blumen, aus denen betäubender Wohlgeruch strömt, und Einsiedler ruhen unter den Laubschirmen, indem sie von Palmenblättern die Kunden aus grauer Vorzeit lesen. Wir möchten uns diese Poesie nicht anders wünschen; durch Einflüsse von außen her hätte ihre an Verwilderung grenzende Ueberfülle, hätten ihre oft ins Monströse ausartenden Phantasiegebilde gemäßigt werden können. Es wäre aber hiermit ein Teil ihrer Eigentümlichkeit und zugleich ihres Reizes zerstört worden.

Ebenso ganz aus sich selbst hat sich die Dichtkunst der Hebräer entwickelt; sie hat eine einseitige, jedoch erstaunliche Höhe erreicht, und nach Allem, was seitdem hervorgebracht worden, bleibt doch das Buch Hiob, sowie Manches in den Psalmen und Büchern der Propheten wegen seiner Erhabenheit und seines Schwunges staunenswert. Alles ist mächtig und groß, ein donnernder Choral, neben dem jeder andere Ton von Menschenstimmen verhallt. Wollte man hier sagen, das beständige hochgestimmte Pathos erzeuge Monotonie und die Kenntnis fremder Gedichte hätte den Juden, wenn solche ihnen zugänglich gewesen wären, von Nutzen sein können, um ihre eigenen zu vervollkommnen, so würde das nahezu so viel heißen, als wünschte man überhaupt aus der hebräischen Poesie dasjenige hinweg, worin ihre überwältigende Wirkung besteht.

Schätzen wir die beiden genannten Literaturen hoch, so werden sie doch bei weitem noch von der griechischen übertroffen, die gleich ihnen ohne Einwirkung seitens anderer Nationen entstanden ist und sich ausgebildet hat. Wir hören nicht, daß irgend ein Hellene eine fremde Sprache

zu anderen Zwecken als zu denen des praktischen Bedürfnisses gelernt hätte. Themistokles soll, während er als Verbannter am Hofe des Xerxes lebte, sich mit dem Studium des Persischen beschäftigt haben, und in einem Lustspiele des Aristophanes kommen Brocken eines fremden Idioms vor, die verstümmeltes Persisch sein könnten. Der Trieb, die Literaturen fremder Völker kennen zu lernen, ja auch nur Notizen über dieselben einzuziehen, ist aber, wie dem Feldherrn und dem Komödiendichter, wohl allen Griechen fremd geblieben. Es ist undenkbar, daß in dem alten blühenden persischen Reiche der Großkönige nicht Schriftsteller und Dichter vorhanden gewesen sein sollten, die jetzt mit ihren Werken verschollen sind. Die Jonier in Kleinasien, welche so vielfachen Verkehr mit den Persern haben mußten, konnten leicht hierüber Kunde erlangen; allein ihrer Keiner kümmerte sich darum. Ueber die Geistesprodukte der Aegypter, der Hebräer, Phönizier, sowie — wenigstens seit den Kriegszügen des Alexander — der Inder, hätten die Griechen, wären sie in dieser Beziehung irgend neugierig gewesen, sich zu unterrichten vermocht. Doch herrscht bei allen ihren Autoren hierüber Todesschweigen. Eine gewisse Einwirkung abgerechnet, welche schon früh von Aegypten her auf ihre Philosophie stattgefunden, steht es außer Zweifel, daß die Literatur der Hellenen alles nur sich selbst verdankt.

Da nun diese Literatur sogar in den Trümmern, in welchen sie allein auf uns gekommen, vielleicht noch immer die schönste unter allen ist, so liegt der Gedanke nahe, es sei für jede Literatur überhaupt eine solche Abgeschlossenheit das Vorteilhafteste, indem Einflüsse von außen nur ihre

Originalität beeinträchtigen könnten. Allein daß eine derartige Isolirung keineswegs in allen Fällen vorteilhaft gewirkt hat, dafür bietet sich sogleich ein Beispiel dar. Die schon erwähnten Araber haben von jeher eine Art von Quarantäne gegen die Geistesprodukte anderer Völker errichtet. Daß indische und persische Märchen auf dem Wege der Ueberlieferung zu ihnen gelangten, und daß sich auch eine vage Tradition von den Abenteuern des Odysseus hinüber verirrte, kann kaum als Ausnahme hiervon angeführt werden; und auch der Umstand, daß sie nach älteren syrischen Uebertragungen Paraphrasen des Aristoteles veranstaltet, bedeutet nicht viel in dem Ganzen ihrer Literatur. Sicherlich haben ihre Poeten, die nicht über das Lyrische hinausgingen, und ihre Geschichtsschreiber, die eine große Unwissenheit bezüglich der Historie und der Sitten anderer Völker verraten, sich niemals um einen Autor des Auslandes gekümmert. Ein Grund hierfür lag schon in ihrer Religion, indem sie fürchteten, durch die Schriften von Christen, die sie als Götzenanbeter ansahen, und durch diejenigen von Heiden mit Idolatrie angesteckt zu werden, teils aber war auch ihr eigentümlicher Geschmack daran schuld. Nur die Lyrik sagte ihnen zu, und zwar, wie dies besonders die arabische Poesie nach Muhammed beweist, in dieser das Ueberkünstliche, mit Schmuck Ueberladene, sich in buntem Prunk von Metaphern, Hyperbeln und weither geholten Bildern Gefallende. Für Epik und Dramatik hatten sie gar keinen Sinn; und während sie bei der ungeheuren Verbreitung ihres Stammes über einen großen Teil von Asien Gelegenheit genug fanden, diese Formen von den Persern und Indern kennen zu lernen, nahmen

sie doch von ihnen nicht die mindeste Notiz. Solche Beschränktheit scheint von dem Wesen der Araber unzertrennlich zu sein, und selbst wenn sie sich durch Berührung mit den Europäern noch wieder zu höherer Bildung aufraffen sollten, würden sie doch schwerlich je an unserer Literatur Gefallen finden; so kann denn die ihrige zwar originell genannt werden; allein sie bietet doch ein Bild trauriger Einförmigkeit und Armut dar. Ihre Geschichtsbücher und Reisebeschreibungen sind allerdings durch die Fülle des in ihnen aufgespeicherten Materials wichtig, entbehren indes jeder Kunstform, und ihre Poesie ermüdet durch das ewige Glitzern und den mehr zum Ohr als zur Seele sprechenden Wortpomp. Das Wertvollste, was sie hervorgebracht, ist eben das Werk, bei dessen Produktion sie sich am wenigsten isolirt haben und dessen Stoff größtenteils von anderen Nationen zu ihnen übergegangen ist: die „Tausend und eine Nacht".

Dieses Beispiel beweist wohl, daß das Abschließen einer Literatur gegen diejenige der übrigen Völker keineswegs immer dazu beiträgt, sie wertvoll zu machen. Aber wäre dasselbe auch nicht vorhanden, so würde es doch von vornherein thöricht sein, neueren Nationen zu predigen, sie müßten, um Großes und Selbständiges zu leisten, es wie die Griechen machen und keine Notiz von dem nehmen, was in anderen Ländern geschaffen worden sei oder noch geschaffen werde. Nach dem Untergange von Hellas haben sich zuerst langsam, in neuerer Zeit in einem beschleunigteren und riesenhafteren Maße die Verbindungen zwischen den Nationen gemehrt, und nicht einer gegenseitigen Absperrung, sondern einer immer innigeren Verschmelzung derselben

strebt die Weltgeschichte zu. Dieser selbe Weg ist denn auch jeder Literatur vorgezeichnet, und wehe derjenigen, die ihr Ziel in entgegengesetzter Richtung sucht! Schon seit mehr als einem halben Jahrtausend zeigt sich dies Trachten der europäischen Völker, ihre geistigen Schätze gegen einander auszutauschen, ihre literarischen Besitztümer durch diejenigen der anderen zu mehren. Es überrascht, wie schnell bereits im Mittelalter bei sonst doch sehr langsamen Kommunikationen nicht nur die verschiedenen Traditionen, sondern auch die literarischen Erzeugnisse von Land zu Land wanderten. Oft ist es nicht mit Bestimmtheit anzugeben, wo eine Sage zuerst aufgetreten ist, so geschwinde ward sie Gemeingut der Christenheit. Nicht allein die umfangreichen Cyklen, wie der von Karl dem Großen und der vom heiligen Gral, sondern auch die Geschichten und Volksbücher von Fortunat, der schönen Magelone und Melusine, dem ewigen Juden und so weiter verbreiteten sich durch England, Frankreich, Deutschland und Spanien.

Das große Vorratshaus, aus dem sich die meisten Traditionen über Europa ergossen, war eine Zeit lang Frankreich, und Deutschland eignete sich vielfach von dort nicht allein die Stoffe, sondern auch die dichterischen Bearbeitungen an, indem manche der erzählenden Gedichte unserer mittelhochdeutschen Poeten nicht viel mehr als freie Versionen französischer Originale sind. Einzelne Sagenkreise, die vorzugsweise Interesse für ein bestimmtes Volk hatten, oder der Individualität desselben besonders zusagten, blieben allerdings zunächst mehr lokal, wie der vom König Artus in England, der vom Cid in

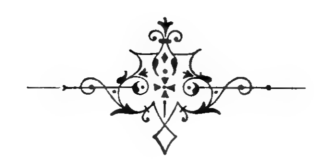
Spanien, derjenige der Nibelungen in Skandinavien und Deutschland. Allein später wurden diese Schranken für die meisten derselben gesprengt. Nur einige darunter scheinen bestimmt zu sein, auf feste Grenzen beschränkt zu bleiben, zum Beispiel der von Siegfried und Chriemhild auf den germanischen Norden, der von Bernardo del Carpio auf Spanien.

Wenn der erste große Dichter, welchen das neuere Europa hervorgebracht, Dante, nur in seiner Lyrik Einflüsse von auswärts her, nämlich aus der Provence, erfahren zu haben scheint, so sind solche bei Petrarca und Boccaccio schon viel zahlreicher. Der Erstere hat nachweislich in seinen Canzonen und Sonetten die Troubadours vielfach vor Augen gehabt, der Letztere in seinem „Decamerone" wie in einem Speicher Geschichten aus allen Zeiten und Ländern gesammelt. Die zahllosen Gedichte von Roland und den Rittern der Tafelrunde haben ebenso wie mehrere der erzählenden Gedichte Boccaccio's, der zuerst die „Ottave rime" aufbrachte, auf alle anderen Völker anregend gewirkt, und Italien wurde nun der große poetische Herd, welcher die ganze apenninische Halbinsel sowohl mit Stoffen wie mit Formen versorgte. Sehr früh zeigte sich dies in England, wo Chaucer viel von Boccaccio borgte, Philipp Sidney eine Arkadia nach dem Muster derjenigen des Sannazar schrieb und die Novellisten Bandello, Giraldi Cinthio, sowie viele andere von den Dramatikern ausgebeutet wurden. Wenn Jemand behaupten wollte, die neueren Literaturen würden sich erfreulicher entwickelt haben, falls sie gar nicht mit einander in Berührung gekommen wären, so kann man ihnen

erwidern, daß Shakespeare's Romeo und Julia, Othello, Was ihr wollt, Maß für Maß gar nicht existirten, wenn er nicht die betreffenden Novellen gekannt hätte, und daß auch italienische Schauspiele nicht ohne Einfluß auf die seinigen geblieben sind.

Wie alles seine Schattenseite hat, so machten sich freilich auch bereits früh Uebelstände bemerklich, die durch die Verbreitung literarischer Erscheinungen von Land zu Lande hervorgerufen wurden. Falsche Moden, zu denen auch heute bald hier, bald dort der Ton angegeben wird, machten seit dem sechzehnten Jahrhundert periodenweise ihren Rundgang von Volk zu Volk. Die süßlichen Schäferromane, von Italien ausgegangen, erzeugten überall zahllose Nachahmungen, und selbst die ausgezeichnetsten Talente widmeten sich diesem verkehrten Genre. Noch schlimmer war die Epidemie der Ritterromane vom Schlage des Amadis, die von Spanien aus alle Länder ansteckte. Auch die Einführung der Sonettenform aus Italien brachte nicht überall Heil; sie erzeugte in Spanien ein eben solches Fieber, dergleichen kleine Gedichte zu fabriziren, wie es in Italien grassirte, und drängte die einheimischen, für die Lyrik sehr geeigneten Formen in den Hintergrund. Noch geschmackverderbender wirkte die hohle Schönrednerei und durch wollüstige Bilder, den Geist entnervende Poesie Marino's, dessen „Adone" weit und breit die Lieblingslektüre von Alt und Jung war und, wie sein in gleichem Stil verfaßter „Bethlehemitischer Kindermord", in alle Sprachen übersetzt wurde. Nachdem Italien mit seinen Lustspielen und Comedie del arte, Spanien mit dramatischen Produktionen aller Art die französische Bühne

überflutet hatten, übernahm wieder Frankreich die leitende Rolle in der europäischen Literatur, und zwar in einem noch nicht dagewesenen Maße, indem es sogar in der Heimat Shakespeare's und Calderon's in Sachen des Geschmacks eine Art von Gesetzgebung ausübte und die großen Autoren der früheren Zeit in den Hintergrund drängte.



III.

Deutschland und die Weltliteratur.

Noch durch den größten Teil des vorigen Jahrhunderts galten die Schriftsteller aus dem sogenannten goldenen Zeitalter Ludwig's XIV. in allen Ländern für mustergiltig, und später gewannen die Schriften Voltaire's und Rousseau's eine Verbreitung und einen Einfluß, wie vielleicht noch keine anderen sie gehabt haben. Insofern dieselben religiöse und politische Freiheit förderten, war dies gewiß nicht zu beklagen. Nur der starre Regelzwang und nüchterne Geist, welcher keine eigentliche Poesie aufkommen ließ, und dem auch noch Voltaire huldigte, wirkte bei der von Frankreich noch fortwährend gehandhabten Suprematie in der Literatur verderblich. Deutschland war es, von dem vorzugsweise das Signal zum Sturz dieser Geistestyrannei ausging; England, sodann auch Italien und Spanien schlossen sich der freien Bewegung an, und endlich brach auch die romantische Schule in Frankreich unter Führung des großen Victor Hugo das Joch. Von da an ist die literarische Kommunikation zwischen Land und Land immer lebendiger geworden; sie hat seitdem

Dimensionen angenommen, wie sie früher nicht geahnt worden. Und insofern jedes Volk dem andern sein Gutes mitteilt und dieses dadurch wieder zu eigener Produktion befeuert — wie sollten wir solches nicht preisen? Wenn dabei auch schlechte Erscheinungen, flüchtige Produkte der Mode, oft weit schneller als die guten den Weg über die Grenzen ihres Geburtslandes finden, so ist dies ein unvermeidlicher Uebelstand, den wir mit hinnehmen und bei dem wir uns mit dem Gedanken trösten müssen, daß solche Tagesware sich nicht auf die Dauer behaupten kann und schließlich der wertvolleren den Platz räumt.

Die deutsche Literatur, welche seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erblühte, war seit ihrem Beginn diejenige, die sich am meisten mit den Schätzen der anderen bereicherte und von diesen zu ihren eigenen Schöpfungen angeregt wurde. Bereits ehe der eigentliche Flor unserer Dichtkunst begann, waren nicht allein Uebersetzungen der griechischen und lateinischen Autoren in Deutschland verbreitet, sondern man besaß hier auch Werke, aus denen man im Auszuge und in einzelnen Proben Dante, Petrarca, Ariost kennen lernen konnte. Ferner waren Shakespeare, Milton, ja verschiedene Schauspiele der Spanier, die letzteren nach französischen Versionen, übertragen worden. Lessing selbst hatte sich mit dem Marke aller Literaturen, so viele deren ihm erreichbar waren, genährt, begeisterte sich an Shakespeare und drang bis zu den Spaniern vor.

Ich will hier bemerken, daß — während als Beleg für Letzteres gewöhnlich nur eine Stelle seiner Dramaturgie angeführt wird, wonach man glauben könnte, er habe nicht den Calderon, sondern nur geringere Dramatiker gekannt

— er nach seinem Briefwechsel die Absicht hatte, „Das Leben ein Traum“ und den „Alkalden von Zalamea“ zu übersetzen. Nur auf Grundlage einer solchen ausgebreiteten Kenntnis vermochte ihm die unvergeßliche That zu gelingen, der Befreier nicht bloß Deutschlands, sondern aller übrigen Länder, ja schließlich Frankreichs selbst von dem gallischen Klassizismus zu werden; tapfer sekundirte ihm dabei Herder, der bei geringer eigener Produktionskraft sich besonders dadurch ein sehr großes Verdienst erwarb, daß er befruchtende Ströme von außen her auf deutschen Boden leitete. Unsere beiden größten Dichter verleugnen in ihren Werken nicht, wie viele Einflüsse sie von denen anderer Nationen empfangen haben, am wenigsten thut dieses Goethe. Ist doch sogleich in seinem Götz die Einwirkung Shakespeare's, in seinem Werther diejenige Rousseau's, in den Balladen jener von Percy's Relics erkennbar, hat er sich doch zu seiner Iphigenie an den griechischen Tragikern, zu seinen römischen Elegien an Properz und Tibull inspirirt. Mit Enthusiasmus begrüßte er daher auch die neuen Sterne der Poesie, durch deren Aufgehen der Horizont der unsrigen erweitert wurde. Er feierte die indische Sakuntala, die Georg Forster nach der englischen Uebertragung verdeutschte; nicht minder den Calderon, von dessen „Standhaftem Prinzen“ er den Ausspruch that, man könne die Poesie, wenn sie aus der Welt verschwunden wäre, wieder durch ihn in das Leben rufen. Mit gleicher Wärme suchte er dem Hafis und anderen Persern, wenngleich sie nur höchst mangelhaft von Hammer übertragen waren, bei uns Eingang zu verschaffen. Aber auch gegen gleichzeitige Erscheinungen schloß sich Goethe keineswegs ab, wie dies oft die Sitte alternder Männer

ist, welche glauben, Poesie und Kunst hätten nur bis zu ihrer eigenen Jugendzeit geblüht; vielmehr trat er noch in dem letzten Dezennium seines Lebens als der Herold von Byron's und Manzoni's Ruhm auf. Fremde Ströme in die deutsche Literatur zu leiten, waren seit dem Beginne des Jahrhunderts auch besonders die Romantiker eifrig bemüht, und seitdem ist durch die Thätigkeit Jüngerer Deutschland mehr als irgend ein Land der Erde zu einem Sammelplatz für alle literarischen Erzeugnisse des Orients und Occidents, der Vergangenheit und der Gegenwart geworden.

Die Gefahren, welche mit einer solchen vielseitigen Aneignung fremder Geistesprodukte verbunden sind und von denen sich nicht sagen läßt, daß sie ganz bei uns umschifft worden seien, dürfen freilich nicht verschwiegen werden. Gerade das, was vielfach als glückliche Folge davon gerühmt worden ist, die Mannigfaltigkeit der metrischen Formen, scheint mir nicht unbedingt preisenswert zu sein. Die Versmaße der Griechen und Römer, die man schon vor Voß bei uns eingeführt, seit ihm aber mit immer größerer Strenge nachgebildet hat, thaten gewiß bei Uebersetzungen der Alten gute Dienste. Indessen hätte man doch nicht so vornehm auf die Uebertragungen bei anderen Nationen herabblicken sollen, welche dem Genius ihrer Sprachen gemäß in anderen Metren den Geist der alten Originale oft sehr glücklich wiedergaben. So besitzen die Spanier schon seit dem sechzehnten Jahrhundert eine sehr gefällige Uebertragung der Odyssee von Gonzalo Perez, die sich wie ein Original liest, die Engländer eine solche des ganzen Homer voll Feuer und Schwung, von Georg Chapman, dem Zeitgenossen Shakespeare's. Allein daß man die antiken

Versmaße nun auch für Originalgedichte verwandte, ja daß Einige so weit gingen, die uns natürlicheren Formen und den Reim verbannen zu wollen, das erregt Bedenken. Unserer Sprache muß doch immer ein gewisser Zwang angethan werden, um sie der antiken Silbenmessung zu unterwerfen; denn sie hat eigentlich nur Hebungen und Senkungen, keine unzweifelhaften Längen und Kürzen, wie die griechische und lateinische. So kommt uns denn schon bei dem deutschen Hexameter, — und um so mehr, je regelrechter er gebaut ist — leicht das Gefühl des Gekünstelten und Fremdartigen. Daß es ein entschiedener Mißgriff gewesen ist, diesen Vers, der vielleicht im Epigramm und in sonstigen kleineren Poesien günstig verwendet werden kann, für längere erzählende Gedichte zu gebrauchen, scheint mir unzweifelhaft. Auch ist schon häufig bemerkt worden, daß Goethe's „Hermann und Dorothea" wahrscheinlich in einem weniger fremdartigen Versgewande sich besser ausnehmen würde.

Und hier ist denn auszusprechen, daß man in Deutschland überhaupt lange Zeit hindurch verkannt hat, wie eine metrische Form, eine Strophenbildung, die bei einer Nation heimisch und ihr natürlich ist, keineswegs bei jeder andern die nämliche Wirkung hervorbringt. So hatten die romanischen Völker recht, die Versuche zur Nachbildung des Hexameters, die auch bei ihnen gemacht wurden, aufzugeben, ihre Sprache widerstrebt nämlich diesem Verse durchaus; und auch die Bemühungen der Engländer, sich denselben anzueignen, sind nicht eben günstig ausgefallen. Die Spanier thaten zwar einen glücklichen Griff, indem sie die Canzonenform der Italiener bei sich einführten; denn die sonoren

Endungen des Kastilianischen lassen selbst weit auseinander=liegende Reime noch immer deutlich hervortreten. Im Deutschen jedoch, das diesen Vorzug nicht besitzt, und wo der Reim, wenn viele Verse dazwischen liegen, gar nicht mehr gehört wird, Canzonen zu dichten, wie dies Manche gethan, war sicher nicht empfehlenswert. Dasselbe fand statt bei den Madrigalen und Sestinen, welche die Romantiker bei uns in Aufnahme zu bringen suchten. Die Assonanz, die sie gleichfalls zu uns verpflanzten, gehört ebenfalls hierher; denn im Deutschen wird dieser bloße Vokalreim bei der Uebermenge der Konsonanten kaum wahrgenommen. Auch abgesehen hiervon erhielt durch alle diese Formen — unter welchen die Oktave, die Terzine und bei maßvoller Anwendung auch das Sonett ein wertvoller Besitz für uns wurde, zu denen aber dann noch Triolette, Sizilianen, persische Ghaselen und Rubajat, indische Slokas und so weiter kamen — die deutsche Poesie ein buntscheckiges Gewand, wie es keine andere je getragen hat, und diese Buntscheckigkeit ging noch über die Form hinaus. Statt sich an fremden Mustern zu inspiriren, ahmten manche Dichter, und sogar sehr talentvolle, dieselben sklavisch nach. Wir erhielten Tragödien mit Chören in den antiken Versmaßen von Apel und W. v. Schütz, welche den Anschein haben sollten, als seien sie von einem Zeitgenossen des Sophokles verfaßt; Trauerspiele und Komödien, wie die ersten Versuche von Immermann, in denen die Witzeleien der Shakespeare'schen Clowns auf übertriebene Weise nachgemacht und der Jambus absichtlich recht holperig gebaut wurde, wie derjenige in schlechten Uebersetzungen des Briten. Noch ärgeres Unheil stiftete Calderon. Durch diesen großen

Dichter hätte bei einer freien Auffassung seines Geistes der Horizont unserer Poesie sicher erweitert werden können. Aber man wußte ihm nur abzusehen, „wie er sich räusperte und wie er spuckte“, und mehr als ein Dezennium hindurch gingen ungeschickte Nachahmungen der Spanier, wozu auch Müllner's „Schuld“ und Grillparzer's „Ahnfrau“ gehören, über unsere Bühnen. Zwei monströse Dramen, welche halb antiken, halb modernen Charakter tragen, und in denen alle möglichen Versgebilde, griechische, italienische, spanische, wie in einem Kaleidoskop wechseln — „Alarkos“ von Friedrich Schlegel und „Lacrymas“ von W. v. Schütz — fanden allgemeine Bewunderung.

Eine andere Art von Mummenschanz wurde durch ein Paar trefflicher Dichter in Mode gebracht, auf welche die erste Bekanntschaft mit Hafis einen so blendenden Eindruck machte, daß sie etwas Preiswürdiges zu thun glaubten, wenn sie Kaftan und Turban anlegten und dichteten, als wären sie geborene Perser. Gewiß hat auch Hafis Töne auf seiner Leier, die in deutschen Herzen einen Nachklang hervorrufen können. Allein daß sich nun Rückert und Platen geberdeten, als säßen sie in einem Weinhause von Schiras, wenn sie die Schönheit junger Schenken besangen, so war das doch eine Maskerade, die Immermann mit Recht verspottete, indem er sagte, die „Bülbül, von der heute so viel geredet werde, habe doch keine andere Kehle, als die frühere Philomele.“

IV.

Wissenschaft und Poesie.

Die Periode der Verirrungen, welche durch die plötzliche Ueberfüllung Deutschlands mit allen möglichen fremden Literaturerscheinungen hervorgerufen wurde, darf wohl als ziemlich abgeschlossen betrachtet werden. Aber soll man nun wegen des Unheils, das sie gestiftet, und weil sich Aehnliches wiederholen könnte, wünschen, daß wir uns gegen die Erzeugnisse der Vergangenheit und Gegenwart bei anderen Völkern absperren, damit ja unsere Eigentümlichkeit nicht geschädigt werde? Zur Antwort hierauf dient zunächst, daß dies eine bare Unmöglichkeit sein würde. Der materielle und mit ihm zugleich der geistige Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen hat sich in den letzten Dezennien auf nie dagewesene Weise vermehrt, und es ist vorauszusehen, daß er sich noch stets erweitern und alle Weltteile überfluten wird. Wenn nun schon während der letzten Jahrhunderte die Literaturen der europäischen Völker in vielfachem Kontakt mit einander erwachsen sind, wie viel weniger vermöchte sich jetzt eine derselben gegen die andere abzuschließen! Auch würde der Erfolg eines solchen

verzweifelten Versuches, wofern er gelingen könnte, nicht etwa die erwartete Originalität, sondern vielmehr Armut und Verkümmerung sein. Auf dem Gebiete der Wissenschaften springt dies sogleich in die Augen. Nur durch die gemeinsame Thätigkeit der Gelehrten aller Länder, dadurch, daß der eine von diesen sich immer die Forschungen und Entdeckungen des andern zu Nutzen machte, um auf deren Grunde weiter zu bauen, haben das Geschichts- und Sprachenstudium, sowie die Naturwissenschaften so ungeheure Fortschritte gemacht, daß sie der Stolz unserer Zeit sind. Wie weit würden die Leistungen der deutschen Orientalisten unter der Höhe geblieben sein, die sie jetzt erreicht haben, wenn die Arbeiten eines Sacy, Slane, Dozy, Wilson nicht über die deutsche Grenze gedrungen wären! Und dies soll keineswegs zur Verkleinerung der Verdienste gesagt sein, welche treffliche Männer wie Fleischer, Bopp, Mohl, Schlegel, Lassen sich bei uns auf diesem Gebiet erworben haben; ihre Werke sind auf die nämliche Art wieder dem Auslande zu gute gekommen. Die erstaunliche Höhe, zu welcher die Naturwissenschaften in unseren Tagen gelangt sind, konnte nur durch das Zusammenwirken der verschiedenen Nationen erreicht werden. Hätten Humboldt und Liebig, Buffon und Cuvier, Lyell und Darwin nicht immer auf dem fortgebaut, was bei den Nachbarvölkern geleistet worden, viele gewaltige Entdeckungen auf diesem Gebiete würden nicht gemacht worden sein. Hier kann man schon mit Recht von einer „Weltwissenschaft“ reden; Altertumskunde wie Geschichtsforschung haben längst den nämlichen fruchtbringenden Weg eingeschlagen. Und wie auch wahre Philosophie nur gedeihen kann, wenn sie einen weiten

Horizont hat und das ganze Feld der Literatur in ihr Bereich zieht, das zeigt Arthur Schopenhauer im Vergleiche zu seinem Vorgänger Hegel. Wenn dieser mit vornehmer Geringschätzung auf die englischen und französischen Philosophen herabblickte, von keinem andern lernen zu können glaubte und ganz aus eigenen Mitteln ein hohles Spekulationsgebäude zusammenzimmerte, das denn auch schnell wieder eingebrochen ist, so zog Schopenhauer von der Philosophie, ja von der wissenschaftlichen und poetischen Literatur aller Völker Nutzen und wurde dadurch eben zu dem großen philosophischen Schriftsteller des Jahrhunderts, dem auch solche, die ihm in manchem wichtigen Punkte nicht beistimmen, zugestehen, daß seine Werke durch ihren Gedankenreichtum in Erstaunen setzen. Die wahrhafte Bedeutung dieses Mannes, Schelling und Hegel gegenüber, zeigt sich schon in dem Einen, daß er die gewaltigen Entdeckungen der Naturwissenschaft, die erst nach seinem Tode gemacht wurden, wie ein Seher voraus verkündet hat, indes die beiden Anderen gar keine Ahnung davon hatten und auf alle die wichtigen, unsere Zeit bewegenden Fragen über Vergangenheit und Zukunft des Menschen nur mit sinnlosem Wortkram zu antworten wußten.

Gerade so wie mit der Wissenschaft verhält es sich nun auch mit der Poesie. Die Zeit, wo dieselbe in der Abgeschlossenheit, wie im alten Griechenland, gedeihen konnte, vermag nie wiederzukehren, und der heutige Dichter, der die poetischen Werke fremder Nationen von sich fernhalten wollte, um seiner Eigentümlichkeit nicht Eintrag zu thun, würde sich lächerlich machen wie jener Maler, der nicht nach Italien reiste, weil er fürchtete, durch Anschauung

von Rafael's und Tizian's Bildern seine Originalität zu schädigen. Das Nachkünsteln aller möglichen Versmaße, die Nachahmung der verschiedensten Muster, wie sie eine Zeit lang bei uns im Schwunge war und noch nicht völlig aufgehört hat, wurde herbeigeführt durch das plötzliche, sich überstürzende Hereinbrechen so vieler fremdartigen Produkte aus allen Zeitaltern und Zonen. Allein die Wirkung der von Goethe verkündeten Weltliteratur soll und wird eine völlig andere, ja das Gegenteil hiervon sein. Sie soll nicht darin bestehen, daß eine Nation die Hervorbringungen der andern nachahmt, sondern daß sie sich mit deren Geiste durchdringt und zu eigenem Schaffen befeuert; ferner daß sie ihren Gesichtskreis ausdehnt und durch erweiterte Anschauung das Einseitige und Beschränkte, das ihr anklebt, ablegt. Hat doch Goethe selbst hiezu schon die schönste Initiative gegeben; seine gesammte dichterische Thätigkeit würde sich ganz anders gestaltet haben, wenn sie nicht angeregt und regulirt worden wäre durch die Erzeugnisse fast sämmtlicher Nationen. Bei aller Ehrfurcht für ihn kann man ihm vielleicht Schuld geben, daß er bisweilen in wirkliche Imitation verfallen ist, wenn er zum Beispiel in manchen Gedichten des „Westöstlichen Divan" eine Art Fasching treibt und die Miene eines Moslem annimmt. Seine besten Werke jedoch sind frei hievon und seine große Individualität bricht siegreich in ihnen hervor, wie viele Keime dazu er auch von außen her von Dichtern der Griechen, Römer, Italiener, Engländer und Franzosen empfangen hat.

Von Schiller gilt dasselbe, er nährte seinen Geist mit der Poesie des Homer und Virgil, des Shakespeare

und Sophokles, des Racine und des Calderon, verfiel aber darüber mit nichten in Eklektizismus, so daß er diesem oder jenem Vorbilde sklavisch gefolgt wäre. So haben unsere beiden großen Dichter den Kommenden den Pfad gezeigt. Allein sie standen erst an der Schwelle jener Weltliteratur, welche der eine von ihnen prophezeite. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt werden immer mehr die Schranken fallen, welche die Völker noch von einander trennen; und wie deren Wissenschaft, so wird auch deren Dichtkunst in Zukunft immer mehr in gemeinsamem Zusammenhang erwachsen und so zu ungeahnter Höhe gedeihen. Wie Fackel sich an Fackel entzündet, werden Gedanken, Phantasie und Empfindung einer Nation sich an jenen der andern entflammen, daß sie in Einer mächtigen Glut zum Himmel emporschlagen, und es wird eine neue Poesie entstehen — eine Weltpoesie, wie Goethe dies selbst vorausgesehen.

Jede Literatur ist nur dann lebendig, wenn sie die Ideen und Erkenntnisse ihrer Zeit in sich aufnimmt, und Diejenigen sind die schlimmsten Feinde der Bildung einer Nation, welche das von ihr ehedem Geleistete als etwas Unerreichbares hinstellen, oder sie wohl gar ermahnen, die Hände in den Schoß zu legen und sich zu freuen, wie sie es so herrlich weit gebracht. Eine solche Literatur wird zum Petrefakten, und auch die hohen Werke, die sie früher erzeugt, wandeln sich zum Fluche, wenn sie, statt fort und fort zu neuen Schöpfungen anzufeuern, den kommenden Geschlechtern als erstarrende Medusenhäupter vorgehalten werden, um sie beim Vorwärtsstreben zu entmutigen. Das Leben des Menschen und ebenso der Völker

hat nur dann Wert, wenn sie sich immer höher zu entwickeln trachten. Das Gleiche ist der Fall mit der Literatur. Wenn Stillstand in ihr eintritt, beginnt sogleich auch der Verfall und der Rückgang. So muß auch die Poesie der Zukunft, auf dem Boden der früheren stehend, immer höheren Zielen entgegenstreben. Sind die Kräfte der Dichter zunächst für das große Werk noch zu schwach — schon der Kampf ist glorreich, und Den, der in ihm erliegt, wird ein reicherer Lorbeer krönen als Denjenigen, der nur in den ausgetretenen Bahnen weiter wandelt. Aber auf dem ungeheuer erweiterten Terrain unter dem unermeßlichen Himmelskreise, der sich um sie und über ihr erschließt, werden der neuen Poesie die Schwingen wachsen. Wie schon die Auffindung des Seeweges nach Indien und die Entdeckung von Amerika, das Vordringen der Astronomen in die Unendlichkeit des Sternenheers und der dadurch gänzlich veränderte Begriff vom Weltgebäude die Dichtwerke der letzten Jahrhunderte mit erhabenen, bis dahin unbekannten Anschauungen erfüllt hat, so werden die noch viel größeren Entdeckungen unserer Zeit der künftigen Poesie einen so reichen Inhalt verleihen, wie ihn keine bisherige besessen hat.



V.

Der Weltenfortschritt und die Dichtung der Zukunft.

Wer mag verkennen, daß eine Aera auf Erden angebrochen ist, so großartig, so reich an gewaltigen Perspektiven in Vergangenheit und Zukunft, daß sich keine frühere darin mit ihr messen kann? Nicht lange mehr und ein Gürtel von ehernen Geleisen, unter dem Abgrunde der Meere und über die Gipfel wolkennaher Berge hinführend, wird alle Nationen mit einander verbinden und den Segen aller Länder ineinander strömen lassen. Die Dimensionen des Raums werden in einem Maße zusammenschwinden, daß man schneller die Erde umkreist, als man früher vom Norden zum Süden Europas gelangte. Schon sind die Seefahrten des Gama und Kolumbus von denen unserer Tage so weit übertroffen worden, daß sie neben ihnen fast nur als kindliche Versuche erscheinen, wie die der Argonauten oder der phönizischen Küstenbewohner. Vielleicht noch bevor ein Jahrhundert vergeht, werden die unermeßlichen Wüsten im innersten Afrika zu fruchtbaren Feldern umgewandelt sein, und beschwingte Flotten werden die Erdbewohner über Ströme und Abgründe dahin durch die Lüfte führen; immer weiter tragen Riesenteleskope die Blicke in den Himmelsraum, und jenseits der fernsten Nebelflecke

thun sich neue Welten auf, von denen der Lichtstrahl erst nach Myriaden von Jahren zu unserem Auge gelangt. Die Geschichte der Reiche und Völker hat sich bis in Tiefen einer Vorzeit erschlossen, in welcher nach der beschränkten Meinung früherer Tage die Schöpfung der Erde noch nicht stattgefunden hatte. Der Bann, der auf den geheimnisvollen Schriftzeichen der Aegypter lag, ist gelöst, und von ihren Steintafeln und Papyrusrollen lesen wir die Kunde von einem gewaltigen Reiche, das in grauer Urzeit im Nilthal geblüht und von mächtigen Königen beherrscht wurde, die gleich viele Jahrtausende vor König Sesostris lebten, wie dieser vor Kaiser Wilhelm dem Ersten. Schon dämmern auch in Asien alte, bis auf ihren Namen verschollene Reiche auf, über deren Trümmern sich erst die des Ninus und der Semiramis erhoben. Aber immer tiefer über die Anfänge der Völkergeschichte hinaus werden wir der Zeit nach zurückgeführt, wenn wir dem Leben der Menschheit auf Erden nachforschen. Unter dem Bett von Flüssen hat man menschliche Gebeine gefunden, in unterirdischen Felsenhöhlen Altäre mit Opfergeräten entdeckt. Es ist dadurch erwiesen, daß die Existenz unseres Geschlechtes nach Jahrhunderttausenden zählt, und in noch weit unendlichere Fernen werden wir hinabgeschlungen, wenn wir nach dem Ursprunge der Wesen spähen. In langer Entwicklungsreihe sehen wir ihn bis ins Undenkbare zurückweichen, bis dahin, wo jeder Zeitbegriff aufhört. Wir gewahren, wie aus einem einfachen Keime durch Aeonen sich ein Geschöpf aus dem andern entwickelt, das höhere aus dem niedrigen, und wenn auch zeitweiliger Rückgang stattfand, so ist doch im Großen und Ganzen der Fortschritt

unverkennbar, durch den die Erde mit ihren Bewohnern zu ihrem heutigen Zustande gelangt ist.

Daß eine solche Entwicklung ihren Abschluß noch nicht gefunden, daß sie den Menschen, den sie bis zur Höhe der Erkenntnis und Bildung, zu welcher er emporgeklommen, geführt hat, auch weiter zu immer höheren Stufen leiten wird, ist eine unabweisbare Annahme; und so steht das heutige Geschlecht vor der Aussicht in eine Zukunft, welche so glorreich, so blendend ist, daß alle Besonnenheit nötig wird, damit nicht utopische Träume sich in das Bild dessen mischen, was durch Schlüsse von dem Vergangenen auf das Kommende sich als wahrscheinlich erweist. Und gegen alle diese ungeheuren Errungenschaften unserer Zeit sollte die Poesie sich verschließen? Der Dichter sollte alle die Gedanken, die der neue Weltzustand ihm aufdrängt, von sich abwehren, es als sein höchstes Ziel ansehen, gleich den Sängern eines kindlichen Zeitalters die ihn zunächst umringenden Erscheinungen naiv wiederzugeben, oder das kleine Ach und Weh seines Herzens auszuströmen? Nein! wie der Mensch schon jetzt die Schranken des Raumes beinahe gesprengt hat und die Natur sich durch seine schaffende Thätigkeit mehr und mehr unterwirft, wie die Banane Indiens im Frost des Nordens unter schützendem Glasdach reift und das Eis des Pols die Glut der Tropen kühlt, so wird man in der neuen Dichtkunst zugleich die Palmen des Gangesufers und die Wasserstürze des Orinoco rauschen hören. Alle Eroberungen der Wissenschaft wird sie sich dienstbar machen und uns alle Wandlungen des Erdenlebens, vom ersten Starren der seelenlosen Materie an, vorführen. Gleich jener blauen

Blume, die in unseren Tagen aus dem in der Grabesnacht der ägyptischen Pyramiden geborgenen Samenkorn duftend emporstieg, wird in ihr die früheste Vergangenheit lebensvoll aufblühen; aber zugleich wird sie als tönendes Memnonsbild einen neu aufgehenden Weltmorgen begrüßen. Ihre Epen werden Iliaden von den Kämpfen des ringenden Menschengeistes, Odysseen von seinen Wanderungen durch Finsternis und Licht, durch die Tiefen der Gräber und durch die höchsten Wunder der Sternenwelt sein. Allen Empfindungen, welche in der Brust der Lebenden und der Leblosen schlummern, wird sie Sprache leihen und in Gedanken, wie sie im kühnsten Geistesfluge noch kein Sterblicher gedacht, alle Abgründe des Weltalls ausmessen.

Die Idee von einer solchen großen Dichtung der Zukunft hat offenbar Goethe vorgeschwebt, als er seinen zweiten Teil des Faust schrieb. Er hatte dabei nicht die volle Kraft seines Genius aufgewandt, um das Werk zur Vollkommenheit zu führen. Allein als Schöpfung seines gewaltigen Geistes, als Beleg für seine hohe Anschauung von der Aufgabe der Poesie ist es von unschätzbarem Wert. Gedanken groß wie Sonnen leuchten darin auf jeder Seite. Eine andere aus verwandtem Geist hervorgegangene Dichtung ist der „Erlöste Prometheus“ des großen Engländers Percy Bysshe Shelley. Auch dieses Werk leidet wie der zweite Teil des Faust an einer gewissen Nebelhaftigkeit und Unklarheit; aber beide Dramen sind von ungeheurer Bedeutung als Embryonen vollkommenerer Dichtungen ähnlichen Gepräges, welche erst die Zukunft zeitigen wird.



VI.

Dichtkunst und Literatur Jahrtausende nach uns.

Die glänzenden Aussichten, welche sich an Goethe's Ausspruch über die Weltliteratur knüpfen, werden vielleicht Manchen illusorisch scheinen; sie werden dieselben vernichten wollen durch die Verkündigung, der Materialismus werde in der Zukunft mehr und mehr alle geistigen Interessen zurückdrängen. Nicht nur die Poesie werde unter dem Räderrollen der Maschinen verhallen, sondern auch die Literatur überhaupt mehr und mehr brach gelegt werden, weil alle Anstrengungen der Menschen sich auf das Gewinnen von Reichtümern richten würden. Die Hauptliteratur der kommenden Jahrhunderte werde in Büchern mit den Rubriken „Soll und Haben" bestehen. Allein solche Befürchtung ist völlig aus der Luft gegriffen. Das Brausen der Dampfrosse, die rastlose Thätigkeit der Arbeiter in den Werkstätten sind hoch zu preisen, weil sie die blinden Kräfte der Materie in den Dienst des Menschen zwingen, seinen Wohlstand mehren und es ihm möglich machen, sich geistiger Thätigkeit zu widmen; und die letztere wird wachsen, je mehr wir die Natur unterjochen. Daß

unter der ungeheuren Menge der Erdbewohner verhältnismäßig immer nur sehr wenige zu solchem höheren Berufe gelangen können, ist eine traurige Erwägung; allein es läßt sich nicht bezweifeln, daß in Zukunft deren Zahl sich fort und fort mehren und größer werden wird, als in irgend einem früheren Jahrhundert. Dieses zeigt sich schon heute, wo Handel und Industrie in ehedem ungeahntem Maße betrieben werden und sich doch nicht nur Männer, sondern neuerdings auch Frauen in stets größerer Anzahl den Studien und den Künsten widmen. Geschichtsschreibung, Altertumskunde, Philologie der todten wie der lebenden Sprachen, vor allem aber die Naturforschung stehen in sämmtlichen Hauptländern Europas in Flor, und auch da, wo bis vor kurzem die Wissenschaft durch politischen und religiösen Geistesdruck zurückgehalten worden, ist der Eifer, das Versäumte nachzuholen, mächtig erwacht. So wird denn die Poesie nicht ersterben; sie hat im sechzehnten Jahrhundert, während unaufhörlich Kriegsstürme Italien durchtobten und die Pest fast in jedem Dezennium einen Triumphzug von Stadt zu Stadt hielt, der ein Drittel der Bewohner hinwegraffte, in Blüte gestanden; die furchtbare Tyrannei Philipp's II. hat sie in Spanien nicht unterdrücken können; durch das Kettenrasseln und Hohngelächter des Pöbels, der sich um die Guillotine des Concordienplatzes drängte, ertönte ihre Stimme aus dem Munde André Chénier's. Nach dem brausenden Lärm des Tages, dem ruhelosen Drängen nach Erwerb erschließt sich fort und fort der Sternenhimmel über der Erde und zieht die Blicke der Sterblichen zu sich empor, und so lange dies alte und doch ewig neue Schauspiel währt,

so lange in jedem Jahre der Frühling mit Blütenduft und Vogelgesang wiederkehrt, wird es auch Menschen geben, die den Drang in sich fühlen, die Empfindungen ihres Herzens auszuströmen, den Gebilden ihrer Phantasie Gestalt zu leihen; und es wird nicht an Solchen fehlen, die als Hörer Ohr und Seele der schönen Kunst erschließen. Wohl mag es vorkommen, daß eine Zeit lang sich Stumpfsinn einer Generation bemächtigt; allein nach einer solchen traurigen Periode werden die geistigen Bedürfnisse immer wieder mit erneuter Kraft sich geltend machen. Ein glänzendes Beispiel, wie gerade beim gewerbefleißigsten Volke, wo das Maschinenwesen die höchste Ausbildung erreicht hat, solche höheren Interessen am meisten gepflegt werden, bietet das heutige England dar. Während seine Schiffswerften unter der Menge der dort gezimmerten Fahrzeuge ächzen, die von seinen Häfen aus alle Meere überdecken, während die Arbeiter seiner Kohlengruben das Innerste unserer Erdkugel ausschöpfen zu wollen scheinen, und in seinen Fabriken das Stampfen der dampfgetriebenen Werkzeuge nie verstummt, — während zugleich die Politik mit ihren bewegten Parlamentsdebatten alle geistige Thätigkeit an sich zu reißen trachtet, widmen sich die leitenden Staatsmänner selbst mit Erfolg gelehrten Studien und schreiben, was wohl noch nirgends vorgekommen ist, die Chefs angesehener Bankhäuser, wie Grote und Lubbock, wissenschaftliche Werke von hoher Bedeutung. Zugleich aber wird der Poesie, und besonders der idealistischen, die regste Pflege geweiht.

Die Aspekte für die Dichtkunst und die Literatur überhaupt in der Zukunft sind sicher keine ungünstigen;

im Gegenteil, es ist anzunehmen, daß dieselben mit dem Fortschritte der Menschheit und im Wettstreite der Nationen mit einander immer höhere Stufen erklimmen werden. Allein nicht gleich hoffnungsreiche Aussichten, wie für das Ganze, möchten sich für die einzelnen Schriftsteller und Dichter eröffnen, insofern sie dauernden Ruhm, ja Unsterblichkeit für sich begehren. Wie die Zeitgenossen des Kopernikus alle ihre Begriffe vom Raum ändern mußten, als sie die Erde zu einem kleinen Punkte inmitten des Weltalls zusammenschrumpfen sahen, so können wir nicht mehr an unseren früheren Vorstellungen von der Zeit festhalten, seitdem wir die Vergangenheit der Menschen- und noch mehr die der Erdgeschichte sich in beinahe unausmeßbare Fernen verlieren gesehen haben. Die fast unendlich langen Perioden, die schon vor dem Erscheinen unseres Geschlechts auf der Erde hingeschwunden sind, die Jahrhunderttausende, während deren dasselbe diesen Planeten bereits bewohnt, verlangen, daß wir eine neue Zeitrechnung einführen. Nach aller Analogie läßt sich schließen, daß noch eine unabsehbare Zukunft vor der Menschheit liegt. Denken wir nun, wie wenige Jahrtausende erst vergangen sind, seit überhaupt eine Literatur existirt, und wie zahllose von den seitdem erschienenen Geisteserzeugnissen schon spurlos verschwunden sind, so müssen wir annehmen, daß in einer sehr fernen Periode auch noch Vieles von dem, was sich bisher behauptet hat, in Vergessenheit gesunken sein wird. Stellen wir uns den seit Homer oder den Dichtern der Vedas verflossenen Zeitraum nur verzehnfacht vor, so wird die Flut der Literaturerscheinungen so ungeheuer geschwollen sein, es wird die Masse des Späteren immer das Frühere

zurückgedrängt haben, so daß von diesem nur äußerst wenig übrig geblieben sein kann. Das wird um so mehr der Fall sein, je mehr die Weltliteratur sich über den ganzen Erdboden ausbreitet und auch die jetzt ihr noch fern stehenden Völker daran mitarbeiten. Dazu kommt, daß, wofern sich nicht eine allen Völkern gemeinsame, auch für die Literatur allein gebrauchte Weltsprache bildet, doch jedenfalls das heutige Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch, wie auch alle anderen Idiome nach und nach todte Sprachen werden müssen, so daß Goethe und Shakespeare nur noch gelesen werden können, wie Beowulf oder das Wessobrunner Gebet. Der Gedanke, daß selbst die Sterne der Literatur, die bisher am leuchtendsten gestrahlt, erlöschen können, wird Vielen undenkbar erscheinen, indessen kann man ihm nicht ausweichen, wenn man sich auf diesen Standpunkt stellt. Wer ihn niederschlagend findet, mag erwägen, daß die großen Kunstwerke eines Michel Angelo, Rafael und Tizian schon nach wenigen Jahrhunderten rettungslos zu Grunde gegangen sein werden, und vielleicht, wenn er für seine eigenen Hervorbringungen eine lange Dauer gehofft hat, Trost daraus schöpfen, daß sie das Schicksal so hoher Werke teilen. Doch für Denjenigen, dessen Ruhmbegier keine Eitelkeit ist, der nur wünscht, daß das, was er geschaffen, Gutes stifte, in verwandten Geistern einen Widerhall finde und den Fortschritt der Menschheit fördere, gibt es einen noch höheren Trost. Alle, deren Seelen sich über den gemeinen Staub erhoben und zu hohen Gedanken emporgeschwungen haben, leben und wirken fort bis an das Ende der Zeiten. Mögen ihre Gebeine zerfallen, mag jedes Andenken daran, wer sie waren, erloschen

sein, — ihre Schatten werden durch die kommenden Generationen dahinschreiten, diese zu edlen Thaten befeuernd, wie wir selbst in Stunden stiller Andacht uns von dem Odem großer Männer der Vergangenheit umweht fühlen, deren Namen keiner zu nennen vermag. Und auch ihren Schriften wird Unsterblichkeit in einem höheren Sinne zu teil werden, als er gewöhnlich mit dem hohlen Schalle des Ruhmes verknüpft wird; nicht bloß die Werke Homer's und Plato's, Dante's und Goethe's, — nein, alle, die mit Liebe und Begeisterung geschaffen sind, können nicht untergehen. Mag das letzte ihrer Blätter zerrissen und zu Staub zerrieben, mag jedes ihrer Worte verhallt sein: ihr Geist verbreitet sich, wenn er zuerst auch nur im engsten Kreise Einfluß geübt, auf tausend geheimnisvollen Wegen weiter, und so vererbt sie ein Geschlecht dem andern als unveräußerliches Besitztum der Menschheit.



Tagebuch aus dem Odenwald.



I.

Es gibt Menschen, die immer nach Neuem Begehren tragen, und die Begierde, fremde Länder und Völker zu sehen, hat auch mich vielfach auf der Erde umhergetrieben. Aber wenn ich diesen Drang gestillt, fühle ich auch den Trieb, mich zu sammeln und dem überschwenglich Vielen, was ich schon gesehen, nachzudenken.

Ist nicht die Welt, die wir auch in dem verborgensten Thal, in der ödesten Haide Deutschlands vor uns haben, ist nicht das Leben selbst schon das größte Wunder? Nur die Gewohnheit macht, daß wir dagegen abgestumpft sind; wenn wir Alles zum ersten Mal erblickten und erkennten, so würden uns die Sinne schwindeln, wir würden, überwältigt von Erstaunen, uns nicht zu fassen wissen. Millionen — nein, nie zu zählende Milliarden von Zentralsonnen, um die sich wieder Sonnen mit ihren Planeten und Monden schwingen, in den unendlichen Raum hinausgeschleudert, und wir auf einem der kleinsten dieser Bälle wohnend, mit ihm durch die Unermeßlichkeit rollend und kreisend — um uns das uferlose Meer des Raumes, vor uns und hinter uns eine Ewigkeit — man sollte glauben, der schwache Geist des Menschen müsse, sobald das erste Bewußtsein

hievon in ihm aufdämmert, von dem Gedanken erdrückt werden. Selbst über der ödesten Wüste erschließt sich allnächtlich ein Schauspiel, neben dem alle Pracht von Salomos Hofe, alle Herrlichkeit der Kalifenschlösser als ein armseliges Nichts erscheint. — Der tiefblaue Himmel mit seinen Milchstraßen und Nebelflecken und flatternden Kometen: wem das in jeder Nacht zu sehen vergönnt ist, der sollte nicht um die Oede des sonnenverbrannten Bodens klagen. Aber auch die Wüste selbst, welche Wunder birgt sie nicht in ihren vom Samum umhergetriebenen Sandwirbeln, in den Feenschlössern und Gärten der Fata Morgana, die sich auf den zitternden Wellen ihrer Dünste wiegen! Dann der Ozean mit seinen schwimmenden Eisbergen, seinen Palmeninseln und seinen vom Wogenschlage hallenden, azurnen Grotten! Und aus der Flut auftauchend das Festland mit seinen grünenden Wiesen, seinen Südfruchthainen voll goldener Aepfel, seinen leuchtenden Alpenfirnen und von Schneestürmen gepeitschten Tannenwäldern, seinen flammenden Vulkanen! Und was diese ganze traumhafte Herrlichkeit noch traumhafter macht, ist der Gedanke, daß sie leicht wie eine Seifenblase im nächsten Augenblick verschwinden kann. Der Boden, auf dem wir jetzt wohnen, war einst Meeresgrund, über ihm wogte und schäumte der Ozean; wer bürgt dafür, daß dieser die ausgeworfene Schlammmasse mit Allem, was sie trägt, nicht bald wieder verschlingen werde? Doch das ist noch die kleinste der Katastrophen, die uns droht; der ganze Erdball kann morgen, ja noch heute, während ich diese Zeilen schreibe, zertrümmert werden. Früher fürchtete man, ein solches Los werde ihn durch den Zusammenstoß mit einem Kometen

treffen, oder man meinte, er werde sich durch die beständige Rotation von den Polen her abplatten, schließlich in der Mitte auseinander bersten und die Gestalt eines Ringes annehmen, der, in einzelne Stücke zerbröckelnd, zuletzt in die Sonne stürzen müsse. Jetzt scheint die Besorgnis wegen der Kometen beseitigt zu sein, weil diese als bloße Nebelmassen erkannt worden sind, und wegen der zweiten Eventualität tröstet man sich damit, daß sie in sehr weiter Ferne stehe. Allein daß der Erde und ihren Bewohnern von anderen Seiten Todesgefahren in jedem Moment drohen, läßt sich nicht bezweifeln, und wir müssen uns eingestehen, daß gegen diese Gefahren keine Brandassekuranzen und keine Lebensversicherungen etwas helfen können, daß auch kein Mathematiker, kein Astronom, wie weit er es immer in seiner Kunst gebracht haben mag, angeben kann, wie spät oder früh die letzte Katastrophe, die ohne allen Zweifel wie sämmtliche Gestirne so auch unsern Planeten ereilen muß, eintreten wird. Ist doch die Kugel, auf der wir hausen, in ihrem Innern eine glühende Masse von Erz und Lava, welche die dünne Rinde, die sie umgibt, in jedem Augenblick durchbrechen kann. Einst als ich auf dem Gipfel des Aetna stand und mit Schaudern in den grauenvollen Trichter hinunterblickte, glaubte ich durch den vom Flammenschein erhellten Rauch in einen unermeßlichen Zauberkessel voll lodernder Gase und brodelnder Metalle hinabzuschauen. Bisweilen kommen einige Proben von diesen alle Länder mit Untergang bedrohenden feurigen Massen zum Vorschein, indem sie aus dem Chimborasso, dem Aetna, dem Vesuv, dem Hekla hervorbrechen und etliche Städte und Dörfer unter ihren Schichten begraben. Die Bewohner der Länder,

welche keine solche rauchenden Krater haben, wundern sich, wie man doch in so unheimlicher Nachbarschaft nur einen Augenblick seines Lebens froh werden könne, bedenken aber nicht, daß ihre eigene Lage nicht eben viel sicherer ist. Unser gutes Deutschland zum Beispiel hat im Taunus, in der Eifel und anderen Gegenden zahlreiche Vulkane, die jetzt für erloschen gelten; auch der Vesuv jedoch galt zur Zeit des Plinius für ausgebrannt und man hatte seit Menschengedenken keine Kunde von einer Eruption desselben; da plötzlich fand jener furchtbare Ausbruch statt, der Pompeji und eine Reihe anderer Städte zerstörte. Wer bürgt, ob nicht auch der Feldberg wieder thätig werden und Frankfurt, Offenbach, Wiesbaden verschütten wird? Von den entsetzlichen Wirkungen der Erdbeben, die ganze Länderstrecken mit ihren Städten und Einwohnern in das unten wogende Flammenmeer hinabreißen, haben wir alljährlich Beispiele. Im Norden glauben wir uns sicherer, allein nichts gibt uns Gewähr, daß nicht die kleineren Erschütterungen, die auch bei uns häufig vorkommen, größere Dimensionen annehmen können, daß nicht einmal Wien oder Paris ebenso, wie im vorigen Jahrhundert Lissabon, in wenigen Minuten von der Erde verschwinden werden. Indessen sind dies immer nur verhältnismäßig geringe, nur Einzelne bedrohende Unglücksfälle, es sind nur kleine, mahnende Andeutungen von dem Schicksal, das unsern ganzen Planeten jeden Tag ereilen kann. Keiner kennt genau den Zustand im Innern der Erde, keiner weiß, ob durch irgend welche Ursachen die Feuermassen nicht zu einer so gewaltigen Explosion gedrängt werden können, daß die schwache äußere Rinde, die sie nur notdürftig bedeckt, zerbirst und kein

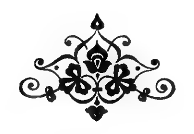
lebendes Wesen mehr auf ihr zu atmen vermag. Dies ist nur eine von den verschiedenen Katastrophen, die uns möglicherweise bevorstehen; bei aller Vortrefflichkeit und Tragweite der heutigen Fernrohre wissen unsere Astronomen doch nicht, welche Konstellationen der Himmelskörper, welche geheimnisvollen Vorgänge in den unermeßlichen Welträumen plötzlich das kleine Sonnenstäubchen, das uns trägt, vernichten können. Man hat Fixsterne beobachtet, die, vielleicht millionenmal größer als unsere Erde, mit hellem Lichte flammten, dann auf einmal erloschen, als wären sie nie gewesen; mithin gibt es keine Garantie dafür, daß unseren winzigen Wandelstern nicht ein ähnliches Schicksal treffen könne. So gleichen alle Erdbewohner Solchen, die arglos über einem nur mit dünnen Brettern bedeckten Pulvermagazin wandeln; Wenige von uns denken daran, daß wir vielleicht nächstens in die Luft gesprengt werden; aber für Diejenigen, denen diese gefährliche Situation zum Bewußtsein kommt, mehrt der Gedanke daran noch das Erstaunen über diese ganze wunderwürdige Existenz.

In mir ist dieses Erstaunen früh geweckt und von Jahr zu Jahr lebendiger geworden. Seitdem es mich ganz erfüllt, ward es mir Bedürfnis, mich bisweilen in die Einsamkeit zurückzuziehen, um mich der Betrachtung aller mich umringenden Wunder hinzugeben. Ich finde solche im größten wie im kleinsten. Wenn ich Nachts zum gestirnten Firmament aufblicke und das Auge zu den Welten über mir emporschlage, sage ich mir: Jener Fixstern, Denebola genannt, der dort in der Tiefe des Himmels schimmert, ist so unendlich fern, daß der Lichtstrahl einer Million von Jahren bedarf, um von ihm zur Erde zu gelangen; sein

Glanz kündet mir nur, daß vor unvordenklicher Zeit dort eine Sonne vorhanden gewesen ist; ob sie nicht lange untergegangen, weiß ich nicht, aber existirt sie noch jetzt und denke ich mir auf ihr Wesen, deren Sehkraft so stark ist, daß sie unsere Erde gewahren können, so werden diese das jetzt lebende Geschlecht erst nach hunderttausenden von Jahren erblicken. Nehme ich weiter an, genannte Wesen vermöchten mit ihrem gesteigerten Sehvermögen auch die Vorgänge auf der Erde zu schauen, so würden sie erst in später Zukunft Adams Vertreibung aus dem Paradiese, noch ein bißchen später die Schlacht von Marathon und wieder einige Jahrtausende nachher die Schlacht von Sedan erblicken. Vom Denebola zu einem näheren Fixstern, etwa Sirius, übergehend, stelle ich mir dann vor: Für die Bewohner dieses Sterns ist die Geschichte von Griechenland und Rom schon Vergangenheit. Sie richten vielleicht in diesem Augenblick ihre Teleskope auf die Erde, um der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon zuzusehen. Wende ich mich dann zum Planeten Mars, welcher uns so nah steht, daß das Licht den Weg zwischen ihm und uns in wenigen Sekunden zurücklegt, so nehme ich an, dort beobachte man, was eben jetzt auf der Erde geschieht. Auf den unendlich vielen Welten muß bei der unendlichen Verschiedenheit der Distanzen, in denen sie von einander stehen, vorausgesetzt, daß auf ihnen Geschöpfe von gehöriger Weitsichtigkeit existiren, so in jedem Moment auch eine unendliche Verschiedenheit der Zeit- und Weltepochen gesehen werden; auf dem einen Sterne wird man das als Gegenwart erblicken, was für den andern schon Vergangenheit, für den dritten erst Zukunft ist. Endlich stelle ich mir vor,

es gebe Wesen, die zugleich auf allen diesen Sternen gegenwärtig seien, so ist mir klar, daß dieselben zugleich und in dem nämlichen Augenblicke Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sehen müssen, und so vermag ich mir ein Bild der Ewigkeit zu machen. Ich hege die feste Zuversicht, dereinst selbst ein solches Wesen zu werden und, wie ich schon jetzt in Momenten der höchsten Erhebung einen beträchtlichen Teil des unendlichen Alls in Gedanken umspannen kann, so wirklich und wahrhaftig zu jener Allgegenwart zu gelangen. Dann werde ich die sämmtlichen Perioden der Geschichte, von denen mir jetzt nur unvollkommene Kunde geworden, durchleben, alle die großen Männer, mit deren Geiste ich den meinen genährt, von Angesicht zu Angesicht schauen; ich werde nicht nur sie, ich werde alle Edlen und Guten, die je gelebt, ganze Völker und Generationen der Menschen, die mir vor Allen teuer, an mein Herz drücken. Mich selbst werde ich auf der Erde wiederfinden und alle Momente meines Daseins noch einmal durchleben in ewig dauernder Gegenwart. Denn als das Wesen, zu dem ich dann erweitert bin, schaue ich nicht nur Alles, was im grenzenlosen Raume geschehen ist, geschieht und geschehen wird, sondern ich fühle auch Alles mit Allen. Dann spiele ich wieder die ersten frohen Kinderspiele, schwärme wieder als Jüngling, hohe Entschlüsse in der ahnungsvollen Brust wälzend, unter dem Sternenhimmel und mühe mich ernsten Ringens in den Mannesjahren; so erscheint mir der Tod als kein schmerzvolles Scheiden von der freundlichen Gewohnheit des Daseins, sondern als ein willkommener Uebergang in lichtere Sphären. Und wie die früheste Urzeit, so ist mir auch die späteste Zukunft,

nicht nur die unserer Erde, sondern aller Welten, erschlossen. Ich bin ihr Bürger von Ewigkeit zu Ewigkeit. Bisweilen, wenn ich mir diesen dereinstigen Zustand recht lebhaft vor die Seele zu führen suche, glaube ich, ich müsse der Größe des Gedankens erliegen; mir schaudert wohl, wenn ich mir ausmale, wie ich auch allen den Jammer, all das namenlose Elend der Menschheit, das mich schon im bloßen Berichte mit Schrecken erfüllt, leibhaftig schauen, ja teilen und mitdulden soll; doch dann erhebt mich wieder das Vertrauen, daß alle diese Leiden nur Mißklänge sind, die sich in eine große Harmonie auflösen und letztere nur reicher und voller machen werden.



II.

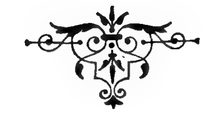
Wenn ich zum Sternenhimmel aufblicke, glaube ich auch die kleine Spanne Zeit, in der ich lebe, verschwinden oder vielmehr nach beiden Seiten sich ins Unendliche ausdehnen zu sehen. Wie das Licht des einen Fixsterns mein Auge trifft, sage ich mir: Als es von jenem Flammenherde ausging, war die Erde noch eine feurige Nebelmasse und zwischen jenem Momente bis zu dem, wo er bei mir anlangt, liegen alle die unermeßlichen Zeiträume, in denen sie feste Gestalt gewonnen, die ganze Reihe der lebenden Wesen sich nach und nach entwickelt und endlich die Geschichte aller Völker und Staaten sich abgesponnen hat. Ich sage mir ferner: Wenn der Strahl, der eben jetzt von jenem kaum noch sichtbaren Nebelflecken aufbricht, seine Reise bis zu dem Punkt im Raume, wo ich mich befinde, vollendet haben wird, so wird unsere Erde längst aufgehört haben zu sein, mögen die Stücke, in die sie geborsten, als einzelne Meteorsteine durch den Himmel hinrollen, möge sie sich wieder in einen flammenden Gasball aufgelöst, oder möge dieser sich zu einem neuen Planeten gestaltet haben, der den Wohnplatz für Wesen anderer Art, als wir sind, bildet.

Ich brauche jedoch nicht zum Himmel emporzublicken, um zu solchen Betrachtungen angeregt zu werden. Verschiedene Male habe ich hier in der schönen Sommerzeit fast sämmtliche vierundzwanzig Stunden von Nacht und Tag im Freien zugebracht. Dann fand ich mich in jeder Stunde von Erscheinungen umgeben, die mich von der Scholle, sowie von dieser Schülerbank der Zeit losrissen und bald in weit entlegene Räume, bald in unvordenkliche Vorzeit und in die verschiedensten Perioden der Erdbildung versetzten. Der grause Schmetterling, der sich erst bei völliger Dunkelheit aus seinem Schlupfwinkel hervorwagt und mich um Mitternacht umschwirrte, der Todtenkopf, führte mir lebendig jene Epoche vor, als noch dichte Dünste, die kein Lichtstrahl durchdringen konnte, Finsternis über die Erde breiteten. Damals haben sich seine Organe, die nur für das Dunkel taugen, gebildet; er ist mit seinen Gewohnheiten unverändert derselbe geblieben, und wenn ich ihn in tiefer Nacht umhersummen hörte, glaubte ich wirklich noch in jener frühen Urwelt zu leben. Sie hat sich durch alle Jahrhunderttausende in diesem ihrem Bewohner bis zu uns erhalten. Die Zeit, in welcher der erste matte Schein durch die alte Nacht zu brechen begann, vergegenwärtigt sich mir in den Phalänen; scheu wie ein Augenkranker, der das volle Licht nicht vertragen kann, flattern sie in der Dämmerung hervor und suchen in ihr das ihnen gewohnte Zwielicht jener Periode, als die Himmelskönigin noch im ohnmächtigen Kampfe mit den Nebelmassen rang, die auf der Erde lagerten. Oft, wenn ich so um die Abendstunde daliege und es um mich schwirrt von den Geschöpfen, die in jener Erdendämmerungszeit entstanden, glaube ich

selbst noch in ihr zu leben. Wenn es dann hell im Osten wird und bei den ersten wärmenden Sonnenstrahlen die zarten Tagesschmetterlinge ihren Flug von Blume zu Blume beginnen, werde ich zugleich Zeuge des Anfangs der gegenwärtigen Erdperiode; die Nacht und die Dämmerung sind versunken und vielgestaltiges fröhliches Leben entfaltet sich in den Thälern und auf den Hügeln. Andere Erscheinungen in meiner nächsten Nähe führen mich wie aus den engen Schranken der Zeit so auch von dem Boden, der mich trägt, weit hinweg. In dem kleinen Landhaus auf dem Hügel über mir werden Pfauen gehalten; so oft Regenwolken am Himmel heranziehen, höre ich diese Vögel lautes Geschrei erheben. Ich erinnere mich dann, wie in den Sanskritgedichten vielfach vorkommt, daß die Pfauen den ersehnten Regen mit frohem Stimmenruf begrüßen. In Indien, wo mehr als die Hälfte des Jahres hindurch sich keine Wolke am Himmel zeigt und alles Lebende wie Leblose bei dem sengenden Sonnenbrande nach Kühlung und Erfrischung lechzt, ist dies natürlich; nicht so in unserem Norden, wo wir selbst im Sommer größtenteils mehr über zu viel Nässe als über Trockenheit zu klagen haben und wo auch den Pfauen wahrscheinlich ein heiterer und sonniger Tag lieber ist als ein regnerischer. Aber diese, die aus dem Gangeslande stammen, haben durch alle Jahrtausende und Generationen die in ihrer Heimat angenommene Gewohnheit beibehalten und so haben sie hieher in den Odenwald gleichsam ein Stück des alten Indien herübergeführt. Ich glaube mich durch ihre Stimme bisweilen so sehr nach Indien versetzt, daß ich mich umsehe, ob ich nicht auch den von den Sanskritdichtern so viel besungenen

Vogel Tschataka erblicken kann, der den heraufsteigenden Regenwolken entgegenfliegt, um die ersten Tropfen mit seinem Schnabel aufzufangen. — Ich habe bemerkt, daß auch die Hähne bei heranziehendem Regen krähen, so froh, wie wenn sie den Tagesanbruch begrüßten, und dies läßt mich vermuten, daß auch sie aus südlichen Gegenden stammen. — Wenn ich im Herbste über mir die Kraniche, Schwalben oder andere Wandervögel in langen Zügen nach dem Süden fliegen oder im Frühling ebenso zurückkehren sehe, so erregt solcher Anblick in mir eigentümliche Ideen. Mir erscheinen diese Vögel beinahe wie Wesen höherer Art, so weit erhaben sind sie in einigen Rücksichten über uns. Während die meisten Menschen an die Scholle gebannt sind und nicht über den Flecken Erde hinauskommen, auf dem sie geboren worden, schwingt sich die Schwalbe, wenn es ihr bei uns zu kalt wird, in kühnem Fluge über Länder und Meere hinweg und sucht den entflohenen Sommer am Mondgebirge auf, wo der Nil aus verborgenen Quellen herabstürzt. Sie hat dies geheimnisvolle Wunderland schon vor undenklichen Tagen gekannt, lange bevor noch irgend ein Entdecker in dessen Nähe gekommen; schon bevor bei den alten Aegyptern die Kunde von dem Vorhandensein jener tropischen Schneegebirge auch nur als märchenhafte Sage verbreitet war, machte sie alljährlich die Reise zwischen dort und den Alpen oder skandinavischen Bergen. Aber nicht nur Beherrscher des Raumes, auch fast zeitlose Wesen erscheinen mir die Wandervögel, denn sie haben eine Erinnerung, ein Bewußtsein von der frühesten Zeit der Erde und der Gestalt, die sie hatte, bevor noch Menschen auf ihr lebten; ja, ich möchte

sagen, die Schwalbe, welche diesen Sommer an meinem Fenster nistet, sei kein Geschöpf von heute, sie lebe noch jetzt in jener grauen Urzeit; denn sie nimmt noch gegenwärtig den Flug über das Meer an jenen Stellen, wo ehemals blühende, nun versunkene Landstriche waren und ihr den Weg nach Afrika zeigten; für sie sind jene Landstriche noch vorhanden, sonst würde sie nicht die Fahrt über die unwirtbare Flut wagen. Sie weiß und hat seit undenklichen Zeiten gewußt, was unsere Gelehrten erst unlängst entdeckt haben, indem sie nach den unter dem Meere befindlichen Klippen und Bergzügen die ehemalige Konfiguration der Erde rekonstruirten.



III.

Es war das größte Ereignis in meinem Leben, als ich zuerst die Lehre von dem Ursprung und der weitern Entwicklung der Wesen und Wesenarten auf der Erde vernahm. Diese Lehre mag heute noch mit manchen Irrtümern versetzt sein, es mag manches in ihr noch unhaltbare Hypothese sein; doch nach meiner festen Ueberzeugung wird sie sich im wesentlichen als unbestreitbare Wahrheit herausstellen und noch vor dem Ende unseres Jahrhunderts, auf Thatsachen gegründet, so unerschütterlich feststehen, wie die Lehren von Kopernikus und Newton über das Weltsystem. Ich schätze mich glücklich, wenn auch erst spät die Morgendämmerung dieses neuen Welttags der Erkenntnis erblickt zu haben. Aus einem einfachen Lebenskeim sind alle Wesen hervorgegangen, haben sich im Laufe von Aeonen in aufsteigender Linie alle Arten, die höheren aus den niederen, entwickelt. Diese Lehre ist eine trostreichere als diejenige, welche die Religionen uns bieten; denn es ist besser, aus der Unvollkommenheit sich höher und höher zu erheben, als ein gefallener Engel zu sein. Auch ist diese Lehre nicht materialistisch, sondern das Gegenteil davon, denn sie läßt uns erkennen, wie die rohe Materie sich

zu immer vollkommeneren Gestaltungen emporarbeitet, in denen mehr und mehr der Geist zur Herrschaft gelangt. Sie ist ferner eine wahrhaft heilige, denn sie spornt uns an, mit allen Kräften vorwärts zu streben und uns aus der niedern Stoffwelt aufzuringen. Wenn die Geschlechter der Menschen, die als die Blüte der bisherigen Entwicklung dastehen, in diesem Streben ermatten und sich wieder von der dumpfen Materie gefangennehmen lassen, so können auch wieder Rückbildungen stattfinden und die Wesengattung, die einen Plato, einen Shakespeare hervorgebracht, kann wieder zurücksinken unter den sprachlosen Gorilla. Glücklicherweise ist kein ernster Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß ein solcher Rückgang eintreten werde. Es hat sich eine so große Summe der Erkenntnis auf der Erde verbreitet, die aufeinanderfolgenden Generationen der Menschen haben uns so hohe Werke hinterlassen, um unsern Geist daran zu nähren, daß wenn auch Zeiten der Ermattung und Verdunklung auf der Erde eintreten, das einmal geschürte heilige Feuer doch immer von neuem hervorbrechen und dann hell und heller auflodern wird. Unverkennbar sind schon Perioden gewesen, in denen eine stockende oder rückläufige Bewegung auf Erden stattfand. Aber diese hatten keine Dauer, die Menschheit raffte sich wieder auf, um ihrem großen Ziel entgegenzuschreiten. Besonders hoch anzuschlagen und als unschätzbar für den Fortschritt der Menschheit zu preisen sind die großen Entdeckungen und Erfindungen der neuern Zeit; sie müssen als der wahre Stolz und Triumph unseres Säkulums gelten, durch sie ist der Mensch schon in einem Maße Herrscher über die todte Natur geworden, wie man es früher nicht geahnt;

diese Siege aber sind zugleich Siege des Geistes über die Materie. Im Zeitraum von kaum fünfzig Jahren ist durch diese Erfindungen das Antlitz der Erde verändert worden. Die leichte Verbindung, die schon in beträchtlicher Ausdehnung von Volk zu Volk, von Land zu Land hergestellt ist, muß den wohlthätigsten Einfluß auf die Gesittung üben, die Völker miteinander vereinen und dem Hasse von Nachbar zu Nachbar, bisher die Quelle ewiger Kriege, ein Ende machen. Ich glaube, in dieser Hinsicht darf auch die Erfindung immer furchtbarerer Zerstörungsmittel gepriesen werden; denn wenn durch riesenhafte Explosionen auf einmal ganze Heere in die Luft gesprengt werden können, wird es gar nicht mehr möglich sein, Kriege zu führen.

Von jeher, selbst als mein Geist noch in überlieferten Glaubensmeinungen befangen war, empörte es mich aufs tiefste, wenn ich von Anhängern der letzteren sagen hörte, der Krieg gehöre zu der von Gott eingesetzten Ordnung der Dinge. Dieser Satz, verbunden mit dem Gedanken an all das namenlose, auf Erden herrschende Elend, war es auch, was zuerst religiöse Zweifel in meine Seele warf. Nach und nach erkannte ich, wie roh, wie widerspruchsvoll und sogar lästerlich die Idee ist, die ein Wesen von unserer Art zwar potenzirt, aber doch mit menschlichen Eigenschaften ausgerüstet zum Urheber der Welt macht. Wenn ich vernahm, wie ein Erdbeben auf einmal ganze Länder und Städte mit hunderttausenden ihrer Bewohner verschlang, wenn, wie in den letzten Jahren geschehen, in Asien viele Millionen den Hungertod sterben müssen, so dachte ich: ein Gott, der aus Berechnung eine solche Welt des Jammers hervorgebracht oder der gar angeordnet hätte, dieses Elend

solle bis ans Ende der Zeiten währen, könnte nur ein hassenswürdiges Wesen sein. Als den grauenvollsten, haarsträubendsten Frevel, den nur ein Mensch verüben kann, hat uns Dante die That jenes Erzbischofs geschildert, der Ugolino im Hungerturm von Pisa verschmachten ließ; mit welchem Namen müßte man nun den bezeichnen, der über unzählbare Menschen einen solchen Martertod verhängt und planmäßig die Welt zum Schauplatz einer derartigen nie endenden Tragödie gemacht hätte! In mir erwuchs eine höhere Idee von der Gottheit, als dem Inbegriff alles Großen, Schönen und Erhabenen. Wer ihr eine Persönlichkeit, also etwas wesentlich Unvollkommenes beilegte, vor dem schauderte ich zurück, weil ich darin eine Blasphemie erkannte. Den Gedanken aber an jene Schrecknisse konnte ich nur tragen, wenn ich sie mir als von blinden Naturmächten herrührend vorstellte und wenn ich es als die Aufgabe der Menschheit ansah, sie nach und nach verschwinden zu lassen. Gewiß, es gibt Uebel, die mit der Existenz der Erde verbunden zu sein scheinen, zum Beispiel die Erdbeben, die Ausbrüche der Vulkane und so weiter; ob uns einmal in einem künftigen höheren Zustande, in den wir eingehen, die Notwendigkeit dieser Katastrophen und der ungeheuren Masse von Leiden, die bisher auf Erden geherrscht haben, klar werden wird, weiß ich nicht; aber daß der Mensch einen großen Teil der Uebel, die bis heute an sein Dasein geknüpft waren und die er zum Teil selbst veranlaßt hat, beseitigen kann und wird, ist meine feste Ueberzeugung. Diejenigen, welche mit solcher Zuversicht die Behauptung aufstellen, der Krieg sei ein notwendiges Uebel und werde nie aus der Welt

verschwinden, ja, die denselben lobpreisen, gleichen durchaus denen, welche noch im vorigen Jahrhundert meinten, die Folter könne unmöglich abgeschafft werden, ja, welche dieselbe als ein treffliches Mittel, um die Wahrheit an den Tag zu legen, lobten. Jene mögen ihre Behauptung mit einem Anschein von Recht aussprechen können, so lange die Menschheit noch auf einer sehr untergeordneten Stufe steht, aber sie werden durch deren zunehmende Vervollkommnung Lügen gestraft werden, wie dies den Lobrednern der Folter schon jetzt begegnet ist.

Gegenwärtig sind viele der Erfindungen, deren sich unser Jahrhundert rühmt, noch neu und haben noch bei weitem nicht ihre ganze Tragweite gezeigt. Schon in nicht ferner Zeit werden alle Länder und Völker auf viel vollkommenere Art als durch unsere Schienenwege miteinander verknüpft sein, Nation wird mit Nation so verschmelzen, daß keine mehr daran denkt, die andere zu bekriegen, was überdies wegen sonstiger Erfindungen außer dem Bereiche der Möglichkeit sein wird. Wüsten, wo jetzt kein lebendes Wesen atmen kann, werden in fruchtbare Regionen umgewandelt, Sümpfe und Seen ausgetrocknet werden, so daß der Ueberbevölkerung, die sich überdies, wenn erst normale Zustände auf der Erde herrschen, von selbst reguliren wird, vorgebaut ist. Da ich mich daran gewöhnt habe, mit ungeheuer großen Zeiträumen zu rechnen, so ist es mir keineswegs undenkbar, daß die Erde trotz ihres Alters von Aeonen und ebenso auch die Menschheit noch im ersten Beginn ihrer Entwicklung stehen, und hält man dieses fest, so läßt sich kaum eine Grenze der Vervollkommnung denken, zu der sie nicht noch gelangen könnte. Man nennt

Diejenigen, die sich solchen Hoffnungen und Erwartungen hingeben, oft Träumer, ich aber glaube, daß sie wacheren Sinnes und klareren Auges sind als die, welche nicht über ihre Zeit hinauszublicken vermögen und in deren Vorurteilen und beschränkten Anschauungen befangen bleiben. Letztere gleichen den Theologen von Salamanca, welche die Idee des Kolumbus von einer neuen Welt als ein Hirngespinnst verlachten. Daß je der Dampf benützt werden würde, um Schiffe von Küste zu Küste, Wagen über hohe Berge hinweg mit bis dahin unbekannter Schnelligkeit zu treiben, hätte noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Niemand geglaubt, und hätte Jemand noch vor fünfzig Jahren darüber gebrütet, ob es nicht möglich sei, die Physiognomien der Menschen oder auch Naturansichten wie Spiegelbilder auf einem Stück Papier aufzufangen und davonzutragen, so hätte man ihn als einen Phantasten verspottet. Die nächste und wichtigste Erfindung, die sich von der so vorgeschrittenen Chemie hoffen läßt, wird sein, durch irgend eine Prozedur so nahrhafte, nicht der animalischen Welt entnommene Lebensmittel herzustellen, daß die empörende Metzelei der Tiere aufhören kann, welche uns allein den Aufenthalt auf der Erde zu verleiden vermöchte. Dann wird der Mensch einen ungeheuren Schritt nach vorwärts thun; die wilden Triebe in ihm werden sich sänftigen, sein Geist wird sich freier entfalten, er wird ein höheres Wesen werden, und die aus solchen Individuen bestehenden Nationen werden, statt sich in blutigen Fehden zu bekämpfen, einen Wettstreit beginnen, um eine die andere in Werken der Menschenliebe oder in edlen Leistungen auf dem Gebiete des Geistes zu übertreffen. Die zahllosen Krankheiten, die

jetzt infolge der unnatürlichen Lebensweise unter uns herrschen, werden sich bedeutend mindern, den verheerenden Seuchen wird die zunehmende Kultur und der Fortschritt der Arzneikunst Einhalt thun. An dem elektrischen Telegraphen erblicken wir schon ein Beispiel, daß der Mensch die bisher ihm gesetzten Schranken von Raum und Zeit durchbrechen kann, und Niemand vermag zu sagen, inwieweit es ihm nicht noch gelingen werde, seine eigene Lebensdauer bedeutend zu verlängern. Wir stehen hier an einem Punkte, wo die größte Besonnenheit nötig wird, damit wir nicht in die wildesten Phantasien der Nekromanten und Alchimisten früherer Jahrhunderte, in die Träumereien eines Albertus Magnus und Paracelsus verfallen. Jedoch vermag selbst der nüchternste Verstand den noch möglichen künftigen Entdeckungen der Wissenschaft eine Grenze zu ziehen? Kann sie nicht bis zu der geheimnisvollen Quelle vordringen, aus welcher die Lebenskraft entspringt, so daß sie wirklich den Brunnen der Jugend findet, nach dem Ponce de Leon seinen abenteuerlichen Zug unternahm? Aber der vollen Verwirklichung der Hoffnungen auf ein solches künftiges Millennium setzt allerdings die Gewißheit ein Ziel, daß unser Planet, ebenso wie alle anderen Himmelskörper, dereinst mit allen auf ihm befindlichen Wesen zu Grunde gehen wird. Ich habe schon gesagt, daß eine solche Katastrophe in jedem Augenblick eintreten könne. Wir thun wohl, uns diesen Gedanken stets gegenwärtig zu halten, damit er uns ansporne, zu ringen und zu wirken, so lange es noch Zeit ist. Ich hege indessen die Hoffnung, daß die Erde nicht früher untergehen wird, als bis der Mensch den höchsten Grad der Entwicklung, dessen er fähig ist, erreicht

hat. Dann wird ihm auf anderen Gestirnen eine Stätte bereitet sein, wohin er sein Köstlichstes, alles Große und Gute, das er seit dem ersten Beginn geschaffen, mitnimmt. Dort werden die Letzten unseres Geschlechts auch die früher Dahingeschiedenen wiederfinden und mit ihnen vereint einen neuen, höheren Lebensgang beginnen.



IV.

Wenn ich von dem erhabenen Schauspiel über mir aus der unendlichen Ferne zu dem Nächsten, zu der weichen Moosdecke, die mir an schönen Sommertagen als Lager dient, zurückkehre, so erregt mir die Welt des Kleinen, die mich umgibt, nicht minderes Erstaunen, ihr Anblick läßt mich in ebenso tiefe Abgründe versinken, wie der des Sternenhimmels mich in unermeßliche Höhen erhob. Von der Eintagsfliege führt eine Reihe immer kleinerer und kleinerer Geschöpfe abwärts zu solchen, die an der Grenze der Sichtbarkeit stehen, bis alle Form dem Auge entschwindet. Bewaffnet sich der Blick darauf mit dem Mikroskop, so sieht er da, wo er zuvor nichts mehr gewahren konnte, Riesenungetüme, furchtbar wie der Leviathan und Behemoth der Bibel; weiter abwärts verkleinern sich dann wieder stufenweise die Gestalten, und nach und nach gelangt selbst das mit dem schärfsten Glase gerüstete Auge abermals zu dem Punkte, wo ihm nichts mehr faßbar ist. Allein man darf annehmen, daß noch über diesen Punkt hinaus neue und stets neue Formen und Gebilde vorhanden sind, die wir nur wegen der Mangelhaftigkeit unserer Organe nicht

wahrzunehmen vermögen, daß ein vielleicht erst nach Jahrtausenden zu entdeckendes Vergrößerungsglas selbst Geschöpfe, die millionenmal kleiner sind als das kleinste bisher bekannte Infusorium, in gigantische Kolosse verwandeln kann. Klar wird mir so, wie aller Raum nur in unserer Auffassung besteht; ich kann mir denken, wie, nach einem andern Maßstabe gemessen, ein Tautropfen so gewaltige Dimensionen haben und ebensoviel Geschöpfe bergen kann, wie der Himmel mit allen seinen Milchstraßen und Nebelflecken. Es ist die höchste Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß, wie das Firmament über unseren Häupten sich bis ins Unermeßliche und Grenzenlose ausdehnt und da, wo die Kraft des stärksten Sehrohres versagt, in endlosen Fernen noch immer neue und neue Weltsysteme sich aneinanderreihen, so auch nur die Mangelhaftigkeit unseres Sehorgans es ist, welche uns hindert, in die schwindelnden Abgründe eines Wassertropfens vorzudringen und die zahllosen Wesenschaaren wahrzunehmen, die sich dort in tieferen und immer tieferen Fernen unserem Blick entziehen. Würden wir und würden in demselben Verhältnis alle Gegenstände im Himmel und auf Erden plötzlich billionenmal verkleinert, so daß wir für die heutigen Sinne der Menschen längst nicht mehr faßbar wären, wir würden es gar nicht bemerken und ohne weiteres in einem Raume fortleben, der für unsere jetzige Auffassung identisch mit dem Nichts ist.

Die Betrachtung der Ephemere, die neben mir im Grase geboren wird und schon nach wenigen Stunden ebenda wieder ihr Grab findet, gibt mir in Bezug auf die Zeit gleich wunderbare Aufschlüsse. Solche kurze Dauer umfaßt für diese zarten Geschöpfchen ein ganzes Dasein;

sie wachsen in ihr, erfreuen sich ihrer Jugend, zeugen Kinder, altern und sterben, und wer weiß, ob die wenigen Stunden, die ihnen zugemessen, für sie nicht so reich an Empfindungen, Wahrnehmungen und Begebenheiten sind, wie für den Menschen ein Leben von achtzig Jahren. Nur an unseren Wahrnehmungen und Empfindungen aber messen wir die Zeit, und so kann in Wahrheit für besagte Eintagsfliegen zwischen dem ersten Morgen- und dem letzten Abendstrahl ebensoviel Zeit verfließen, wie für uns zwischen unserem Geburts- und Sterbetag. Auch hier jedoch verringert sich in der absteigenden Reihe der Geschöpfe die Lebensdauer wahrscheinlich bis ins Unendliche; es gibt vermutlich Infusorien, deren ganze Daseinsfrist nur den hunderttausendsten Teil einer Sekunde beträgt und die doch im Verhältnis zu anderen wieder so langlebig sind wie die neunhundertjährigen Patriarchen der Bibel im Verhältnis zu den Ephemeren. Nun ist es nicht unmöglich, daß ein Infusorium, dem nur eine für uns gar nicht mehr vorstellbare unendlich kurze Lebensdauer vergönnt ist, doch in Wahrheit wegen der Fülle von Perzeptionen, die sich für dasselbe in dieser Zeit zusammendrängen, länger lebt, als der Hippopotamus, der in dumpfem Brüten ein jahrhundertlanges Dasein führt. Es ist keineswegs, wie Einige meinen möchten, absurd, noch bei unfaßlich kleinen Wesen Intelligenz vorauszusetzen; daß diese nicht an die Dimensionen gebunden ist, zeigen die Ameisen, die hier nahe bei mir einen mächtigen Staat organisirt haben. Ich kann stundenlang ihrem Treiben zusehen, das eine vollständige Analogie zu dem der Menschen bietet und gleich dem der letzteren ebenso oft meinen Abscheu wie mein Wohlgefallen erregt.

Wenn ich ihren Fleiß beim Arbeiten, die Pünktlichkeit, mit welcher sie die von ihren Oberen erteilten Befehle vollstrecken, schätzen muß, so erfüllt mich ihre Grausamkeit oft mit Entsetzen. Kein Plantagenhalter behandelt seine Negersklaven mit größerer Härte, als sie ihre Heloten, die sie zu dem schwersten Frohndienst zwingen, kein Dschingischan hat seine Kriege mit größerer Unmenschlichkeit geführt, wie diese blutgierigen Geschöpfe die ihrigen. Ich habe oft, von Mitleid erfaßt, die überwundenen Feinde vor ihren unbarmherzigen Siegern zu schützen gesucht, indem ich die Hand als einen hemmenden Wall zwischen die beiden Heere legte; allein ich glaubte zu bemerken, daß den mit Untergang Bedrohten gar nicht hiemit gedient sei, wenigstens nie wandte sich eine der Ameisen zur Flucht, durch die sie, während ich ihre Verfolger zurückhielt, sich doch leicht hätte retten können; es scheint dies als die höchste Schande bei ihnen zu gelten. Sie standen unbeweglich, wie die Garde des Kaisers, welche stirbt, aber sich nicht ergibt; sie erwarteten ruhig den Augenblick, wo ich die Hand zurückzöge, und ließen sich dann niedermetzeln. Nicht selten glaubte ich Thaten zu bemerken, die von Selbstaufopferung und wahrem Heroismus zeugten, größer als der des Leonidas und seiner dreihundert Spartaner. Wer das Treiben dieser kleinen Tiere zu seinem speziellen Studium wählte und jahrelang sorgfältig beobachtete, würde unstreitig merkwürdige Entdeckungen machen. Indessen das Meiste würde ihm doch immer verhüllt bleiben. Wie selbst das stärkste Sehrohr nur auf gewisse Distanzen vergrößert und bei der unendlichen Ferne der Fixsterne keine Parallaxe gibt, wie es uns versagt ist, in die Lebenswelt, die wahrscheinlich auch auf anderen Gestirnen

vorhanden, einen Blick zu thun, so vermögen wir auch in die Welt des Kleinen nicht viel über die Oberfläche hinaus einzudringen. Wenn die rohe Anschauung der früheren Zeit den Tieren nur Instinkte, blinde Triebe zuschreiben wollte, so haben alle schärferen Beobachter jetzt die unzweideutigsten Kundgebungen von Intelligenz bei ihnen entdeckt; aber unsere Wahrnehmungen davon sind immer doch sehr äußerliche; wie Vieles uns verborgen bleibt, können wir nur ahnen. Wenn die Ameisen uns so deutlich Affekte und Verstandeskräfte zeigen, die denen der Menschen ähnlich sind, ist es nicht möglich, daß sie auch eine Sprache haben, von deren Lauten wir nur wegen der Stumpfheit unseres Gehörs nichts vernehmen? Führen sie nicht vielleicht ein uns nur verborgenes Geistesleben und gibt es unter ihnen nicht vielleicht ebenso wie Arbeiter und Krieger auch Gelehrte? Jeder Haufen solcher kleinen Geschöpfe bildet einen eigenen Staat, und es liegt nah, anzunehmen, daß auf ihren über die ganze Erde zerstreuten Ansiedlungen auch mannigfaltige Verschiedenheit der Sprachen und Staatsverfassungen herrscht. Was nun von den Ameisen gilt, läßt sich mit vollem Recht auch noch bei viel kleineren Tieren, ja bei den kleinsten als möglich annehmen. Da die Intelligenz und die Schärfe der Sinne nicht von dem körperlichen Umfang bedingt ist und die Ameise beides in höherem Grade verrät als das Nashorn, so ist es nicht undenkbar, daß das kleinste der Infusorien höhere Geisteskräfte und ein schärferes Wahrnehmungsvermögen besitzt, als sie dem kolossalen Mammut der Urwelt eigen waren. Leicht mag ein solches Infusorium, dessen ganze Welt noch nicht den hunderttausendsten Teil eines Tautropfens groß

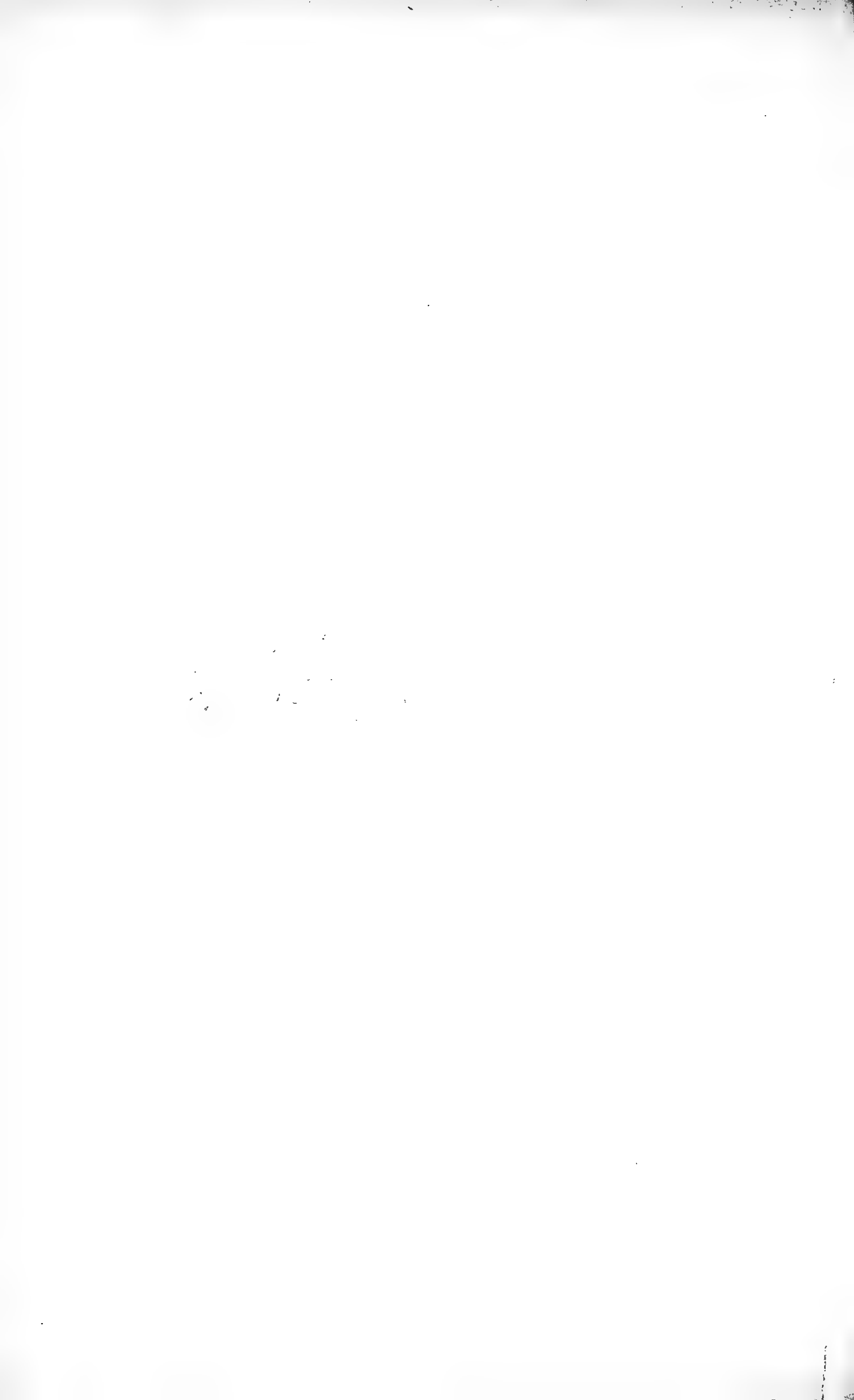
ist, eine reiche Fülle von Gedanken in seinem Gehirn verbergen und Dinge, Wesen sehen, von deren Existenz wir keine Ahnung haben; ist es doch vermutlich nur Mitglied von einer der verschiedenartigen Rassen, einem der zahllosen Völker, welche seine kleine Welt mit ihm bewohnen.

Schon das Auge der Mücke, der Ameise ist so organisirt, daß sie den Menschen offenbar gar nicht sehen; sie setzen sich wohl auf seine Hand oder kriechen an ihn heran, unterscheiden ihn jedoch nicht von anderen Gegenständen. Immerhin sind wir für diese kleinen Tiere und ihre Wahrnehmung noch vorhanden, da wir ihren Flug hemmen können und so weiter. Bei den kleineren Infusorien hört aber auch dies auf; ihre Kleinheit und unsere Größe macht, daß wir für ihre Wahrnehmung gar nicht existiren, ebensowenig wie sie für die unsrige. Die Welt des Raumes, die sie birgt, entschwindet durch ihre Kleinheit unseren Sinnen, wie die, in welcher wir leben, durch ihre Größe für sie unfaßbar ist. Mögen wir Zentnerlasten auf sie wälzen, dieselben berühren sie nicht, und ebenso vermögen sie auf keine Weise sich uns bemerklich zu machen. Schießen wir Kanonen neben ihnen ab, kein Ton davon dringt zu ihnen, ebensowenig findet ein Schall aus ihrer Welt den Weg in die unsrige. Während die Fliege nur gewisse Dinge, die in ihren beschränkten Sehkreis fallen, sieht, andere dagegen gar nicht, sind Augen und Sinne des Infusoriums ganz in seinen engen Raum, der uns nicht mehr als Raum erscheint, gebannt. Dort erblickt es vielleicht erstaunliche, uns völlig verborgene Dinge; die ferneren Regionen des Tautropfens aber schon, den es bewohnt, geschweige denn die größeren Formen der Schöpfung liegen

außer dem Kreise seiner Wahrnehmung. Erwägen wir dies Alles, so ist uns der Gedanke unabweisbar, daß uns Gegenstände und Wesen umgeben, die wir nicht bemerken, weil unsere Organe nicht dafür eingerichtet sind und die entweder durch ihre Beschaffenheit oder durch die räumlichen Verhältnisse, in denen sie leben, unseren Sinnen entrückt sind. Daß aber der Raum gerade so wie die Zeit durchaus relativ, daß er für die Wesenheit der Dinge nichtsbedeutend ist, haben wir gesehen. Und wie relativ auch der Begriff der Körperlichkeit ist, liegt auf der Hand. Es gibt feine Nebel, die nur von Personen mit sehr starkem Sehvermögen erblickt werden, für andere immer unsichtbar sind; nehmen sie noch etwas an Dichtigkeit ab, so entschwinden sie auch dem Auge des Scharfsichtigsten; aber hören sie deshalb auf, körperlich zu sein? Leicht kann es Momente höherer Erregung für uns geben, wo unsere Sinne so geschärft werden, daß wir Gestalten sehen oder auch Töne hören, für die im gewöhnlichen Leben unsere Organe geschlossen sind. Ich halte es für gewiß, daß manche Tiere Gegenstände sehen, auch Laute hören, von denen der Mensch in seinem gewöhnlichen Zustande nichts schaut oder vernimmt. Das Auge dieser Tiere muß ganz anders eingerichtet sein als das unsere; Hunde zum Beispiel sehen, wie ich mich oft überzeugt habe, gar nichts von gemalten Gegenständen; ich habe sie verschiedentlich vor lebensgroße, mit täuschender Naturtreue gemalte Reiterbilder geführt, aber sie gaben durch kein Zeichen kund, daß sie dieselben sähen, in welchem Fall sie sicher gebellt hätten. In anderer Hinsicht dagegen ist ihr Gesicht außerordentlich scharf; jeder, der sie beobachten will, wird bemerken, wie

sie oft, besonders zur Zeit der Dämmerung und bei Nacht, plötzlich erschreckt stillstehen, in die Luft starren, als ob sie Gegenstände erblickten, von denen wir nichts gewahr werden. Dasselbe ist der Fall mit dem Roß. Auf meinen vielen früheren Reisen machte ich bei meinem Pferd nicht nur dieselbe Erfahrung, daß es oft vor etwas scheu zurückwich, was mir unsichtbar war, sondern es gab mir auch nicht selten unzweifelhaft durch sein plötzliches Stutzen und Aufhorchen kund, daß es auf Töne lauschte, die gar nicht zu meinem Ohre drangen. — Daß zahlreiche, für uns in der Regel nicht wahrnehmbare Wesen uns rings umgeben, steht nach dem Obigen für mich fest. Was dies für Existenzen sein mögen, wer vermag es zu sagen? Vielleicht sind es abgeschiedene, ihres bisherigen Körpers entkleidete Erdbewohner, die nun eine leichtere Hülle angenommen, vielleicht auch Wesen, die mit unserem Planeten nie etwas gemeinsam gehabt haben, vielleicht finden sich welche von beiden Arten darunter. Mir aber ist der Gedanke von jeher ein erfreulicher gewesen, daß die Schranke, welche uns von dieser uns umgebenden Welt trennt, keine unübersteigliche ist, daß wir im Geiste mit ihren Bewohnern in Verkehr treten können. Doch ich will hier abbrechen. Ich habe diese Blätter ohne die Absicht, daß ein Anderer sie lesen sollte, niedergeschrieben; allein wenn sie doch einmal in fremde Hände fielen und man nun auf ihnen erzählt fände, was ich in dieser Hinsicht erlebt habe, so würde man mich als Spiritisten verschreien.





Die erste und die zweite Renaissance.



Nachdem besonders seit der Zerstörung des prächtigen Korinth durch Mummius die römische Zwingherrschaft und das Plünderungssystem der Prätoren die Blüte Griechenlands geknickt hatten, versetzte der furchtbare Verheerungszug des Gothenfürsten Alarich diesem den Todesstoß. Von der Nordgrenze von Hellas bis zur Südspitze des Peloponnes wurde das Land in eine Wüste verwandelt, dessen Bevölkerung gemordet oder in die Gefangenschaft hinweggeschleppt. Seine altberühmten Städte mit ihren Heiligtümern, Theatern und Hippodromen sanken durch die Brandfackel der Barbaren in Asche, und auf dem ganzen griechischen Kontinent blieb kaum noch ein anderer Rest seiner alten Herrlichkeit übrig, als die Bauten und Kunstwerke Athens und seiner Akropolis. Wie durch ein Wunder wurden diese von dem wütenden Unhold verschont, und bei den Bewohnern der Stadt des Perikles bildete sich die Sage, die Schutzgöttin Attikas, deren kolossale Statue, das Meisterwerk des Phidias, über dem Parthenon aufragte, sei dem Alarich erschienen und habe ihn mit ihrem Schilde hinweggescheucht, als er sich schon angeschickt, die ihr geweihte Hochburg zu erstürmen. Sparta wurde der Erde gleich gemacht und ein Haufe brennenden Schuttes

deckte den Boden, wo einst die Stadt des Lykurg gestanden. Der große Tempel des Zeus zu Olympia, das Nationalheiligtum, zu welchem alle Griechen von den Säulen des Herkules bis zu den Küsten des Pontus Euxinus wallfahrteten, sank unter den Aexten und Keulen der Wilden, und das Bild des Gottes, von Phidias' Händen gemeißelt, welches zu erblicken jedem Hellenen als der höchste Moment seines Lebens galt, ward zertrümmert. Auch in den Tempel von Eleusis, dessen Schwelle zu überschreiten nur den in die Mysterien Eingeweihten gestattet war, drangen die Wüteriche ein, erschlugen die Priester der Demeter und verwandelten das Prachtgebäude durch alle Mittel der Zerstörung in eine Masse rauchenden Schuttes.*)

Von den Greueln dieser Verwüstung Griechenlands durch die Gothen kann selbst die Art, wie die Türken in neuerer Zeit auf Chios, in Tripoliza und auf Candia gehaust haben, keinen auch nur annähernden Begriff geben. Die ursprüngliche Grausamkeit und der angeborene Blutdurst dieser nordischen Barbaren reichen wohl aus, um zu erklären, wie sie Männer und Weiber, Greise und Kinder aus bloßer Mordlust hinschlachten mochten; aber die Wut, mit der sie die Denkmale einer großen Vergangenheit vernichteten, wird nur dadurch begreiflich, daß religiöser Wahnsinn ihren höllischen Zerstörungstrieb zum höchsten Grade aufstachelte. Als neubekehrte Christen erblickten Alarich

*) Zur Steuer der Wahrheit sei gesagt, daß bei der ungeheuren Verheerung Griechenlands, von welcher hier die Rede ist, vielleicht auch Erdbeben einigen Anteil gehabt haben. Immerhin bleibt es ein historisches Faktum, daß die Gothen und ihr Heerführer die Hauptverwüster des Peloponnes waren.

und seine Krieger in den Marmorgebilden des Phidias und Praxiteles, den höchsten Wundern der Kunst, welche die Welt gesehen — nur einen Spuk der Hölle. Wie die Kirchenväter lehrten, die Orakelsprüche zu Delphi würden der Pythia von Dämonen eingegeben, wie der Apostel Paulus die Stadt Pergamum wegen der dort aufgestellten, jüngst nach Berlin transportirten Götterstatuen einen Sitz des Teufels nannte, so hielten auch die Gothen die Bilder des Zeus und Apollo, der Hera und der Aphrodite für verabscheuungswürdige Darstellungen des Lucifer und des Beelzebub — Geburten des Abgrundes, welche von dem Erdboden zu vertilgen ein gottbefohlenes Werk sei. Die Tempel waren in ihren Augen Häuser des Satans; daher die übermenschliche Anstrengung, womit sie deren riesenhafte Mauern niederwälzten, ihre gigantischen Säulen, die der Ewigkeit trotzen zu wollen schienen, zur Erde niederrissen und die himmlischen Gestalten der Olympier mit der Wucht ihrer Eisenkeulen zermalmten. Damit keine Spur des verruchten Kultus übrig bliebe, schaufelten sie selbst die Anhöhen, die ein Heiligtum trugen, in die Thäler hinab, so daß die geweihten Quellen verschüttet wurden und die Ströme, vom Schutt und den Erdmassen in ihrem Laufe gehemmt, sich ein anderes Bett suchen mußten. Glücklich waren noch diejenigen unter den Bewohnern von Hellas, die sogleich erschlagen wurden und nicht zu sehen brauchten, wie ihr Heimatboden geschändet ward, wie die Wohnungen ihrer Väter in Flammen aufgingen, wie ihre Weiber und Töchter von den Unmenschen an die Schweife der Rosse gebunden und zu Tode geschleift wurden. Ihre Gebeine ruhten doch in vaterländischer Erde, ihrer harrte nicht ein

langsamer, qualvoller Tod, wie vieler der Ueberlebenden, welche, in Eisenketten geworfen und zum Sklavenfron in die mitternächtigen Länder hinweggeschleppt, sich in fruchtlosem Heimweh nach den rauschenden Platanen des Alpheusthales verzehrten.

Zu den Schrecken dieses ersten Gothenzuges durch Griechenland bietet die uns aufbewahrte Geschichte der Menschheit bis dahin keine Analogie. Selbst Kambyses, der das hundertthorige Theben zerstörte, und Himilcon, der karthagische Eroberer Siciliens, der die Tempel des üppigen Agrigent und die Giganten, die das Dach des Jupiter Olympicus getragen, zertrümmerte, müssen dem Alarich den Vorrang als Meister in der Verwüstung lassen. Denn die kolossalen, noch heute vorhandenen Ruinen der von ihnen verheerten Städte bezeugen, daß diese Zerstörung keine totale gewesen ist. Auch die ersten muhammedanischen Eroberer, welche die Fahne des Islam dem Gebot ihres Propheten gemäß durch die Länder trugen, blieben weit hinter diesem christlichen Fürsten zurück. Man liest nicht, daß sie ganze Städte vom Erdboden vertilgt hätten; und die christlichen Kirchen brannten sie nicht nieder, sondern verwandelten sie nur in Moscheen. Um einen Nebenbuhler für den gothischen Eroberer zu finden, müssen wir zu Mahmud dem Ghasneviden herabsteigen, der mit gleicher Wut wie jener die Pagoden der Inder zerstörte; oder zu Timur, der auf seinen Eroberungszügen die Bevölkerung weiter Landstriche unter den Hufen seiner Rosse zerstampfen ließ und Türme aus den Schädeln der Erschlagenen erbaute.

Aber dem unglücklichen Volke blieben noch größere Schrecknisse vorbehalten, die es vernichten und aus der

Reihe der Nationen austilgen sollten. Nachdem der Orkan des Gotheneinfalls, der sich über Griechenland entladen hatte, verbraust war, konnte dasselbe überhaupt nur schwer wieder aufblühen; seine Einwohner waren dezimirt, seine Erde zum größten Teil mit den Ruinen der verbrannten Städte und Dörfer überdeckt. Mit welchen Empfindungen mußte der Hellene, der dem Würgerschwert entgangen war, sein Vaterland durchwandern! Vergebens suchte sein Auge die von heiligen Hainen umgebenen Altäre, auf denen er einst geopfert, vergebens die Gymnasien und Rennbahnen, worin ehemals die Jugend ihre Kraft gestählt. Einsam und verödet trauerten auf den Felsenhöhen die Theater, welche von den Chören des Aeschylus und Sophokles widerhallt hatten. Nur hier und da noch ragte ein zerbrochener Pfeiler aus den rauchenden Schuttmassen verbrannter Tempel empor. Da brach ein neues Wetter, fürchterlicher als das erste, herein. Wie Schneestürme des Winters entluden sich wilde scythische Völkerhorden aus den thracischen Gebirgen über das griechische Festland und die Pelopsinsel. Um sich einen Begriff von diesen nordischen Barbaren zu machen, die von Menschen nichts als den Namen hatten, darf man nicht an Völker denken, die sonst historisch bekannt sind; man muß sich jene rohen Höhlenwohner der Steinzeit vorstellen, deren Gerippe man in Felsengrotten unter den Betten der Ströme um einen Steinaltar versammelt gefunden hat, wo diese Söhne der Urwelt eben eine grause Mahlzeit beendigt zu haben schienen. In zahllosen Schaaren stürzten die Kannibalen auf das schon entsetzlich verödete Land herab, die Reste der Bevölkerung niedermähend und die ärmlichen Wohnungen

in Asche legend, welche sich auf dem Schutt der alten Städte erhoben hatten. Die Aecker und Weinberge, die man wieder zu bebauen angefangen, wurden in ein Todtenfeld verwandelt, auf dem nicht Halm noch Laub mehr sproßte. Die Ungeheuer zechten das Blut der Erschlagenen aus deren Schädeln, verbrannten Männer und Weiber in ihren Hütten oder hängten sie mit den Füßen an die Bäume und zündeten Feuer unter ihren Häuptern an, damit sie erstickten. Und wenn die Einen des teuflischen Handwerks satt waren, traten Andere an ihre Stelle. Der Norden sandte immer neue Schwärme von Barbaren, zahllos wie die Blätter, welche die Ströme thalwärts wälzen, wenn der Herbststurm die scythischen Wälder durchbraust. Es war, als ob der Boden, auf dem die edelste Kultur der Welt geblüht, von der Erde hinweggetilgt und in das Meer geschwemmt werden sollte. Wir lesen in dem großen Dichter der Perser von den Jahrhunderte lang rasenden Kriegen der Turanier, wie die Söhne der Finsternis, die Ahrimansdiener, Grauen und Verheerung in das Sonnenland Iran getragen. Aber die Bilder von diesen, welche die Poesie uns in den düstersten Farben gemalt hat, sind matt und schwach gegen das, was in Griechenland wirklich geschah. Es war, als hätten Gog und Magog die Felsenberge des Nachtthales, in das sie eingekeilt gewesen, durchbrochen, um sich gegen Süden zu wälzen. Von welchem Stamme alle die Völker gewesen sind, die mehrere Jahrhunderte hindurch Griechenland zum Schauplatz ihrer Unthaten machten, läßt sich nicht sagen; daß aber die meisten derselben Slaven waren, ist gewiß. Für ebenso ausgemacht darf gelten, daß die hellenische Bevölkerung auf dem

Festlande Griechenlands in der Zeit vom fünften bis neunten Jahrhundert zum größten Teile hingemordet wurde. Diese Wahrheit wird schwerlich jetzt noch bestritten, wenn auch die Behauptung des geistvollen und scharfsinnigen Fallmerayer, es fließe kein Tropfen griechischen Blutes mehr in den Adern der heutigen Hellenen, die Einwendung herausfordert, daß Solches undenkbar sei, und daß, möge auch die ursprüngliche Bevölkerung nahezu ausgerottet sein, doch immer eine Vermischung griechischen Blutes mit slavischem stattgefunden haben müsse. — Nachdem das Dunkel sich gelichtet, das während jener grauenvollen Katastrophe über dem zu so beispiellosem Schicksal erkorenen Volke lagert, finden wir Griechenland in ein Slavenland verwandelt, auf dessen Boden im günstigsten Falle noch einige einzelne Punkte Resten der griechischen Bevölkerung eine Zuflucht boten. Für eine derartige Umwandlung liefern die slavischen Ortsnamen, die sich jetzt so zahlreich, besonders im Peloponnes finden, den Beweis, wie denn schon der Name Morea, den heute diese Halbinsel trägt, ein slavischer ist.

Bereits durch das Edikt des Theodosius war der Kultus der alten Götter verboten worden. Besonders schwierig wurde es dem Christentum, den Glauben an die Olympier dort auszutilgen, wo seine Geburtsstätte gewesen. Als die nun zur Herrschaft gelangte Kirche den Tempel zu schließen befahl und die Opfer wie den ganzen heidnischen Gottesdienst bei Lebensstrafe untersagte, trotzten viele unerschrockene Männer dem Gebot, und die Zahl der Märtyrer, die dem alten Glauben in Hellas fielen, ist vielleicht keine viel geringere, als jene derjenigen, welche unter den ersten römischen Imperatoren für ihr christliches Bekenntnis hingerichtet

wurden. Die Letzteren sind zu Heiligen erhoben und von Feierhymnen verherrlicht worden; aber wir wollen ebenso Denen, welche für ihren Glauben an Zeus und Apollo das Haupt auf den Block legten, ein ehrendes Andenken bewahren. Auch die Verordnungen der nachfolgenden Kaiser und die Ströme von Blut, die zu deren Ausführung vergossen wurden, vermochten das Heidentum nicht zu ersticken. Wir lesen, daß beim Einbruch der Gothen sich viele Griechen an den Altären ihrer Götter in das Schwert stürzten. Noch lange wurden an verborgenen Weihestätten insgeheim den Olympiern Opfer gebracht. Doch selbst als dies nach und nach aufhörte, wird die Anbetung derselben im Herzen Vieler fortgedauert haben. Nach dem Einbruch der Scythen wurden dann die unzugänglichen Schluchten des Taygetosgebirges zum letzten Zufluchtsort des Heidentums. Dorthin hatte ein kleiner Bruchteil der Bevölkerung die Laren von den zertrümmerten Herden seiner Häuser geflüchtet, und wir haben Kunde, daß daselbst noch zur Zeit Karl's des Großen Opferflammen auf den Altären der alten Götter loderten, während auf dem flachen Lande auch das Christentum, oder was man so nannte, wieder verschwunden war und die scythischen Barbaren unter wildem Geheul auf Steinblöcken ihren Götzen Menschen schlachteten. Wie weit noch über die genannte Zeit hinaus die Verehrung des Zeus auf der gebirgigen Südspitze des Peloponnes fortgedauert hat, wissen wir nicht; vielleicht währte sie noch Jahrhunderte hindurch; denn die in den Bergthälern und an den Hängen des rauhen Taygetosgebirges wohnenden Griechen, welche ihre Unabhängigkeit sowohl gegen die Venetianer wie gegen die Türken zu behaupten wußten, werden ihre alte Religion

nicht so leicht aufgegeben haben. Noch heute sollen sich in jenem südlichen, am Meerbusen von Koron gelegenen Teile Moreas manche an das Heidentum erinnernde Gebräuche erhalten haben.

So ruhte Grauen des Todes über Griechenland, wie über der Grabstätte eines ganzen Volkes — und welches Volkes! — eines so herrlichen, wie weder vor ihm, noch nach ihm ein anderes gelebt. Die Gebeine der Sieger von Marathon und Salamis, der Gesetzgeber und Weisen, der Geschichtsschreiber und Dichter, der Bildhauer und Maler, die das Geschlecht der Hellenen mit einer Glorie umkleidet hatten, wie sie noch keine anderen Sterblichen umstrahlt hat, lagen in einem großen Todtenhügel durcheinandergewirrt mit den Schutthaufen und Trümmern der Tempel, Paläste, Gymnasien, Odeen und Theater. Verhallt war das lärmende Treiben auf den Agoren der Städte, verstummt der Feierklang der Hymnen und Siegspäane, die Festlust der Dionysien und Lenäen. Die hochberühmten Städte des Peloponnes waren so gänzlich von der Erde verschwunden, als seien sie nie dagewesen. Der Eurotas rauschte durch eine weite Oede dahin und fragte umsonst nach der Stätte, wo einst Sparta gestanden. In Argos gaben nur noch die in die Felsen gehauenen Stufen des Theaters Kunde von dem Königssitz des Menelaos. Diese Vernichtung der Städte und ihrer Prachtgebäude war schon fast durchaus von den Gothen vollbracht worden; die Scythen hatten bei aller ihrer ungezähmten Wildheit doch nicht das Motiv des religiösen Fanatismus, welches Jene trieb, die Heiligtümer des hellenischen Glaubens zu zerstören. Letzterem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die

Reste alter Baulichkeiten, die bei ihrem Einbruch noch aufrecht standen, nicht weiter verheert wurden. So sind die Riesensäulen des Jupiter Olympicus, der Theseustempel und vor allem das Parthenon und die Propyläen auf der Akropolis zu Athen teilweise der Nachwelt erhalten worden. Aber kein festlicher Chor der Priester in weißen wallenden Gewändern stieg mehr die geweihten Stufen unter frommen Gesängen empor, um den weißen Stier am Altar der Pallas zu fällen. Lautlose Stille lagerte über der Nymphengrotte und dem heiligen Hain an der Quelle Kallirrhoë, und der Kephissos schlich trauernd an den Ufern hin, wo einst die Schüler der Akademie des Plato unter Platanen gewandelt. Unter dem verheerenden Wüten der Eingedrungenen hatte sich auch die Landschaft umgewandelt. Die Bäume waren unter den Streichen ihrer Aexte gefallen, und wie die Wälder, die ihren erquickenden Schatten auf Thäler und Fluren gebreitet hatten, war auch das Naß der Quellen verschwunden. Das Hirtenland Arkadien, die Wiege der bukolischen Dichtung, einst von wolligen Heerden belebt, voll grünender Triften und brausender Wasserstürze, lag als unwirtbare Wüstenei da, und wo hier und dort noch auf einer Felshöhe eine halbgestürzte Dorer- oder Jonersäule aufragte, war allum unwirtbare Wildnis. Kaum Dorngestrüpp oder Brombeergesträuch fand noch Nahrung auf dem nackten Felsgestein. Vergebens lauschte das Ohr nach dem Klange auch nur einer Hirtenflöte. In Elis, einst der Schauplatz der frohen Festversammlung aller Hellenen um ihr großes Nationalheiligtum, zeigte sich der Kontrast zwischen sonst und jetzt vielleicht am erschütterndsten. Der Tempel mit dem himmlischen

Riesenbild des Zeus war bis auf die letzte Spur verschwunden, der Hain der Altis und der heilige Oelbaum, dessen Blätter die Stirne der olympischen Sieger gekühlt hatten, lagen unter Steingeröll begraben. Und selbst der Name des griechischen Volkes war an den Orten, wo es am herrlichsten geblüht, verschollen und vergessen.

Die cycladischen und sporadischen Inseln hatten nicht in gleichem Maße durch die nordischen Barbaren zu leiden. Wohl machten diese Streifzüge: die Gothen, um die Göttertempel zu zerstören und zu plündern, die Scythen, um sich an dem Morde der Bewohner zu weiden und ihre Habe zu rauben. Aber sie ließen sich dort nicht massenweise nieder, wie auf dem Festlande; deshalb haben sich unzweifelhaft auf den Inseln wirkliche Nachkommen der alten Hellenen erhalten. Indes da das Griechentum auf dem Kontinent erstorben war, erlosch es auch auf den Eilanden, gleich einzelnen Feuern, wenn sie von dem Zentralherde keine Nahrung mehr empfangen. Sie sanken in Dunkel zurück und verschwanden für Jahrhunderte fast gänzlich aus der Geschichte. Wenn sie später zum Teil unter fremden Namen wieder aus der Vergessenheit auftauchen, will es uns fast wie ein Traum bedünken, daß dies dieselben Inseln sind, die mehr große Männer hervorgebracht, als unermeßliche Kontinente von hundertfach ausgedehnterem Flächenraum. Die Einwohner waren verwildert und kannten nicht mehr die Namen der Helden, Staatsmänner und Weisen, die vielleicht ihre Ahnen gewesen. Was auch hier die Verödung so ungeheuer gemacht hat, wie wir sie heute gewahren, darüber sind keine historischen Kunden vorhanden. Zu den Plünderzügen der nordischen Völker mögen später

Naturereignisse gekommen sein, bis die Türken das Werk der Verwüstung vollendeten. Auf keiner der griechischen Inseln sind noch so wohl erhaltene Bauwerke aus dem Altertum vorhanden, wie der Tempel von Segeste in Sicilien und die von Pästum in Unteritalien. Und dennoch prangten sie alle mit herrlichen Heiligtümern der Götter, mit Theatern, Thermen, Rennbahnen und Gymnasien. Selbst nach gewaltigen Ruinen, gleich denen von Agrigent und Selinunt, sieht man sich vergebens auf ihnen um. Nur auf Aegina ragen noch die Säulen eines Dorertempels; aber als Denkmale der ganzen Herrlichkeit von Delos, Paros, Naxos, Milos und allen den anderen Eilanden, bei deren Namen uns das Bild einer unerreichbaren Vorzeit aufsteigt, sind nur noch Steinmassen und Trümmerhaufen übrig geblieben, in deren Spalten und Rissen das Seegevögel nistet und der Schakal sein Lager sucht.

Auf dem ganzen Erdboden gibt es kein gleich erschütterndes Beispiel von der Vergänglichkeit alles Großen und Schönen, wie es dieser Untergang des alten Hellas und seines Volkes ist. Ungeheurer erscheint der Zusammensturz der kolossalen Reiche des Orients; die Pyramiden von Memphis und die Tempelpaläste von Theben, die von einem Geschlecht von Titanen erbaut zu sein scheinen, überwältigen unsern Geist und erdrücken ihn fast durch das Gefühl unermeßlicher Größe. Aber bei ihrem Anblick, wie bei dem der Ruinen von Ninive, denken wir nur, daß Sklaven diese Bauten im Frondienst von Tyrannen errichtet, deren Stolz und Eitelkeit sich in ihnen Monumente setzen wollte. Dagegen wenn wir griechische Erde betreten, sagen wir uns, daß dort d a s Volk untergegangen, dem wir unsere

edelsten Besitztümer danken, das zuerst inmitten einer von Despoten geknechteten Welt zeigte, was Bürgerrecht und Freiheit sei, und welches in der Wissenschaft, der Weisheit, der Dichtung, wie in den bildenden Künsten unser Lehrmeister gewesen ist. Wir können nicht ohne Schauder daran denken, was aus der Welt geworden sein würde, wenn nicht Hellas gewesen wäre. Stammt doch von diesem auch Alles, was uns mit den Römern versöhnen kann, die wir sonst als eine Horde barbarischer Eroberer verabscheuen müßten.

Der unübersehbaren Menge von Bildwerken, von Marmor- und Erzstatuen, die sowohl sein Festland als seine Inseln schmückten, war Griechenland schon durch die römischen Unterjocher, die den Grund zu seinem Ruin legten, beraubt worden. Die vereinzelt noch zurückgebliebenen Bildsäulen der Götter und Heroen, der Sieger bei den olympischen, isthmischen und nemäischen Spielen, die zerstreuten Hermen und Marmorbilder der Ortsgottheiten in den heiligen Hainen und an den Landstraßen wurden durch die Wut der Gothen, welche so einem verabscheuten Teufelskultus ein Ende zu machen glaubten, von ihren Postamenten gerissen und im Schutt der zusammenbrechenden Prachtgebäude begraben. Man muß annehmen, daß die Barbaren, ermahnt von ihren Priestern, alle Wahrzeichen der verhaßten Abgötterei zu vertilgen suchten, daß sie die Statuen in Stücke schlugen und zu Staub zerrieben; denn sonst müßte, trotz der von den Römern und Byzantinern begangenen Plünderung, die Zahl der nachher gleich den Aegineten und der Venus von Milos den Schutthügeln entstiegenen Bildwerke eine größere sein.

Aber ein noch furchtbarerer Verlust für die Nachwelt ist die Vernichtung des weitaus größten Teiles der Handschriften, worin die literarische Hinterlassenschaft der Griechen aufbewahrt war. Es ist ein niederschlagender Gedanke, dem man jedoch nicht ausweichen kann, daß, während ein Volk, welches sich gegen die Hellenen verhält wie ein Satyr zu Hyperion — ich meine das chinesische — schon in sehr früher Zeit die Kunst, Schriftwerke mechanisch zu vervielfältigen, besaß, die Griechen bei aller ihrer Ueberlegenheit des Geistes doch diese so naheliegende Erfindung nicht machten. Hätten sie es gethan, so würden wir nicht den Ruin fast einer ganzen Literatur, und zwar der schönsten, die je dagewesen, zu beklagen haben. Wenn wir uns an Homer, an Plato begeistern, denken wir gewöhnlich nicht daran, wie deren Werke doch nur einzelne Trümmer sind, die einem großen Schiffbruche entgingen. Als das Beklagenswerteste ist mir immer der Untergang fast der ganzen griechischen Lyrik erschienen, bis auf wenige Bruchstücke sind die sämmtlichen Werke des Archilochos, den die Alten dem Homer gleichstellten, verloren gegangen; ebenso die Gesänge der großen Lyriker Stesichoros, Ipykos, Alkaios, der Sappho, Erinna und so vieler anderen, deren Hymnen, Dithyramben, Oden, Skolien und Liebeslieder in den Hallen der Tempel zur Feier der Götter und Heroen, bei Siegesfesten und am häuslichen Herde zur Leier erschollen. Nicht einmal eine der umfangreichen Anthologien, darunter die berühmteste die des Meleager, ist erhalten geblieben, und wir müssen mit einer Blütenlese von Epigrammen aus späterer Zeit vorlieb nehmen, die wir, wie unschätzbar sie auch sein mag, gern für ein paar Blätter von jener hingeben würden.

Von den Dramen der drei großen Tragiker, deren jeder eine fast unglaubliche Anzahl verfaßte, blieb uns nur ein geringer Rest, von ihren Satyrspielen nur ein einziges. Bis auf die letzte Spur sind die Bühnenwerke der übrigen Tragiker, von denen manche dem Aeschylos, Sophokles und Euripides den Preis abgewannen, verschwunden, und nur von dem Lieblinge der Athener, dem Euripides, hat uns das Schicksal noch eine beträchtliche, wenn auch im Vergleich zur Menge seiner Produktionen immerhin geringe Anzahl gerettet. Von den vielen Komödiendichtern, die mit Aristophanes um die Palme des Lustspiels stritten, ist nichts mehr übrig. Wie endlich müssen wir den Verlust der Mimen des Sophron, wie den der Komödien des Menander beklagen!

Auch wenn wir uns das entsetzliche Wüten der Gothen und Slaven in Griechenland, sowie die Verheerung Italiens, das mit griechischen Handschriften überschwemmt gewesen sein muß, durch die nordischen Völker, diejenige Siciliens durch die Araber vergegenwärtigen, so bleibt doch der Untergang aller dieser literarischen Schätze nahezu unerklärlich. Auch wie lange der oder jener von ihnen noch vorhanden gewesen ist, weiß man nicht, oder doch nur in einzelnen Fällen. Ist der Papyrus der Manuskripte überhaupt außer stande, da, wo er nicht (wie bei den Handschriften von Herculanum) gegen die Luft abgeschlossen ward, einer Zeitdauer von Jahrhunderten zu widerstehen? Wäre jedoch das Material wirklich so vergänglich, dann würde auch dies noch nicht erklären, wie alle jene Werke zu Grunde gingen. Denn sofern auch auf dem griechischen Kontinent kein einziges Manuskript der Wut der Barbaren entronnen wäre, so läßt sich doch kaum denken, daß nicht auf den

Inseln, wo eine hellenische Bevölkerung zurückblieb (in Italien und Sicilien, besonders aber in Kleinasien), zahlreiche Exemplare jener nun verschwundenen Werke, wenigstens in späteren Abschriften, der großen Flut entgangen sein sollten. Berühmte Schriftwerke nämlich wurden ja von Geschlecht zu Geschlecht stets aufs neue kopirt. Daher entsteht die Frage, ob der Verlust so vieler kostbaren Dichtungen (ich rede hier nur von diesen, denn von der Prosaliteratur der Griechen blieb uns das Vorzüglichste erhalten) ein unwiederbringlicher ist, und ob wir die Hoffnung aufgeben müssen, daß doch einzelne davon wieder an das Tageslicht kommen. Noch ist erst der kleinere Teil von Pompeji aufgegraben; könnte nicht dort an einer Stelle, welche Schutz gegen die glühende Asche oder Lava bot, die Bibliothek eines Freundes der Poesie aufgefunden werden, aus welcher die echten Lieder des Anakreon oder die Tragödien des Agathon von neuem emporstiegen und ihren Feierzug durch die Welt hielten? Hat man überall auf den griechischen Inseln, in Kleinasien und in Syrien sorgfältig nach Manuskripten nachgeforscht? Die Mönche der Klöster daselbst werden sich zwar mehrenteils nur um religiöse Schriften gekümmert haben; aber sollte nicht auch hier und da unter ihnen ein Verehrer der schönen Literatur gewesen sein, der sich insgeheim Werke der Dichter verschaffte und sich in seiner Zelle an ihnen erquickte? Mehrere der Kirchenväter, wie Synesius, Gregor von Nazianz und Gregor von Nyssa, liebten die Poesie und übten sie selbst; könnten sie als hochgebildete Männer nicht die Werke der griechischen Dichter in ihre Bibliothek mit aufgenommen haben? Und wäre keine Hoffnung da, daß die Handschriftensammlung eines

derselben wieder an das Tageslicht käme? — Bei orientalischen Schriftstellern lesen wir die Nachricht, Timur habe bei seinen Eroberungszügen nach Vorderasien unter anderer Beute auch ganze Ladungen von Manuskripten fortgeschleppt und in seine Residenz Samarkand gebracht; so dürfte ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sein, daß noch im innern Asien sich Werke der griechischen Autoren fänden. Da unsere Zeit das Wiederauferstehen von Ninive gesehen und daselbst die Fragmente eines in den Stein gegrabenen altassyrischen Epos entdeckt hat, da aus den Königsgräbern Thebens eine in Papyrusrollen aufbewahrte altägyptische Literatur zum Vorschein gekommen ist, so wollen wir dem Glauben an einen ähnlichen Fund der für verloren erachteten griechischen Dichtwerke nicht völlig entsagen.

Während der Barbarenstürme, die über Griechenland hingingen, flüchteten viele Hellenen nach dem Sitz des östlichen Imperiums, Byzanz, und diese Stadt wurde dadurch das Hauptasyl dessen, was von altgriechischer Kultur noch übrig geblieben war. Von dort aus wanderten später, als der wildeste Orkan der Völkerflut verbraust war, auch viele Hellenen wieder nach Griechenland ein, und verbreiteten daselbst von neuem die alte Landessprache, die freilich nicht mehr diejenige des Thucydides heißen konnte, sondern von ihrer früheren reichen Ausbildung zu einem Vulgärdialekt herabgesunken war. Nach Byzanz führten manche der Flüchtlinge die Schätze der griechischen Literatur mit sich hinweg, die sie aus den Feuersbrünsten ihrer lodernden Häuser retten konnten. Wie viele von den jetzt verschwundenen Geisteswerken sich hierunter noch befanden, und welche anderen erst später abhanden gekommen sind,

wissen wir nicht; doch scheint es, daß die Mehrzahl der Stücke der drei großen Tragiker sich unter den nach der östlichen Kaiserhauptstadt geretteten Manuskripten befunden habe, daß aber die byzantinischen Gelehrten aus der ganzen Masse diejenigen auswählten, welche sie für die vorzüglichsten hielten. So wurden nur diese, in häufigen Abschriften vervielfältigte, uns aufbehalten. Wenn Manche sich über den Verlust der übrigen Tragödien durch den Gedanken trösten mögen, die ausgezeichnetsten von ihnen seien uns ja aufbewahrt worden, so ruht dieser Trost doch auf einer schwachen Grundlage. Oft entrissen andere Dramatiker den Dreien, welche wir jetzt allein noch kennen, den Preis. Wenn wir ihre Werke noch besäßen, würden wir vielleicht, wie die Nachwelt so oft Urteile der Gegenwart berichtigt, erkennen, daß ein Jon, ein Achäos, Agathon, Jophon jenen drei noch überlegen gewesen, daß nur Parteilichkeit oder Unverstand ihnen die zweite Stelle angewiesen. Nun denke man sich etwas noch Größeres als den Agamemnon, den Prometheus des Aeschylos! Das müßte das Höchste sein, was die Dichtkunst hervorgebracht. Aber auch der Verlust der meisten Tragödien der drei Genannten ist eine tief zu bedauernde Lücke in der Weltliteratur; wer bürgt uns, daß die vorzüglichsten ihrer Stücke auf uns gelangt sind? Den Byzantinern, von denen die Auswahl der auf uns gekommenen Dramen herrührt, traut man nicht gerade den besten Geschmack zu; haben sie ihre Entscheidung für dies oder jenes Stück nicht vielleicht nach falschen Gesichtspunkten und engherzigen Grundsätzen, wie dies die Sitte der Kritiker ist, getroffen und vielmehr diejenigen Stücke in ihren Canon aufgenommen, in denen sie

gewisse Regeln beobachtet fanden, als solche, in denen sich der Genius der Dichter am glänzendsten aussprach?

Obschon die Residenz der byzantinischen Kaiser in den mittleren Jahrhunderten ein Schauplatz wüster Greuel war, so hat sie sich doch durch ihre Pflege der griechischen Studien zu einer Zeit, als kaum Jemand in der ganzen übrigen Welt derselben achtete, ein unschätzbares Verdienst erworben. Wären nicht von den dort seßhaften Griechen die Schriften der alten Geschichtsschreiber, Philosophen und Dichter stets von neuem kopirt worden — wer mag sagen, wie viele oder wie wenige davon heute noch vorhanden sein würden? Im ganzen Abendlande muß sich damals nicht, oder doch sehr selten, die Begierde geregt haben, durch Erlernung der hellenischen Sprache den Schlüssel zu so vielen Schätzen des Wissens und des Schönen zu erwerben. Als die Venetianer und Genuesen auf manchen der griechischen Inseln und in den Küstenstädten des byzantinischen Reiches Faktoreien anlegten, als dann nach der Einnahme Konstantinopels durch Heinrich Dandolo und durch die Gründung des lateinischen Kaisertums den Franken mannigfache Gelegenheit geboten wurde, mit Griechen in Verkehr zu treten, kümmerte sich ihrer keiner um alte Handschriften oder um das Wissen der Hellenen. Von den zahlreichen griechischen Kunstwerken, mit denen Byzanz prangte, wurden viele bei der Erstürmung zerstört, und das Erz der Statuen schmolz im wogenden Flammenmeer zusammen. Wenn die Venetianer die ehernen Rosse des Lysippos in ihre Lagunenstadt entführten und die Façade von S. Marco damit schmückten, so war es wohl mehr die Sucht, mit einem prächtigen Siegesdenkmal zu prunken, als der Wunsch,

dem Occident ein Beispiel griechischer Kunstvollendung vor Augen zu führen. Jahrhunderte lang haben diese Rosse von ihrer Höhe auf den herrlichsten Platz Venedigs herabgeschaut und sind von Einheimischen wie Fremden gesehen worden, ohne daß dieselben ihrem Ursprunge nachgeforscht oder in ihnen ein Meisterwerk griechischer Bildnerei bewundert hätten. Auch nachdem das lateinische Kaisertum wieder zerfallen war, fand doch durch die Herrschaft der Venetianer über Morea, Cypern und Candia, sowie durch diejenige kleiner fränkischer Dynasten über Athen vielfacher Verkehr zwischen dem Abendlande und den früheren Sitzen der hellenischen Kultur statt. Und da in diese von Byzanz aus schon eine starke Einwanderung von Griechen wieder erfolgt war, so hätten Venetianer und Franzosen leicht Gelegenheit gefunden, griechisch zu lernen, oder beim Anblick der einzelnen noch vorhandenen Monumente aus alter Zeit Kunden über die letzteren einzuziehen. Oder sollte die ganze Bewohnerschaft jener Gegenden, soweit griechischen Stammes, aus Barbaren bestanden haben und die Kenntnis der alten Schriftsprache, die am Bosporus doch wenigstens noch als eine todte kultivirt wurde, ebenso wie die Erinnerung an ihre glorreiche Vergangenheit, bei ihnen erloschen gewesen sein? Gewiß ist, daß sich bei den fränkischen Chronisten aus jener Zeit sehr wenig findet, was darauf hindeutet, daß sie bei ihrer Anwesenheit in Athen von dem Gefühle durchdrungen gewesen wären, sich in der berühmtesten Stadt der Welt zu befinden, die heute von allen kultivirten Völkern als die Mutter ihrer Geistesbildung betrachtet wird. Sie sahen die Tempel und Prachtbauten der Akropolis noch in einem viel vollkommeneren Zustande,

als in welchem sie sich heute darbieten; die Basreliefs des Phidias, jetzt der Hauptschatz des britischen Museums, zierten noch den Fries des Parthenon. Aber aus dem Schweigen, das die mittelalterlichen Chronisten über diese Reste einer großen Zeit beobachten, läßt sich schließen, daß sie keine Ahnung von der Bedeutung derselben hatten. Diese fränkischen Eroberer scheinen so gedankenlos vor den Wundern alter Architektur und Skulptur gestanden zu haben, wie die warägischen Kriegsknechte der Herzoge von Athen, welche in die altgriechischen Marmorlöwen am Piräus ihre nordischen Runen einkritzelten.

Der Metropolit Akominatos, der in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts lange Zeit hindurch Athen bewohnte, klagte, diese berühmte Stadt sei nahe daran, ganz aus dem Gedächtnisse der Menschen zu verschwinden. Erst zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts begann sich unter den Abendländern Interesse für das alte Hellas zu zeigen. So bereisten zwei Mitglieder der florentinischen Familien, Macchiavelli und Buondelmonte, den Kontinent und die Inseln von Griechenland, nicht ohne Notiz von den dortigen Altertümern zu nehmen. Vor allen aber war es Cyriacus von Ancona, der etwa seit dem Jahre 1420 zu wiederholtenmalen Athen besuchte und dessen Antiquitäten in Augenschein nahm.

Die römische Literatur war während des Mittelalters im Abendlande nie ganz untergegangen. Ihre Dokumente wurden in den Klöstern aufbewahrt und durch Abschreiben vervielfältigt. Aber doch waren dies ziemlich todte Schätze, die wenig Einfluß auf die Bildung übten. Erst im vierzehnten Jahrhundert begann sich ein lebhafteres Interesse

für die lateinischen Autoren zu regen, und hier übertraf der große Petrarca alle Männer seiner Zeit an Eifer im Nachforschen nach alten Handschriften und in Wiedererweckung der römischen Geschichtsschreiber, Philosophen und Dichter. Man darf diesen seltenen Mann den eigentlichen Urheber der Renaissance nennen. Er brachte es zwar nicht so weit, das Griechische zu erlernen, hatte aber eine leidenschaftliche Sehnsucht, mit den Schriftwerken der Hellenen bekannt zu werden, welche so ziemlich die Quelle alles dessen sind, was diejenigen der Römer Wertvolles enthalten. Als ihm der Byzantiner Nikolaos Sigeros, Prätor von Romania, im Jahre 1353 einen Homer zum Geschenk machte, betrachtete er die Handschrift mit einer Art von andächtiger Verehrung und beklagte nichts mehr, als daß er nicht den Zauberstab besaß, um den Sinn aus den stummen Lettern zu wecken. Indessen feuerte er nach Kräften Andere zur Erlernung des Griechischen an, und auch ohne seinen Antrieb war schon in verschiedenen Männern seiner Zeit ein gleiches Streben lebendig geworden. Mit Hilfe einzelner byzantinischen Gelehrten, die nach Italien kamen, wurde es wißbegierigen Jünglingen möglich, sich das schönste Idiom der Welt anzueignen. Sie zogen griechische Manuskripte, die in den Klöstern verborgen waren, hervor und erschlossen sie dem Verständnis, wenn auch zunächst nur enger Kreise. Andere begaben sich, von philologischem Eifer getrieben, nach Byzanz und kehrten mit neuen Kenntnissen und Handschriften zurück.

Bei der Betrachtung des Wiedererwachens der griechischen Studien im Abendlande darf man nicht außer acht lassen, daß Unteritalien und Sicilien durch Justinian wieder

für das byzantinische Reich erobert und dadurch der Sitz einer zahlreichen griechischen Bevölkerung wurden. Um die Wissenschaften kümmerte sich diese zwar nur wenig, obgleich nach uns aufbehaltenen Kunden einzelne gelehrte Arbeiten durch sicilianische Griechen geliefert wurden; aber dem erwachenden Streben nach Erlernung der hellenischen Sprache kamen diese in Süditalien und auf der benachbarten Insel angesiedelten Byzantiner zu Hilfe. — Schon Boccaccio machte sich in nicht unbedeutendem Grade mit dem Griechischen vertraut; er nahm den Leontius Pilatus aus Salonichi in sein Haus auf, ließ sich von ihm die homerischen Gesänge erklären und war in Gemeinschaft mit Petrarca die Veranlassung, daß Pilatus den alten Epiker ins Italienische übersetzte.

Das einmal angezündete Feuer der hellenischen Studien schlug besonders seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts immer höher empor, und vornehmlich war Florenz der Herd, auf dem es gepflegt wurde. Unter den Männern, die sich hierbei am meisten hervorthaten, seien hier Salutato, Filelfo und der Grieche Chrysoloras genannt. Aber bald sollte die Wiederbelebung des Humanismus in noch weit größerem Umfange von statten gehen.

Nachdem schon in der ersten Zeit des Islam muhammedanische Heere Byzanz nahezu erobert hatten, war seit dem vierzehnten Jahrhundert das Türkenreich, das sich auf den Trümmern des Kalifats und der nachfolgenden Mongolenherrschaft allmälich zum mächtigsten des Orients erhob, nah und näher gegen die Stadt des Konstantin herangerückt. Lange hing die Kriegswolke drohend über letzterer. Da brach der gewaltigste der muhammedanischen Fürsten

mit ungeheurem Heer aus seiner am Fuß des bithynischen Olymp gelegenen Hauptstadt Brussa auf, umzingelte die in weiter Ausdehnung zu seiten des goldenen Horns, des Marmarameeres und Bosporus auf sieben Hügeln hingegossene Riesenstadt und brachte sie durch Sturm in seine Gewalt. Der letzte der byzantinischen Kaiser fiel nach tapferer Gegenwehr; die wilden türkischen Horden mordeten und wüteten furchtbar in diesem Emporium zweier Welten, dem tausendjährigen Sitz der oströmischen Kaiser, und bei der Verheerung werden zahlreiche Manuskripte, welche der früheren Verwüstung durch Heinrich Dandolo noch entgangen, vernichtet worden sein. Viele Griechen, die dem Mordschwert der Eroberer entronnen, jedoch sich nicht unter das barbarische Joch beugen wollten, flohen in das Abendland, und die gebildeten oder gelehrten unter ihnen führten als kostbarsten Teil ihrer Habe altgriechische Handschriften mit sich. Diese byzantinischen Flüchtlinge waren es denn, welche die schon glimmende Flamme griechischen Wissens und griechischer Kunst im Occident bald hoch und höher aufschlagen machten. Sicilien, die alte Pflanzstätte griechischer Kultur, kann den Ruhm beanspruchen, den Fremdlingen zuerst ein Asyl geboten zu haben. In kurzem folgte das Festland von Italien nach und zum Dank dafür verbreiteten die Ankömmlinge den befruchtenden Samenstaub der Bildung auf dem Boden, der sie so gastlich aufgenommen hatte. Bald drängten sich Schüler um sie, begierig, hellenische Sprache und Weisheit zu lernen. Vor allem war es die Republik Florenz, wo sie, schon von dem ersten der Medicäer, dem „Vater des Vaterlandes“, Cosmo, begünstigt, eine reiche Thätigkeit entfalteten. Glücklich für die Verbreitung

der aus Byzanz herübergekommenen Schätze war die ungefähr mit dem Falle Konstantinopels zugleich erfolgte Erfindung der Buchdruckerkunst. Allerdings wurde der Segen, welchen diese durch die Vervielfältigung der Werke der Alten, sowie mancher anderen trefflichen Schriften brachte, auch mannigfach beeinträchtigt. Ebenso wie der Geist des Lichts, bemächtigte sich auch derjenige der Finsternis der neuen Erfindung, und die religiösen Eiferer, die Richter des heiligen Officiums in Rom, wußten sie sich nicht minder dienstbar zu machen, als die Humanisten. Immerhin gingen in überraschender Schnelligkeit die Hauptwerke der griechischen Autoren im Originaltext und von lateinischer Uebersetzung begleitet aus der Presse hervor. Es bildeten sich in den Hauptstädten Italiens, vornehmlich in Florenz und Venedig, Akademien und literarische Gesellschaften, in denen Plato und Homer gelesen wurden. Auch einzelne Damen nahmen an solchen Zirkeln teil. Es wurden Lehrstühle für das Griechische an den Hochschulen errichtet, und bald ahmten die übrigen Länder, zunächst namentlich Deutschland und Frankreich, hierin das Beispiel Italiens nach. Die Wirkung, welche Philosophie und Dichtung der Hellenen machten, war bei einigen eine berauschende, fast betäubende. Einem gewissen Gemistus, mit dem Beinamen Pletho, der bei Cosmo von Medici in Gunst stand, wurde nachgesagt, er hänge dem Kultus der alten Götter an, und man schrieb ihm die Aeußerung zu, bald werde eine von jener der Griechen nicht wesentlich verschiedene Religion die herrschende werden. In Frankreich wurde, wie Disraeli in seinen „Curiosities of literature“ näher anführt, ein Dichter hingerichtet, weil er öffentlich ausgesprochen hatte, Zeus und

Apollo seien die wahren anbetungswürdigen Götter. Der schon genannte Cyriacus von Ancona erwählte sich Merkur zum Schutzheiligen und richtete bei der Abfahrt von Delos ein schriftliches Gebet an ihn. Filelfo pries Papst Nikolaus V. in einem Gedicht als Denjenigen, der den Thron des olympischen Jupiter hüte. Der florentinische Staatskanzler Salutato sprach offen aus, daß die heilige Schrift zwar göttlichen Gehaltes, aber nach ihrer Sprache und Ausdrucksweise nichts anderes als Poesie sei. Dieselbe enthalte ebenso verbrecherische und abscheuliche Dinge, wie die Lascivitäten der heidnischen Dichter; das Hohe Lied sei verliebter und anstößiger, als die antiken Erotiker.

Das Wiedererwachen der griechischen Literatur bewirkte, daß die Aufmerksamkeit, zunächst der Italiener, sich auch der Kunst des Altertums zuwendete. Antike Statuen, deren so zahlreiche unter den Ruinen verschüttet lagen, waren wohl schon vorher an das Tageslicht gekommen; allein man hatte ihnen wenig Beachtung geschenkt oder sie als Denkmale eines verabscheuungswürdigen Götzendienstes perhorreszirt. Jetzt, da die Liebe zu den schönen Künsten schon mächtig in Italien belebt war und Architektur, Skulptur und Malerei, besonders in Florenz und Venedig, Vortreffliches geleistet und den Schönheitssinn geweckt hatten, mußte man wohl die Herrlichkeit der Antike anerkennen. Wenn man die Bildsäulen und Gemälde, die gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden, mit denen der früheren Zeit vergleicht, so ermißt man an der höheren Formvollendung sogleich den Einfluß, den die Anschauung der alten Kunstwerke auf die Künstler geübt hat. Die späteren Gemälde des Gian Bellin zum Beispiel unterscheiden sich

hierdurch von den früheren so sehr, daß man sie fast einem andern Meister zuschreiben möchte. Selbst die römische Kurie konnte sich nicht dem Hauche des Geistes verschließen, der aus dem alten Hellas herüberwehte. Lebhaft wurde Papst Nikolaus V. von ihm ergriffen und zeigte dies durch seine Förderung griechischer Literatur, seine monumentalen Bauten und seine Ausgrabungen antiker Bildwerke. Ebenso Leo X., durch dessen Eifer zahlreiche alte Statuen, die jetzt die Hallen des Vatikans schmücken, an das Tageslicht kamen. Daß Päpste sich dieser Richtung hingaben, daß auch Kardinäle und sonstige Personen ihrer Umgebung lebhafte Förderer der Wiedererneuerung des Altertums waren, erscheint freilich als eine Anomalie. Dem strengen Geiste der Kirche, wie er auch später seinen Einzug in den Vatikan hielt, wäre es unstreitig gemäßer gewesen, das alles als Teufelswerk zu verdammen, wie es die ersten Apostel und meisten Kirchenväter gethan.

Wenn die aus den Ruinen emporgestiegenen Bildwerke nur zum kleineren Teil griechischen Ursprungs waren, der Mehrzahl nach dagegen von römischen Künstlern herrührten, so sahen sich die Architekten der Renaissancezeit noch weit mehr als die Maler und Bildhauer darauf angewiesen, römischen Vorbildern zu folgen. Nur mittelbar, insofern die Baukunst Roms die jonischen und korinthischen Säulen, sowie Manches sonst aus der griechischen aufgenommen hatte, ist daher auch Einiges aus der letztern in die des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts übergegangen. Es befremdet, daß die dorischen Tempel von Pästum, sowie die noch in Sicilien vorhandenen, die doch

weit höhere Schönheitsmuster sein konnten, als die in Rom befindlichen antiken Gebäude, keinen der italienischen Architekten zur Nachbildung begeisterten, und man muß annehmen, daß sie, in abgelegenen Gegenden verborgen, keinem derselben zu Gesichte kamen. Uebrigens ahmten die Architekten der Renaissancezeit die Antike nicht sklavisch nach, sondern reproduzirten sie frei, und sie unterscheiden sich, ebenso wie die Maler und Bildhauer, in dieser Hinsicht vorteilhaft von manchen Dichtern, die, ganz geblendet von den neuaufgetauchten Mustern, ängstlich auf den Spuren der Alten wandelten.

Wenn wir dieser Zeit des Wiederauflebens der Künste und Wissenschaften und aller der großen Männer, die in ihr geblüht, gedenken, stellen wir sie uns wohl als eine goldene vor, und es erfaßt uns die Sehnsucht, daß wir in ihr leben möchten. Aber blicken wir näher hin, so gewahren wir mit Schrecken, wie viel Entsetzliches sich gerade in jener Zeit begeben hat, und wir erstaunen, daß sich so Schönes und Großes unter Drangsalen und Stürmen, die damals die Welt durchtobten, entfalten konnte. Wenn auch die Bürgerfehden und Parteiungen in den italienischen Städten, die Kämpfe zwischen den kleinen Republiken nicht mehr in dem Maße wüteten wie im Mittelalter, so war doch Italien unaufhörlich der Schauplatz, auf dem sich die Herrscher Europas bekriegten. Kein Jahrzehnt verging, daß nicht die Pest ihren Würgerzug von Ort zu Ort gehalten hätte, und wilde Räuberbanden umlagerten alle Heerstraßen. Ebensowenig war in Frankreich oder Deutschland an Frieden zu denken. Zu dem Blutvergießen, das der Ehrgeiz der Fürsten und die Zwistigkeiten der Ritter

und Lehensträger unter einander hervorriefen, kamen dann nach der Reformation noch die Religionskriege. Inmitten aller dieser Schrecknisse aber erblühten in den Werkstätten der Bildhauer Göttergestalten in Fülle aus dem Marmor, entstanden unter den Händen der Rafael und Tizian die herrlichsten, an Kunstvollendung nie wieder erreichten Gemälde, erhoben sich die Kuppel von Sankt Peter und nach ihrem Muster eine Reihe anderer ähnlicher Kirchengewölbe zum Himmel und stiegen Paläste mit reichen Prachtfaçaden empor. Bei dem unaufhörlichen Kriegsgetöse der Italien durchziehenden Heere, dem Sturmgeläut, das die Parteien der Städte zum Kampfe rief, und unter dem Wüten von Pest und Hungersnot, die während jeden Jahrzehnts ein paar Male ihren Schreckenszug durch die Halbinsel hielten, brüteten die Gelehrten über den alten Manuskripten, emendirten ihren Text, übersetzten ihn in das Lateinische und stellten ihn zum Druck fertig. Um sich von der Schwierigkeit dieser Arbeit eine Vorstellung zu machen, muß man sich ein solches altgriechisches Manuskript, zum Beispiel das aus dem neunten Jahrhundert herrührende des Aeschylos, in der Laurentiana zu Florenz näher ansehen. Gewiß bieten die Chöre der Orestie schon in einer modernen sorgfältigen Ausgabe auch dem gründlichen Kenner des Griechischen bedeutende Schwierigkeiten. Nun sehe man sie aber in der genannten Handschrift, wo sie ohne Vers, ja ohne deutliche Wortabteilung oft recht unleserlich geschrieben sind; man vergegenwärtige sich zugleich, daß, während wir jetzt zahlreiche Interpretationen, Kommentare und sonstige Hilfsmittel zum Verständnis des Textes besitzen, dieses Alles damals fehlte.

Man würde die unmittelbare Wirkung des Wiedererstehens der griechischen Literatur überschätzen, wenn man meinte, sie habe sich sogleich in weiten Kreisen verbreitet. Dieses geschah nur sehr allmälich und langsam; denn dazu wären gute Uebersetzungen in die Vulgärsprachen nötig gewesen, und solche, von denen Shakespeare's Zeitgenosse Chapman in seiner Nachdichtung der Iliade und Odyssee ein glänzendes Beispiel darbot, kamen erst nach und nach im Lauf der Jahrhunderte zu stande. Zunächst blieb daher die Kenntnis der hellenischen Autoren auf die Kreise der Gelehrten beschränkt. Bei dieser Gelegenheit dürfen denn auch die Nachteile nicht verschwiegen werden, welche die Renaissance mit sich brachte. Unter den Philologen fanden sich viele, die sich für die Anstrengung, mit der sie das neue Wissen sich angeeignet, erst belohnt glaubten, wenn alles aus dem Altertum Stammende als etwas Einziges, Unvergleichliches und unbedingt Mustergiltiges angestaunt wurde. Die Werke der neueren Literatur, deren doch damals schon sehr bedeutende existirten, sollten nichts sein, oder doch nur insofern Wert haben, als sie denen der Alten nachgeahmt waren und gewisse Regeln befolgten, die man in theoretischen Schriften fand oder zu finden glaubte. Schon Horaz hatte in dieser Hinsicht viel Unheil gestiftet; nun kam die Poetik des Aristoteles hinzu, um es zu vollenden. Ohne zu bedenken, daß die Schrift des Stagiriten nur ein Fragment, daß deren Text mannigfach verderbt, unklar und verschiedener Auslegung fähig ist, verkündete man Alles, was man aus ihr herauslas, als unumstößliches Gesetz. Freilich wußte man damals noch nicht, daß das Ansehen des Aristoteles, an dem schon

Petrarca mit Glück gerüttelt hatte, auch auf den Gebieten, welche seine eigentliche Domäne bildeten, später völlig gestürzt werden würde. Aber man hätte sich fragen sollen, wie dieser Philosoph dazu komme, den Anspruch zu erheben, auf dem ihm am fernsten liegenden Felde, dem der Poesie, für alle Zeiten als Gesetzgeber zu gelten. Unbekümmert hierum proklamirte man die Lehre von den drei Einheiten, die in der Poetik stehen sollte, als ein unverbrüchliches Gebot für das Drama, und jedes Theaterstück wurde, je nachdem es diese Vorschrift befolgte oder überschritt, gepriesen oder verworfen. Daß selbst in den Trauerspielen der griechischen Tragiker, aus denen Aristoteles seine Regeln doch nur abstrahirt haben konnte, sich die letzteren keineswegs befolgt finden, kam nicht in Betracht. Die Ortseinheit ist in den Eumeniden des Aeschylos und im Ajas des Sophokles nicht beobachtet, indem sich in beiden die Scene verwandelt. Die Zeiteinheit wird auf flagrante Weise im „Agamemnon" verletzt, indem gleich zu Anfang des Stücks so viele Zeit verfließt, wie zwischen dem Falle Trojas und der Ankunft des griechischen Heerführers in Mykenä liegt, was selbst seit Erfindung der Dampfschiffe ein paar Tage betragen würde. In Bezug auf die sogenannte Einheit der Handlung, welche allerdings gefordert werden kann, aber richtig gefaßt nur den Sinn hat, daß, von einem höheren Standpunkt aus betrachtet, die verschiedenen Teile einer Aktion zur Totalwirkung des Ganzen beitragen müssen, so liegt zu Tage, daß man nur bei höchst laxen Begriffen von einer solchen sagen kann, sie sei im Ajas, der stets als großes Werk der tragischen Kunst bewundert worden ist, zu finden. Im ersten Teil

dieses Trauerspiels betrifft der Inhalt den Selbstmord des Helden, im zweiten dessen Leichenbestattung. Wir haben hier also doch höchstens die ideelle Einheit, daß es sich um das Schicksal des Ajas im Leben und im Tode handelt, nicht jene mechanische, welche noch heute von intoleranten Kunstrichtern proklamirt wird. Unbekümmert um alle diese doch so naheliegenden Erwägungen verkündeten die Gelehrten der Renaissancezeit das Gesetz der drei Einheiten als ein Evangelium, und es gelang ihnen, ihre Heilslehre in allen europäischen Kulturländern zu Ansehen zu bringen. Am entschiedensten und unbestrittensten war dies in Italien und Frankreich der Fall. In diesen Ländern, wo alle Elemente vorhanden waren, um ein reiches, echt poetisches, aus dem Geist der beiden hochbegabten Nationen geborenes Drama entstehen zu lassen, wurde dasselbe um seine wahre Blüte gebracht. Nur jenen willkürlichen Regeln ängstlich angepaßte Stücke kamen auf das Theater, da es den gelehrten Kritikern gelang, dem Publikum den Glauben an die unbedingte Richtigkeit ihrer Grundsätze beizubringen. Auch in England und Spanien wurde von ihnen dasselbe versucht und mit beträchtlichem Erfolge. Denn wenngleich sich die Dichter der Volksbühnen über ihre Vorschriften hinwegsetzten, verbreiteten sie doch bei Allen, welche sich für höher gebildet hielten, die Ansicht, die sich in freieren Formen bewegenden, unter Beifall aufgeführten Schauspiele seien rohe, nur auf den Geschmack des großen Haufens berechnete Machwerke. Solche Urteile wurden sowohl in England wie in Spanien selbst von den geistvollsten Männern ausgesprochen; ja, theoretisch ward die Meinung von der Notwendigkeit, die drei Einheiten zu

beobachten, lange Zeit hindurch kaum bestritten. Und wie Lope de Vega ausdrücklich aussprach, er setze sich über die Regeln nur hinweg, weil er sonst keine Zuschauer für seine Stücke finden würde, so wählte auch Shakespeare die Form des romantischen Schauspiels nicht aus Erkenntnis von deren Vortrefflichkeit, sondern nur auf den Antrieb seines Genius. Die größten Erscheinungen auf dem Gebiet der neueren dramatischen Poesie würden daher unstreitig gar nicht entstanden oder schon im Entstehen verkrüppelt worden sein, wenn die beim Wiederaufleben der alten klassischen Literatur von beschränkten Gelehrten geschöpften Doktrinen ebenso praktische Geltung erlangt hätten, wie sie dieselbe in der Theorie besaßen. Ein anderer Uebelstand, den die Renaissance mit sich führte, war die Abgötterei, die mit den Dichtern der Alten getrieben wurde. Es war dies mehr noch mit den römischen, als mit den griechischen der Fall, indem erstere ziemlich von Allen gelesen werden konnten, letztere dagegen im Original nur von den Gelehrten. Man bewunderte ohne Wahl und Unterschied alle römischen Poeten, fast ebenso sehr wie Virgil auch Lucan, Silius Italicus und Statius. So ward die Nachahmung dieser Dichter Mode; man rechnete es einem modernen Poeten als Verdienst an, wenn er Gleichnisse und sonstige einzelne Stellen aus den Alten in seinen Versen anbrachte, mit Kenntnissen des Altertums prunkte und besonders von der alten Mythologie Gebrauch machte. Dies zeigt sich in zahlreichen Dichtungen der Franzosen und Italiener. Sehr auffallend schon bei Boccaccio in dessen Filocopo. Gleich im Anfang dieses Romans ruft der Dichter den Jupiter an, ihm die Hand zu leiten, damit das Werk

zum ewigen Ruhm des Gottes gereichen möge. Höchst seltsam ist die Vermischung der griechischen Mythologie mit dem christlichen Glauben, worin Petrarca allerdings schon Dante zu seinem Vorgänger hatte. Christus erscheint als Sohn Jupiters und Pluto als der gefallene Lucifer; der Papst ist der Vikar Junos, die zu ihm Iris als Botschafterin sendet; Mars und Venus erhalten das Prädikat „heilig" und so weiter. In gleich störender Weise tritt dies bei dem Portugiesen Camoëns hervor. Derselbe wollte die großen Entdeckungen und Eroberungen seines Volkes, durch die sich die Welt in bisher unbekannte Weiten aufgethan, verherrlichen. Er hatte selbst das Indische Meer durchschifft und lange Jahre in den Ländern des Orients gelebt; allein in seinen Lusiaden finden wir selten, daß er die Natur dieser Gegenden aus eigener Anschauung darstellt. Weit häufiger sind seine Bilder aus den alten Dichtern entlehnt und wahrscheinlich that er sich hierauf besonders viel zu gute. Noch unangenehmer berühren bei ihm, da wo sie gar nicht hinpassen, wie in der rührenden Episode von Inez de Castro, die Anspielungen auf Vorgänge aus der antiken Geschichte und vor allem die Götter des Olymp, die neben dem dreieinigen Gott eingeführt werden, indem sie sich, um die Orthodoxie des Dichters zu retten, für allegorische Figuren ausgeben müssen. Hierher gehört denn auch der Uebelstand, daß durch das Vorurteil von der einzigen Vortrefflichkeit der Antike die reiche Sagenwelt des Mittelalters, die den Dichtern so herrlichen Stoff hätte bieten können, in den Hintergrund gedrängt und nicht mehr von den Poeten, die sich höhere Bildung zuschrieben, sondern

nur noch von den Volksdichtern, besonders den englischen und spanischen Dramatikern, behandelt wurde. Einzelne Ausnahmen mögen vorkommen, aber in Frankreich und Italien blieb im wesentlichen doch nur der Sagenkreis von Karl dem Großen lebendig, insofern er dem Ariost und seinen Nachfolgern als ein lustiges Spiel der Phantasie diente. Zugleich mit den drei Einheiten ward denn auch, um auf das Drama zurückzukehren, die Ansicht herrschend, nur Begebenheiten des griechischen und römischen Altertums oder sonst aus lange vergangener Zeit seien für die Bühne geeignet. So wühlten die italienischen Tragiker, deren Zahl Legion ist, seit dem fünfzehnten Jahrhundert in den römischen und griechischen Historikern nach Schreckensgeschichten, um sie auf das Theater zu bringen, oder verlegten erdichtete Greuel, Blutschande und Verwandtenmord in fabelhafte Reiche der Vorzeit. In Frankreich galten ähnliche Grundsätze, es erhob sich ein Zetergeschrei, wenn einmal ein Tragöde es wagte, einen Stoff aus späteren Tagen zu wählen. Und da Paris bald anfing, den Ton für die übrige Welt anzugeben, so wurden solche Axiome in allen Ländern Europas herrschend. Das sind die Nachteile für die Literatur, welche durch die Renaissance nicht sowohl herbeigeführt wurden, als in deren Gefolge durch den Unverstand der Gelehrten eintraten. Mehr als drei volle Jahrhunderte hindurch hat sich ihr Einfluß bemerklich gemacht, und erst seit der zweiten Hälfte des vorigen ist der Fetischdienst, der mit der Antike getrieben ward, einer freien Auffassung gewichen, die hoffentlich sich immer mehr verbreiten wird. Wir bewundern die Griechen und in zweiter Reihe auch die Römer als unvergleichliche Muster des

hohen Stiles; wir erkennen in ihren Werken einen nicht auszuschöpfenden Schatz der Weisheit und Schönheit; wir begeistern uns an Homer, Aeschylos und Sophokles, ahmen sie jedoch nicht nach und verkennen nicht, was die Poesie noch seitdem Herrliches hervorgebracht hat. Wir sehen ein, daß jede Literatur, die sich nur an eine frühere anlehnt, von Anfang an eine todtgeborene ist, daß jegliche Zeit ihre eigene Dichtkunst haben muß, welche den gegen sonst erweiterten Ideenkreis in sich aufnimmt; wir haben vor Allem das Joch willkürlicher Regeln abgeschüttelt, das auf Aristoteles und Horaz gegründet wurde, und werden auch dasjenige wieder abwerfen, das Pedanten uns jetzt von neuem auflegen wollen. Es sind durch uns die seit Jahrhunderten in Vergessenheit geratenen Traditionen des Mittelalters, die Sagen von den Nibelungen und Gudrun, vom heiligen Gral und König Artus, ebenso wie die Lieder der Minnesänger und der Troubadours von neuem ans Licht gebracht worden und wir haben unsern Geist mit ihnen befruchtet. Aber wenn nun die Romantiker wieder solche Idolatrie mit dem Mittelalter trieben, wie vorher die Gelehrten mit dem Altertum, wenn sie uns Nibelungen, Titurel und die Gedichte Walther's von der Vogelweide als etwas Einziges und Göttliches priesen und gar zur Nachahmung empfahlen, so ließen wir uns auf die Dauer nicht von ihnen beirren und blickten auf die Werke der Alten zurück, damit sie uns zeigen sollten, was Schönheit und Kunstvollendung sei.

Der bildenden Kunst war der wieder erwachte Sinn für die Antike gleich im Anfang ersprießlicher als der Literatur. Durch edleren Stil und größere Formenfülle

zeichnen sich die Gemälde fast aller Künstler seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorteilhaft vor den früheren aus. Allein auch hier zeigte sich bald der Uebelstand, daß man die älteren Werke gering zu schätzen anfing und, achtlos für die in ihnen waltende tiefe Empfindung, nur die Mängel der Form in das Auge faßte. Dies rief denn wieder in unseren Tagen eine Reaktion hervor; die Bilder eines Fiesole und Perugino, die sicher einen hohen Wert haben und auf empfängliche Gemüter immer eine Anziehungskraft üben werden, wurden doch ganz übertrieben gerühmt; ja, Rafael sollte nun ein Verderber der Kunst sein. Erst in neuerer Zeit ist das richtige Maß hiefür hergestellt worden. Wir erkennen die Vorteile an, welche die Künstler der Renaissance aus der Anschauung der alten Bildwerke schöpften, und halten den Weg, den sie wandelten, für den zum Ziel führenden. Aber Solchen, die, wie das nicht selten der Fall gewesen, ganz in Aeußerlichkeit aufgehen und unter gleißendem Schein innere Hohlheit verbergen, ziehen wir weit die alten Florentiner und Umbrier vor, die bei unvollkommenen Mitteln der äußeren Darstellung das besitzen, was die eigentlichste Seele der Kunst ausmacht.

Wenn die Palastbauten, mit denen die Renaissance nach und nach die Hauptstädte Europas schmückte, sicherlich an Schönheit diejenigen des Mittelalters übertreffen, so muß man bezweifeln, ob der Kirchenstil, der sich seit dem fünfzehnten Jahrhundert überall verbreitete, den Vorzug vor dem germanischen verdient, der bis dahin vorherrschte. Italien besitzt keine der schönsten Dome dieses Stiles; dennoch scheinen mir der von Mailand, Sankt Johann

und Paul in Venedig, die Kirche von Assisi, die Kathedralen von Siena und Orvieto dem Sankt Peter und allen den zahllosen ihm nachgebildeten Gotteshäusern weit überlegen zu sein. Denke ich nun gar an die Kathedralen von Köln und Straßburg, von Westminster und York, von Rouen, Burgos, Toledo und Sevilla, so fällt es mir schwer, den Abstand auszudrücken, den ich zwischen diesen erhabenen Bauwerken und denjenigen finde, die an ihre Stelle traten und gar als Muster reineren Geschmackes gepriesen wurden. Für die himmelanstrebenden, die Seele mit sich emportragenden, gleich einem Wunder in den Lüften schwebenden Hallen und Gewölbe dieser Münster bietet der Prunk der Kirchen im Renaissancestil, mögen ihre Architekten auch Bramante, Michel Angelo und Palladio heißen, keinen Ersatz.

Die größte der Wohlthaten, welche die Wiedererstehung der alten Literatur der Welt erwies, brauchte Jahrhunderte, bis sie sich offenbarte. Ja, vielleicht ist es erst der Zukunft vorbehalten, sie in ihrem ganzen Umfange zur Erscheinung zu bringen — ich meine den Geist der Humanität, die hohe Freiheitsliebe und den allen religiösen Truggebilden feindlichen Wahrheitssinn, der in den Werken der Hellenen waltet. Eben um zu verhindern, daß diese zur Herrschaft gelangten, warfen sich die Mächte der Finsternis, welche während des Mittelalters fast uneingeschränkt das Feld behauptet hatten, mit doppelter Gewalt dem neuen Licht entgegen, und es gelang ihnen, die nächstfolgenden Jahrhunderte in mancher Hinsicht zu den dunkelsten der Geschichte zu machen. Vergebens war es, daß die Weisheit der Griechen bei einzelnen Gelehrten enthusiastische Aufnahme fand, daß

auf den Universitäten Lehrstühle zu deren Verbreitung errichtet wurden. Um die nämliche Zeit, wo dies geschah, wurde durch den Statthalter Christi die scheußlichste Ausgeburt menschlichen Wahnes, der Glaube an Zauberei, förmlich sanktionirt, und infolge dessen wüteten die Hexenprozesse, Opfer ohne Zahl und Maß würgend, drei Jahrhunderte lang in allen Ländern Europas. Ziemlich gleichzeitig gesellte sich der römischen Inquisition, die nach wie vor die der Ketzerei Verdächtigen in schrecklichen Gefängnissen umkommen ließ oder auf Holzstößen verbrannte, ihre noch furchtbarere Schwester, die spanische, hinzu. Wenn auch, angeregt durch den neu erwachten Forschungstrieb, fast gleichzeitig mit der griechischen Philologie die Naturwissenschaft ihre ersten Schritte that und die Astronomie durch Kopernikus die engen Anschauungen, welche bisher über das Weltgebäude geherrscht hatten, durchbrach, so vermochten sie doch nichts gegen den geistlichen Despotismus, der, überall von dem weltlichen geschützt, sein Nachtreich auf Erden fast ebenso fortsetzte, wie es unter Gregor VII. gewaltet hatte. Daß dies nur möglich ward, weil in die große Masse der tief in Aberglauben versunkenen Völker kein Strahl des neuen Lichtes eingedrungen war, fällt in die Augen. Die Reformation schaffte in den Ländern, welche sich ihr zuwandten, manche Mißbräuche der katholischen Kirche ab, und ebenso in dieser Hinsicht, wie dafür, daß sie die heiligen Bücher des Alten und Neuen Testaments wieder dem Volke erschloß, gebührt ihr für immer Dank. Allein daß ein Luther und Calvin für die Auffassung der Bibel im Geiste und in der Wahrheit gewirkt, daß sie die Humanität gefördert hätten, was die echte Religion ebenso

wie die echte Wissenschaft thun sollte, wäre eine grundlose Behauptung. Zur Widerlegung derselben würde der Hinweis genügen, daß beide die greulichen Hexenprozesse gebilligt und ihnen Vorschub geleistet haben, daß der Genfer Reformator ebenso von religiöser Verfolgungswut besessen war, wie ein Paul III., und daß der Wittenberger es ausdrücklich lobte, als jener den Servet wegen einer abweichenden Ansicht über das Dogma der Dreieinigkeit lebendig verbrennen ließ. Neben einzelnen wohlthätigen Folgen hatte die Reformation nun auch die schlimme, daß die römische Kurie, die unter Leo X. die Anwandlung gezeigt hatte, einem freieren Geiste Eingang in die Kirche zu verstatten, sich jetzt wieder ganz der entgegengesetzten Seite zuwandte und die Ausrottung alles dessen, was sie Ketzerei nannte, zu ihrer Aufgabe machte. So mußten die Philosophen sich glücklich preisen, wenn sie nicht wie Bruno auf dem Scheiterhaufen endeten, die Naturforscher, wenn sie nicht wie Galilei nach Gefängnisqualen und Folterung zum Widerruf erkannter Wahrheiten gezwungen wurden. Zugleich fachten der Glaubenshaß der Priester, der Herrscher und der Beherrschten die entsetzlichen Religionskriege an, die Deutschland und Frankreich mehr als zwei Jahrhunderte lang durchtobten; ebenso die Schandthaten der Bartholomäusnacht und viele andere Greuel, welche aus den Annalen der Menschheit ausstreichen zu können man wünschen möchte. Bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts muß man herabsteigen, um zu dem Zeitpunkt zu gelangen, wo das Licht allmälich im Kampf gegen die Finsternis den Sieg erringt. Daß zu diesem endlichen Siege, der nun von Jahrzehnt zu Jahrzehnt herrlicher ward und in der Folgezeit immer

größere Triumphe zu feiern verspricht, das Wiedererwachen der alten Literatur ein Hauptfaktor gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Die Naturwissenschaften, der eigentliche Stolz unserer Periode, haben mächtig dabei mitgeholfen. Allein erst eine zweite Renaissance wird die segensreichen Wirkungen vollenden, welche die erste gehabt. Ja, sie hat dieses zum Teil bereits gethan; ich meine die Renaissance der orientalischen Studien. Vielleicht ist diese Benennung nicht ganz gut gewählt, ich gebrauche sie nur in Ermanglung einer andern. Eigentlich nicht um eine Wiedererstehung handelt es sich hier, sondern um eine neue Geburt; denn die Kenntnis des Morgenlandes, seiner Literatur und seiner Religionsbücher, mit Ausnahme der hebräischen, ist, wenn sich auch einige Spuren davon in früheren Zeiten nachweisen lassen, in Europa von verhältnismäßig sehr jungem Datum.

Die alten Griechen kümmerten sich wenig um das Geistesleben fremder Völker. Die Ansicht, wonach sie alle Ausländer als Barbaren betrachteten, konnte ihnen auch wenig Neigung dazu einflößen. Einzelne von ihnen bereisten zwar, von Neugier getrieben, fremde Länder und gaben Bericht über deren Städte und die Sitten ihrer Bewohner; aber in ihre Sinnesart einzudringen, ihre Religionsbücher näher kennen zu lernen, lag ihnen fern. Und was wir bei Herodot, der Aegypten und einen Teil von Vorderasien durchpilgerte, in dieser Hinsicht erfahren, ist höchst unbefriedigend. Die Dichtungen des Aeschylos tragen in ihrem Pompe und ihrer Bilderfülle ein Gepräge, das man orientalisch nennen möchte; doch ist dasselbe ganz seinem Genius eigen. Er ist sicher nie von einem morgenländischen Einflusse berührt worden, und wo er in seinen

„Persern“ die Scene in die Königsburg des Xerxes verlegt, ist seine Schilderung des Herrscherhofes der Achämeniden so allgemeiner Natur, daß man sieht, es habe ihm an näherer Kenntnis davon gemangelt. Durch die Kriegszüge Alexander's des Großen erschloß sich zum ersten Mal Asien bis nach Indien hinein den staunenden Griechen, und aus den geöffneten Hallen der Herrscherpaläste von Susa, Persepolis und Babylon ergoß sich ein berauschender Duft dem Abendlande zu. In den Geschichtsschreibern des gewaltigen Macedoniers finden sich bisweilen Stellen, worin der Orient in seiner fremdartigen Pracht und seinem geheimnisvollen Reize vor uns emporsteigt. So in der Erzählung des Zuges durch die libysche Wüste nach dem Oasentempel des Jupiter Ammon, oder in der Scene, wo der indische Greis Kalanos angesichts des griechischen Heeres sich auf dem Scheiterhaufen von den Flammen verzehren läßt. Von der Selbstverbrennung der indischen Witwen brachten die Hellenen Kunde nach Europa heim. Aber weder Arrian noch sonstige Geschichtsschreiber berichten uns Näheres über die Religion des uralten Volkes, oder geben kund, daß sie irgend etwas von dessen Literatur erfahren hätten. Auch über den Glauben der Iranier und deren großen Propheten Zoroaster verbreiteten sich nur sehr vage Kunden nach Griechenland. Auffallend muß es erscheinen, daß aus den mächtigen Reichen, welche die Feldherren Alexander des Großen, namentlich in Aegypten und Persien, gründeten, gleichfalls so wenig Kunde über die Kultur und das Geistesleben der Bevölkerung dieser Länder nach Europa drang. Die Ptolemäer zogen griechische Gelehrte und Dichter an ihren Hof nach Alexandria; allein sie selbst, wie die zu

ihnen Berufenen scheinen immer nur die Blicke nach den Ländern hellenischer Bildung gerichtet zu haben, und es befremdet, bei Theokrit nichts zu finden, was auf seinen langjährigen Aufenthalt am Nil schließen ließe. Die Sassaniden aber vergaßen bald ihres griechischen Ursprungs, wurden Bekenner der Lichtreligion und standen dem Abendland fast so fremd gegenüber, wie ihre Vorgänger auf dem persischen Herrscherthron. Ein Phänomen unter den Hellenen war der vielseitige Plutarch, indem er, wie seine Schrift über Isis und Osiris bezeugt, in die Geheimnisse der ägyptischen Götterlehre einzudringen suchte.

Die Römer, obgleich sie so viele unterjochte Könige und Heere des Morgenlandes bei ihren Triumphzügen zum Kapitol emporführten, kümmerten sich wenig anders um die unterworfenen Völker, als daß sie ihnen Tribute auferlegten und sie ausplünderten. Sie brachten Obelisken aus dem Pharaonenlande an den Tiber, um sie als Siegesdenkmale in ihrer Hauptstadt aufzustellen. Aber ihrer keiner gab sich die Mühe, der Bedeutung der Hieroglyphenschrift auf ihnen nachzuforschen, während sie deren Entzifferung mit Hilfe ägyptischer Priester doch viel leichter hätten bewirken können, als unsere heutigen Aegyptologen.

Die ungeheure Ausdehnung des römischen Weltreichs brachte es mit sich, daß zahllose Söhne Italiens in Kriegs- oder Staatsdiensten der Republik oder des Kaiserreichs ziemlich den ganzen damals bekannten Erdkreis kennen lernten. Einige scheinen sogar nach Art der heutigen Touristen Reisen in entlegene Länder gemacht zu haben, wie das die Memnonsstatue bei Theben beweist, auf welcher Römer ihre Namen eingegraben haben. Aber alle blieben

in den Gesichtskreis ihres Volkes gebannt und hielten es nicht der Mühe für wert, in die Ideen anderer Nationen einzugehen. Wenn fremden Gottheiten, wie der Isis und dem Serapis, an dem Tiber Altäre errichtet wurden und in der römischen Provinz Syrien der Kultus des Baal und der Astarte mit dem des Jupiter und der Venus verschmolz, so nahm man es doch sehr äußerlich mit solchen Aneignungen aus anderen Religionen. Wir blicken zu den Alten, besonders zu den Griechen, mit gerechter Verehrung auf, und man kann sagen, daß das Große, das sie geleistet, zum Teil durch ihre egoistische Konzentrirung auf sich selbst herbeigeführt worden sei. Jedoch müssen wir sie auf der andern Seite auch der Beschränktheit anklagen, weil sie sich, ähnlich den Römern, achtlos gegen die Hervorbringungen aller fremden Völker abschlossen. Und wenn wir ihnen in anderer Beziehung nachstehen, so springt hier die ungeheure Ueberlegenheit der Neueren in die Augen. Denken wir, es blühte gegenwärtig in Asien ein glänzendes Reich, wie das des Xerxes oder des späteren Sassaniden Chosru — mit welchem Eifer würden die Gelehrten Europas seiner Geschichte bis in ihre kleinsten Details nachgeforscht, in seine uralten Religionsbücher einzudringen gesucht und die literarischen Schätze desselben sich angeeignet haben! Von allem dem thaten die Griechen und Lateiner nichts. Das Zend oder das Pehlewi (die Sprache der Sassanidenzeit) zu wissenschaftlichen Zwecken zu erlernen, fiel ihrer keinem ein. Wären sie hierin nicht so absolut indolent gewesen, so hätte durch sie die Literatur der alten Perser, die unstreitig vorhanden war, indessen durch die Verwüstung der Muhammedaner unterging, gerettet werden können.

Mir ist es immer schwer gefallen, diese Apathie der beiden großen Völker des Altertums zu erklären, indem bei ihnen doch in mancher sonstigen Beziehung ein lebhafter Forschungstrieb herrschte, und religiöse Vorurteile sie nicht hindern konnten, über das Geistesleben der sie umgebenden Nationen Kunden einzuziehen.

Mit der Verbreitung des Christentums und sodann der Vertreibung der Juden aus Jerusalem, nachdem Titus das letztere zerstört, drang auch ein orientalisches Element in den Occident ein. Die christliche Kirche bewahrte in ihren heiligen Büchern, ihrem Ritus und ihren Festen lebhafte Erinnerungen an das Land ihres Ursprungs. Wenn die Gesänge der Kirchenväter, die oft ganz morgenländisches Gepräge tragen, beim Gottesdienst ertönten, mußten die Gläubigen selbst in den düstern Nebeln des Harzes oder der Hebriden einen Hauch aus den Sonnenaufgangsländern spüren. Wenn ihnen am Fest der drei Könige oder am Palmsonntag der Priester die betreffenden Stellen aus den Evangelien las, so lichteten sich vor ihnen die dunklen Hallen ihrer Klöster und Gotteshäuser. Sie sahen die Magier aus dem Morgenlande dem Christkinde ihre Spenden von Spezereien und sabäischem Weihrauch darbieten oder den Heiland durch die Reihen der Palmenschwingenden seinen Einzug in Jerusalem halten. Weit lebendiger noch blieb das Gedächtnis ihrer ursprünglichen Heimat in den Juden; in dieser wurzelte ihre ganze Existenz, und nach ihr richteten sie beständig verlangende Blicke zurück. Denn sie waren Verbannte und Ausgestoßene unter den Christen, wurden von ihnen wie Aussätzige geflohen und stets mit Plünderung und Mord bedroht. In ihren Versammlungen

bejammerten die Unglücklichen mit den Klageliedern des Jeremias, wie einst unter den Thränenweiden am Euphrat, ihr Exil und trauerten um das verlorene Zion. Die Bücher des alten Bundes, in der hebräischen Sprache gelesen, waren ihre tägliche Geistesnahrung, und während sie in den Psalmen den heiligen Hain von Mamre rauschen zu hören glaubten, bei den Klängen des Hohen Liedes in ihren Synagogen das Girren der Tauben von Kanaan vernahmen, vergaßen sie der Leiden ihrer Verbannung. Indes kann man sich die Abgeschlossenheit der Bekenner dieser beiden Religionen gegen einander, den Haß und Argwohn, mit dem sie sich gegenseits betrachteten, kaum groß genug vorstellen. Ihr gemeinsamer Ursprung auf demselben Boden, der Umstand, daß Jesus jüdischen Eltern entsprossen war und die Schriften des Alten Bundes ausdrücklich anerkannt hatte, hätte sie einander annähern sollen; statt dessen standen sie sich so feindselig gegenüber, wie die Israeliten es gegen die heidnischen Völker Palästinas gethan, welche Moses auszurotten befohlen, oder wie die Christen gegen die Anbeter des Radegast und Wodan.

Nun trug eine neue, erst sechs Jahrhunderte nach dem Christentum entstandene Glaubenslehre ein weiteres Element aus dem Orient, zugleich jedoch auch neuen Religionshaß nach Europa. Der Muhammedanismus wurde, der Absicht seines Begründers gemäß, mit Feuer und Schwert ausgebreitet. Während der ersten, sturmgleich von der arabischen Wüste bis zum Atlantischen Ozean und den Pyrenäen hinbrausenden Siegeszüge der islamischen Heere warf er Kirchen und Synagogen vor sich nieder. Aber in den Ländern, die er unterjocht hatte, befolgte er dann

die unduldsamen Grundsätze des Propheten minder strenge, als man hätte erwarten sollen. Die zahlreichen, auf der ganzen Halbinsel unter seiner Herrschaft stehenden Christen durften ihren Gottesdienst üben und sich sogar der Glocken bedienen; und dies Faktum allein genügt, um den von schlechtunterrichteten Schriftstellern gegen die spanischen Araber geschleuderten Vorwurf fanatischer Verfolgungssucht zu entkräften. In welchem christlichen Lande wäre es wohl, bis in die neuen Jahrhunderte hinein, den Jüngern des Propheten erlaubt worden, Moscheen zu errichten, oder gar ihren Muezzins, von den Minareten herab zu verkünden, es sei kein Gott außer Allah? Es haben im zehnten Jahrhundert zu Cordova verschiedene Hinrichtungen von Christen stattgefunden. Dieses Schicksal indes riefen sie selbst auf sich herab, indem sie öffentlich Lästerungen gegen Muhammed ausstießen, ein Umstand, der durch die christlichen Hagiographen bestätigt wird. Durch das jahrhundertlange friedliche Zusammenwohnen auf dem nämlichen Boden wurde nun in allem, was nicht gerade den Glauben betraf, eine gewisse Annäherung zwischen den Bekennern der beiden Religionen herbeigeführt. Den Christen ward das Arabische fast zur Muttersprache und sie verfaßten sogar Verse darin. Gleichzeitig wurde Spanien unter den muhammedanischen Herrschern zu einer Freistatt für die Juden. Hier nicht jenen Verfolgungen ausgesetzt, von denen sie im übrigen Europa stets bedroht waren, widmeten sich die Letzteren mit Erfolg der Wissenschaft wie Poesie und schrieben nicht nur in hebräischer, sondern auch in arabischer Sprache. Allein auf das übrige Europa hat dieser Verkehr, in welchem die Bekenner des Korans, des Evangeliums und

der Thora in Spanien standen, nur äußerst wenig eingewirkt. Die Unwissenheit in Bezug auf den Islam, die sich in allen christlichen Schriften des Mittelalters zeigt, übersteigt alle Begriffe.

Auch als infolge der Kreuzzüge sich der Verkehr zwischen den christlichen und moslimischen Völkern vermehrte, ward es hiermit nicht besser. Wie die Muhammedaner die Anbeter des Kreuzes wegen des Dogmas der Dreieinigkeit der Vielgötterei anklagten, so haßten diese die Jünger des Propheten, deren fundamentaler Glaubenssatz doch in der Einheit Gottes besteht, als Götzendiener, und hielten die abgeschmacktesten Fabeln in Bezug auf die Lehre des Koran für wahr. Daß im übrigen einige Einwirkungen sowohl von Spanien und Sicilien, wie von Asien her auf die europäischen Nationen stattfanden, war unausbleiblich. Am deutlichsten offenbart sich dies noch heute in den vielen arabischen Worten, die sich im Spanischen erhalten haben. In geringerer Zahl kommen solche im Französischen, Italienischen und in den germanischen Sprachen vor, und mehrenteils sind dies technische Bezeichnungen, welche die Pilger und Kreuzfahrer aus Palästina heimbrachten. Die Anzahl von Naturprodukten, die aus dem Orient in das Abendland eingeführt wurden, ist beträchtlich, nicht minder die der Industrieprodukte, wie der Teppiche, kostbaren Gewebe und Kleidungsstücke. Der Gebrauch der Brieftauben, seit uralter Zeit in Asien heimisch, verbreitete sich von ebenda, sei es direkt, sei es über Spanien, nach Europa, und ebenso die Sitte, Vögel zum Sprechen abzurichten, in welcher Kunst, wenn wir arabischen Schriftstellern Glauben schenken, die Stare vom

Kalifenhofe zu Cordova es so weit brachten, daß sie ganze Gedichte recitirten. Der Rosenkranz zum Beten, ursprünglich eine buddhistische Erfindung, scheint aus Indien zu den Arabern, bei denen er allgemein üblich ist und erst von den Letzteren in den christlichen Occident gekommen zu sein.

Auffallend ist es, daß die reizenden arabischen Schloßbauten und Wohnhäuser nicht wenigstens in den südlichen Ländern Europas, wo sie einen so angenehmen Aufenthalt geboten hätten, von den Christen nachgeahmt worden sind, um so auffallender, als man weiß, daß die fränkischen Fürsten in Syrien sich Paläste in solchem Stil errichteten. Von einem Einfluß der arabischen Architektur auf die christliche ist früher viel die Rede gewesen und namentlich behauptet worden, der gothische Spitzbogen sei aus dem maurischen Hufeisenbogen und aus den in früheren ägyptischen Bauten angewandten Spitzbogen hervorgegangen. Im Großen und Ganzen geht jedoch die Einwirkung des orientalischen Stils auf den abendländischen nicht über einzelne Ornamente hinaus. Nur in Sicilien und an der süditalienischen Küste, vielleicht auch in den aus der Zeit des Johanniterordens noch auf Rhodos vorhandenen Gebäuden, findet sich sogar in der Anlage der ganzen Bauwerke eine Reminiszenz aus dem Morgenlande.

Daß die Kreuzzüge und der durch sie herbeigeführte häufigere Verkehr zwischen Abend- und Morgenland Spuren in der europäischen Poesie zurücklassen mußten, ist selbstverständlich. Ritter oder auch ihre Knappen, die aus Palästina zurückgekehrt waren, zogen von Schloß zu Schloß, um deren neugierigen Bewohnern von den erlebten Abenteuern zu berichten, und am liebsten wurden diejenigen

gehört, welche die wechselnden Ereignisse des Krieges, verwebt mit Liebesgeschichten, in Reimen zur Laute vorzutragen verstanden. Ein besonders beliebtes Thema für die von ihnen erzählten Geschichten bildete die Gefangenschaft von Kreuzrittern, die durch die Liebe einer schönen Muhammedanerin befreit wurden, mit dieser entflohen und dann im Occident ihre Retterin zum Christentum bekehrten. Man denke an den Grafen von Gleichen, an Gilion de Trasignyes und König Rother. Ferner spielten in diesen Erzählungen Zaubertränke und magische Wirkungen eine Rolle, sowie Löwen, die aus Dankbarkeit für einen geleisteten Dienst einem Helden wie Hunde folgen. Glaube man jedoch nicht, daß in der europäischen Poesie sich infolge der Kreuzfahrten ein orientalisches Kolorit bemerkbar mache. Obgleich Franken und Moslimen im gelobten Lande und in Syrien so lange vielfachen Verkehr mit einander hatten, so standen sie sich doch zu feindselig gegenüber, als daß sie sich und ihre Sitten gegenseitig genauer beobachtet hätten. Wenn in den französischen und deutschen Gedichten vom Morgenlande die Rede ist oder wenn Muhammedaner darin vorgeführt werden, hören wir doch eigentlich nur fremdklingende Namen, gewinnen aber keinerlei Anschauung von den Lokalitäten und Persönlichkeiten. Dies findet in auffallender Weise im Parzival statt. Es kommen darin so viele Saracenen und Saraceninnen vor, keine derselben aber hat eine sie auszeichnende morgenländische Physiognomie. Selbst von einem Kostüm, das sie doch von den Europäern unterscheiden müßte, ist kaum die Rede. Hierin sind sie den spanischen Romanzen aus dem Sagenkreise Karl's des Großen und auch den italienischen Helden-

gedichten ganz gleich, in denen so oft von Muhammedanern die Rede ist, ohne daß diese doch in ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten vorgeführt würden. Man muß sich wundern, daß die europäische Poesie selbst die Gelegenheit verschmäht hat, Oertlichkeiten und Gebäude des Orients zu schildern, was doch die Historiker, wie Wilhelm von Tyrus in seiner Beschreibung von Saladdin's Palast zu Kairo, Wilbrandt von Oldenburg in der des Schlosses Johann's von Ibelin zu Beirut, gethan haben.

Viele der Kreuzfahrer, sowie der im heiligen Lande angesiedelten Franken lernten natürlich notgedrungen etwas arabisch, das heißt, den vulgären dort gesprochenen Dialekt, ungefähr so, wie auch die heutigen Reisenden in Aegypten und Syrien zum Behuf des Fortkommens sich etwas mit der Landessprache bekannt machen. Aber von hier bis zu einer Kenntnis der arabischen Literatur und besonders der überaus schwierigen Poesie ist noch ein unermeßlich weiter Weg. Die Normannen, die sich den Kreuzzügen anschlossen und schon in ihrer Heimat Sicilien die dort noch verbreitete Sprache gelernt hatten, ebenso einige der höher gebildeten, in Syrien oder Palästina angesiedelten Franken mögen sich auch literarische Kenntnisse des Arabischen erworben haben (von Wilhelm von Tyrus, Wilhelm von Tripolis und Ricaldus von Monteacuto wird dies ausdrücklich bezeugt); auch lernten Geistliche zum Zweck ihrer Bekehrungsversuche die semitische Sprache reden. Allein daß sie aus dieser Quelle Vieles in die europäische Literatur hinübergeleitet oder gar der christlichen Poesie eine orientalische Färbung verliehen hätten, läßt sich nicht behaupten. Wilhelm von Tyrus in seinem großen Geschichtswerk

schreibt zwar einen hochtönenden, bilderreichen Stil; morgenländisch jedoch kann man denselben nur nennen, insofern er aus dem Alten Testamente geflossen ist.

Eine Anzahl von Märchen und Erzählungen, die in den mittleren Jahrhunderten, und besonders seit der Zeit der Kreuzzüge, in Umlauf kamen, ist allerdings auf morgenländische Quellen zurückzuführen; indes ist der orientalische Charakter in ihnen allen sehr verwischt. Dahin gehören manche Erzählungen in der Disciplina Clericalis des Petrus Alfonsus, den Gesta Romanorum, dem Grafen Lucanor; sodann Die sieben weisen Meister und so weiter. Ueberall ist hier nicht an Uebersetzung aus den asiatischen Sprachen zu denken, sondern die Geschichten sind aus den zum Teil uralten indischen und arabischen Fabelsammlungen Pantschatantra, Kalila und Dimna und so weiter auf oft labyrinthischen Wegen durch Ueberlieferung in das Abendland gelangt.

Reicher ergoß sich ein Strom orientalischer Sagen in die Romane und Gedichte von Alexander dem Großen. Schon früh hatten sich im Morgenlande zahlreiche Fabeln über den gewaltigen Macedonier gebildet, der bereits in seiner historischen Erscheinung von einem märchenhaften Glanze umstrahlt ist. Besonders in persischen Gedichten waren dieselben besungen worden. Die Quelle, aus welcher sie in die europäische Literatur übergingen, war eine griechische Kompilation, über deren Verfasser, den wahren oder falschen Kallisthenes, viel gestritten worden ist. Die in diesem enthaltenen abenteuerlichen Erzählungen sind von den Urhebern der prosaischen wie versifizirten Alexanderromane, unter denen das deutsche Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht hervorragt,

aufgenommen worden. Da finden sich die Geschichten von den dreiundzwanzig Königen, die Alexander zwischen zwei Felsen einschließt; von dem Paradiese, das in Indien auf einem diamantenen, bis zum Monde aufragenden Berge liegt; vom Baum der Sonne und des Mondes, deren der eine goldene, der andere silberne Blätter trägt, und so fort.

Um wieder in frühere Zeit zurückzukehren, so ist zu erwähnen, daß Fahrten frommer Pilger nach dem gelobten Lande schon seit der ersten christlichen Zeit stattfanden und durch Jahrhunderte fortdauerten. Es sind uns zahlreiche Berichte über solche Andachtsreisen aufbehalten; aber vergebens sehen wir uns nach näheren Kunden über Land und Leute der besuchten Gegenden in denselben um. Wir finden nichts als Notizen über die heiligen Stätten, Kirchen und Kapellen, sowie deren Reliquien, welche die Wallfahrer gesehen. Einzelne Ausnahmen abgerechnet, standen auch die gleichzeitigen, wie späteren Chronisten des Mittelalters mit fast unglaublicher Interesselosigkeit Allem gegenüber, was Prachtvolles und Herrliches in muhammedanischen Ländern vorhanden war. Läßt es sich denken, daß in keinem der spanischen Geschichtsschreiber eine Erwähnung, geschweige denn eine nähere Kunde von dem Prachtschlosse Abdurrahman's III., Az-Zahra bei Cordova, vorkommt, welches für ein Wunderwerk der Welt galt und von dem doch auch die Christen des Nordens durch ihre den Arabern unterworfenen Glaubensgenossen hören mußten? Ist es nicht fast unerklärbar, daß die normannischen Geschichtsschreiber Siciliens, unter denen sich ein sehr vorzüglicher, Hugo Falcandus, findet, sich mit einer so ganz oberflächlichen Erwähnung der

morgenländischen Paläste begnügen, welche die Umgegend Palermos schmückten und dem König Roger II., sowie seinen Nachfolgern, den beiden Wilhelm, zum Aufenthalte dienten?

Immerhin war durch die Kreuzzüge die Pforte zum Orient insoweit geöffnet, daß sich einzelne wißbegierige und abenteuerlustige Reisende von da an tiefer nach Asien hineinwagten. Uns begegnen in den jetzt folgenden Jahrhunderten verschiedene Berichte, in denen unternehmende Weltfahrer dem staunenden Abendland von dem, was sie in den fernen Ländern des Ostens erlebt und gesehen, erzählen. Am bekanntesten darunter ist die zum Volksbuch gewordene Reise des Engländers John Mandeville. Diese ist so mit den ausschweifendsten Fabeln erfüllt und zeigt auch so wenig Kenntnis der Lokalitäten, wo der Verfasser gewesen sein will, daß man zweifeln kann, ob derselbe in der That die Orte gesehen, die er besucht zu haben behauptet. Zu den Märchen, die schon vor seiner Zeit in Europa verbreitet waren, fügte er neue hinzu, und wie höchst unwahrscheinlich oft auch seine Erzählungen waren, Jeder las sie doch mit Begier und hegte keinen Zweifel über das, was der Verfasser berichtete. Mandeville traut in der That seinen Lesern einen Glauben zu, der Berge versetzen kann. Das Fabelhafteste, was er in alten Büchern aufgestöbert hat, behauptet er, mit eigenen Augen gesehen zu haben; nach Ktesias spricht er von einem Tiere, das ein Menschengesicht trägt, nach Strabo von Ameisen, welche groß wie Füchse sind und das Gold aus den Minen hervorholen; weiter von Menschen mit Hundsköpfen, von Quellen, aus denen fließendes Gold hervorströmt. Aus den Alexanderromanen hat er die

Sagen von Meerweibern und Meermännern, vom Vogel Phönix, von den Greifen, den Amazonen geschöpft; ebenso diejenige von dem Paradiese in Indien, einem gewaltigen Palast mit zwölf Thoren, zu welchem zweitausendfünfhundert Stufen von Saphir emporführen, in dessen großer Halle ein Greis auf goldenem Bett, weiß von Haupt wie eine Taube, liegt. Das finstere Thal, in welchem ein greuliches Teufelshaupt unter Donnern und Blitzen schwebt, in das Alexander gelangte, will auch er besucht haben, sowie das dunkle Land, aus dem beständig Menschenstimmen ertönen und in welchem die Nachkommen eines heidnischen Verfolgers der Christen auf deren Gebet von Gott eingeschlossen worden sind. Nicht in gleichem Maße als Aufschneider ist der Venetianer Marco Polo zu betrachten, der nach langjähriger Abwesenheit plötzlich wieder in seiner Vaterstadt auftrat und seine Mitbürger durch seine Berichte von ungeheuren Reisen durch das Reich des Mongolenkaisers, Kublai Chan, auf denen er bis nach Indien und China vorgedrungen war, überraschte. Das Buch, in dem er seine Erlebnisse beschrieb, wurde wie das des Mandeville in fast alle Sprachen übersetzt und bildete die Lieblingslektüre von Jung und Alt. Die darin gegebenen Schilderungen der Riesenstädte Peking und Quinsai (Nanking), der ungeheuren, mit goldenen Dächern bedeckten Paläste und von Reichtümern strotzenden Schatzhäuser des gewaltigen Herrschers, die Beschreibung des großen Milchopfers, bei welchem der Letztere die Milch der in seinen Marställen befindlichen vielen tausend schneeweißen Stuten in den Wind sprengt und den Göttern und Geistern zum Opfer darbringt, sowie vieles Andere haben zwar einen

fabelhaften Anstrich, jedoch hat eine genaue Prüfung ergeben, daß Marco Polo von Vielem wirklich als Augenzeuge spricht. Daß er aber Manches auch mit dem Auge der Phantasie gesehen, tritt zu Tage, wenn man seine Reisebeschreibung mit derjenigen vergleicht, die der Araber Ibn Batuta fast gleichzeitig über seine noch ausgedehnteren Abenteuerfahrten abfaßte. Auch in dem merkwürdigen Buche des Letzteren findet sich vieles Seltsame; doch da, wo er etwas nicht bloß vom Hörensagen erzählt, sondern es selbst gesehen und erlebt zu haben behauptet, wird man auch kaum auf etwas ganz Unglaubliches stoßen. Etwa um die nämliche Zeit, sowie später sich in langer Reihe anschließend, begegnen uns noch manche Orientreisende, wie Oderich von Portenau, Wilhelm von Ruisbröck, der deutsche Hans Schildtberger, der Spanier Fernan Mendez Pinto, dessen Namen Mendez man wegen seiner Lügenhaftigkeit in Mendax parodirte. Durch alle diese und die Nachrichten, die sie heimbrachten, wurde zwar oft nur eine rohe Neugier befriedigt, oft aber auch eine nähere Kenntnis des Morgenlandes für Europa vermittelt. Indessen hinderte die Verschiedenheit des Glaubens immer, daß den Christen über die Religionen der asiatischen Völker richtige Kunden zukamen. Denn keiner dieser Orientfahrer hatte sich zu genugsam freien Ansichten erhoben, daß er sich nicht vor den Glaubenslehren der brahmanischen wie buddhistischen Inder, sowie der Chinesen und Muhammedaner bekreuzigt hätte. Ebensowenig war eine geistige Annäherung zwischen den östlichen und westlichen Völkern eine Folge der großen Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen, welche die Heimat der Letzteren in die nächste Verbindung mit

Indien brachten. Diese Verbindung trug nichts dazu bei, daß das Christentum sich zu billiger Duldung des Muhammedanismus und des Brahmanentums, mit dem es auf demselben Boden zusammentraf, bequemt hätte. Im Gegenteil loderten in Goa die Scheiterhaufen der Inquisition wie in Lissabon. Zur nämlichen Zeit wendete sich in Spanien nach dem Fall von Granada die ganze Wut der Geistlichkeit, der es gelungen war, die Regierung ihren Zwecken dienstbar zu machen, gegen die unglücklichen Muhammedaner. Es ist bekannt, wie unter Ferdinand und Isabella die geeinigte Monarchie keinen Anhänger eines andern Glaubens als des katholischen auf ihrem Boden dulden wollte, wie infolge dieses Fanatismus alle Bekenner des Koran, wofern sie nicht den Boden ihrer Väter verlassen wollten, sich der Taufe bequemen mußten, und wie von nun an selbst der Besitz eines arabischen Buches schon als Verbrechen galt. So fand ein wahrer Kreuzzug gegen alle mit morgenländischen Schriftzügen bedeckten Manuskripte statt, und sämmtliche noch nicht in den vorherigen Kriegen zerstörte Reste der großen arabischen Bibliotheken, die seit sieben Jahrhunderten in Spanien gesammelt worden waren, wurden durch den Klerus öffentlich verbrannt.

Nach einer derartigen Aufmunterung zur Pflege der orientalischen Literatur mußte die europäische Gelehrsamkeit, wenn sie sonst Neigung dazu gehabt hätte, wohl davon abstehen, diesen Zweig des Wissens zu kultiviren. Bei der Stimmung des Hasses, die wohl ziemlich allgemein in der Christenheit gegen die Araber herrschte, ist es denn gewiß hoch zu preisen, wenn einzelne die Jünger des Propheten statt durch Daumenschrauben und Holzstoß durch die Macht

der Ueberredung zu bekehren trachteten. In diesem löblichen Streben suchten einzelne Geistliche des Arabischen so weit Meister zu werden, daß sie Predigten darin halten konnten. Mit sehr unzureichenden Hilfsmitteln und ohne wissenschaftliche Grundlage war so, teils zum Behufe der Konversion Ungläubiger, teils zu dem des täglichen Verkehrs, die semitische Sprache hier und da praktisch geübt worden, als Pedro de Alcala im Jahre 1505 die erste arabische Grammatik nebst Vocabular herausgab — ein höchst merkwürdiges Werk, das von neuem gedruckt zu werden verdiente. Arabische Lettern besaß man damals noch nicht, vielmehr wurden gothische Buchstaben statt derselben angewandt. Papst Gregor XIII. (1573—1585) stiftete sodann eine Missionsanstalt mit vier Kollegien für morgenländische Nationen in Rom. Das Verdienst, auf diesem Felde besonders thätig gewesen zu sein, kann man den sonst übel beleumundeten Schülern des Loyola nicht absprechen, und wenn sie wirklich so viele Sünden, wie ihre Gegner ihnen zuschreiben, auf sich gehäuft haben, so sollte ihnen wegen ihrer opfermutigen Anstrengungen, das Evangelium auf die friedlichste Weise zu verbreiten, doch ein Ruhmeskranz von der Nachwelt gespendet werden. Die ungeheuren Reisen, welche der heilige Franz Xaver und andere Jesuiten zu diesem Zwecke in das Innere von Asien unternahmen, erregen staunende Bewunderung. Ein Jesuit Hanxleden, der im Jahre 1699 nach Indien ging und dort über dreißig Jahre arbeitete, war der erste Europäer, welcher eine Sanskritgrammatik verfaßte. An diese schlossen sich Hilfsmittel zur Erlernung der übrigen zahlreichen indischen Sprachen an. Eine persische Grammatik von de Dieu

erschien 1639 in Leyden. Als ein besonders ausgezeichnetes Werk steht die Textausgabe und lateinische Uebersetzung des Koran des Pater Maracci da. Die mit peinlicher Treue Wort für Wort des Originals wiedergebende Uebertragung kann noch heute als ein gutes Hilfsmittel zur Erlernung des Arabischen dienen. Ein solcher wissenschaftlicher Zweck aber lag dem wackeren Pater bei seiner Arbeit fern; es war ihm, wie seine glaubenseifrigen Anmerkungen zeigen, nur darum zu thun, das heilige Buch der Muhammedaner zu widerlegen und dessen Lehre als einen Ausbund aller Gottlosigkeit und Verruchtheit zu brandmarken.

Die eigentliche Wiege der orientalischen Studien, die ohne solche Nebenzwecke, um ihrer selbst willen betrieben wurden, war Holland. Nicht hoch genug können die Verdienste, welche sich dieses Land um die Menschheit erworben hat, angeschlagen werden. Dasselbe ist als die Geburtsstätte der Geistesfreiheit im neueren Europa zu betrachten. Während alle anderen Staaten, die protestantischen kaum minder als die katholischen, unter dem Druck religiöser Unduldsamkeit seufzten, herrschte hier eine nach dem Maßstabe jener Zeiten ungewöhnliche Toleranz, und an den Dünen und Deichen der Nordsee war den Anhängern der verschiedenen Konfessionen ein Asyl geboten. Spanische und portugiesische Juden, aus ihrer Heimat geflohen, fanden in den niederländischen Städten gastliche Aufnahme und hätten sich die Toleranz der Mynheers zum Muster nehmen sollen, was indessen nicht geschah, indem sie, wie das Beispiel des Uriel Acosta zeigt, gegen Andersdenkende ihrer eigenen Glaubensgenossen inquisitorische Strenge übten. Auf diesem Boden wurde denn das Studium des Arabischen zum

ersten Mal, nicht um die Ruchlosigkeiten des Koran zu widerlegen, sondern zu philologischen und literarischen Zwecken betrieben. Die Universität Leyden ward zu einer Pflanzstätte arabischer Gelehrsamkeit, welche bis auf unsere Tage geblüht hat. Erpenius, Golius und verschiedene Andere erwarben sich schon im siebenzehnten Jahrhundert das Verdienst, Geschichtswerke der Araber in zwar noch unvollkommenen, jedoch für jene Zeit anerkennenswerten Textausgaben mit lateinischer Uebersetzung zu ediren. Es war dies der Zweig der Literatur jenes Volkes, ohne welchen eine nähere Kenntnis des Mittelalters sich nicht erlangen läßt. Das große arabische Wörterbuch, das Golius zu stande brachte — eine Riesenarbeit — ist die Grundlage der ganzen späteren arabischen Lexikographie geworden. In Leyden erschien gleichfalls eine Auswahl von Gedichten, aus der alten Volksliedersammlung Hamasa, nebst Uebersetzung von Schultens, und durch die Bemühungen anderer Gelehrten wurden auch mehrere der Muallakat edirt. Es ist merkwürdig, daß diese unter dem ewig wolkenlosen Himmel von Hedschas und Yemen entstandenen Feuergeburten der Wüste auf dem von trüben Nebeln gedrückten Boden Hollands ans Licht traten. Daß sich die genannten Gelehrten mit der arabischen Poesie beschäftigten, geschah freilich zu rein philologischen Zwecken, und ihre Arbeiten waren in keiner Weise dazu angethan, der morgenländischen Dichtkunst Verehrer zuzuführen. Aber man darf deshalb ihr Verdienst nicht unterschätzen. Der Fleiß und die Geduld, mit welcher sie die Texte durch Vergleichung verschiedener, oft sehr unleserlicher Handschriften herstellten und mit Hilfe der einheimischen Kommentare interpretirten, kann

nicht genug gepriesen werden. Nur so ließ sich das Fundament legen, auf welchem Spätere fortzubauen vermochten, um Europa auch in literarischer Hinsicht die Schriftwerke eines ihm so fern stehenden Volkes näher zu bringen.

Fortan stieg nun das Morgenrot orientalischer Studien hoch und höher empor. Zunächst handelte es sich freilich besonders noch darum, ein philologisches Fundament für Diejenigen zu legen, welche die arabischen Literaturwerke dem Verständnisse des Abendlandes erschließen wollten. Hierzu waren vor allen Dingen Wörterbücher nötig, und solche von nur einigermaßen befriedigender Beschaffenheit zu verfassen, war eine Riesenaufgabe, welche zu lösen die Kräfte eines Einzelnen weit überstieg. Das schon erwähnte Lexikon des Arabischen von Golius strebte später Freytag zu vervollständigen. Wenn man aber den unübersehbaren Wortreichtum der arabischen Sprache in das Auge faßt, kann man sich nicht wundern, daß diese Hilfsmittel noch höchst unzureichend sind. Zwei Gelehrte unserer Tage hatten es unternommen, den arabischen Sprachschatz in umfassender Weise alphabetisch zu ordnen; aber beide sind dieser kolossalen Arbeit durch den Tod entrissen worden: der Engländer Lane und der Holländer Dozy, unter welchen jener sich das Gebiet der auf asiatischem und ägyptischem Boden gediehenen Literatur, dieser das der abendländischen gewählt hatte. Inzwischen sind auch mit den noch unvollkommenen Mitteln, besonders von deutschen, niederländischen und französischen Arabisten, treffliche Werke geliefert worden. Eine vorzügliche Leistung war schon im vorigen Jahrhundert Reiske's Ausgabe der Annalen des Abulfeda, welcher in neuester Zeit sich glänzend die des

Masudi von Barbier de Meynard anschloß. Es wäre zu wünschen, andere Gelehrte hätten sich dieselben darin zum Vorbild genommen, daß sie ihre Textausgaben gleichfalls mit Uebersetzungen versahen. Wir besitzen jetzt überaus zahlreiche Editionen arabischer Historiker; da dieselben indes von keiner Uebertragung begleitet sind, bleiben sie nur im Kreise der Sprachgelehrten und können von den Geschichtsschreibern, deren kaum einer arabisch versteht, nicht benützt werden. So sind denn bis auf den heutigen Tag fast alle Geschichtswerke in Bezug auf die orientalischen Völker höchst unvollkommen, und die Drucke der umfangreichen arabischen Texte, deren besonders in Holland und Deutschland so viele erschienen, haben nur für die Sprachkunde, nicht für die historische Wissenschaft Früchte getragen. Welche glänzenden Resultate sich aber für Aufhellung ganz dunkler Partien der letzteren gewinnen lassen, wenn ein großer Orientalist seine philologischen Kenntnisse zu dem, was doch schließlich ihr Hauptzweck sein sollte, verwendet, das haben die unvergleichlichen Arbeiten Dozy's über das muhammedanische Spanien gezeigt.

Ein großer Uebelstand ist es, daß so viele arabische Geschichtswerke, besonders der späteren Zeit, in einem mit Metaphern überladenen, poetisch sein sollenden Stil und, wenn auch nicht in gebundener Rede, so doch in gereimter Prosa geschrieben sind, was ihre Lesung erstaunlich erschwert und zugleich unerträglich macht. Diese hohle Phraseologie und Schönrednerei, von der die älteren Schriftsteller frei waren, hat sich leider auch nach Persien verbreitet und entstellt noch heute die meisten im Morgenlande verfaßten Werke.

Wenn die philosophischen und naturhistorischen Schriften der Araber nur noch ein Interesse der Kuriosität haben, muß dagegen ihren Reisebeschreibungen ein hoher Wert beigelegt werden. Sie waren die größten Weltfahrer des Mittelalters, und nur aus ihren Berichten läßt sich eine Kenntnis der muhammedanischen Reiche jener Zeit erwerben. In dieser Hinsicht ist denn die neuerdings erfolgte Ausgabe und Uebersetzung der Reisen des Ibn Batuta von Defremery unschätzbar. Aber noch sehr viele ähnliche Itinerarien, die reichen Aufschluß über Geschichte und Geographie des Morgenlandes versprechen, harren der Herausgabe.

Was die arabische Poesie betrifft, so möchte es ratsam sein, deren Wert nicht zu übertreiben, wie dies wohl von Solchen geschieht, die vielen Fleiß auf deren Studium verwendet haben und sich nun gern überreden wollen, der Gegenstand so großer Anstrengung sei nicht allein für die Grammatik und Lexikographie, sondern auch dichterisch von hoher Bedeutung. Die Muallakat oder Preisgesänge, die bei den poetischen Wettstreiten in Mekka gekrönt wurden, sowie die Lieder der Hamasa sind von großer Eintönigkeit, und wer einige derselben gelesen, wird schwerlich Begierde tragen, auch noch die anderen kennen zu lernen. Wenn schon die Minnelieder des schwäbischen Zeitalters durch die Monotonie ihres Inhalts ermüden und man an einigen Proben derselben sein volles Genüge haben kann, wie viel mehr muß das erst bei diesen auf dem dürren Boden Arabiens gewachsenen Wüstenpflanzen der Fall sein! Es ist daher zu verwundern, daß unsere Orientalisten seit mehr als einem Jahrhundert gerade einer solchen Nomadendichtung die meiste Anstrengung gewidmet haben und noch

widmen, und daß, als hätten wir nicht schon an der Hamasa übergenug, nun auch der Diwan der Hudseiliten herausgegeben worden ist. Mannigfaltigeres Interesse würde wahrscheinlich das große, von Ali von Ispahan redigirte Buch der Gesänge darbieten, welches die Lebensbeschreibungen zahlreicher arabischer Dichter, besonders aus den ersten Zeiten des Kalifats, und ausgewählte Poesien derselben enthält. Aber die Herausgabe dieses umfassenden Werkes ist bald wieder ins Stocken geraten.

Mit der Ausdehnung des Kalifenreichs über einen großen Teil der Erde erweiterte auch die Poesie ihren Horizont; sie schmückte sich in den Gärten und Palästen der Omajjaden und Abassiden mit blendendem Farbenschmelz, oft freilich auch mit prunkendem Flitterstaate, und sowohl im Orient wie in Andalusien traten unzählige Dichter auf, die von ihren Zeitgenossen mit überschwenglichem Lobe gefeiert wurden. Allein wenn lyrische Gedichte — und auf solche beschränkt sich im wesentlichen die arabische Poesie — überhaupt schon schwer in einer fremden Sprache und bei anderen Völkern, als diejenigen sind, welche sie hervorgebracht, noch den nämlichen Eindruck machen können, so ist dies bei denjenigen der Araber in besonders hohem Grade der Fall. Sie sind auf den eigentümlichen Geschmack der Orientalen berechnet und können bei uns nur in homöopathischen Dosen genossen werden, wenn sie nicht Rausch und Schwindel erzeugen sollen. Die Anzahl der arabischen Versmacher und Dichter, unter denen ich besonders den durch seine Weinlieder berühmten Abu Nuwas, den Heldensänger Motenebbi und den Verfasser des mystischen hohen Liedes „Ibn ul Faridh“ anführe, ist ungeheuer.

Ihre Reihe zieht sich durch alle Jahrhunderte des Islam hindurch, und noch heute grassirt die Manie des Reimens auf allen den unermeßlichen Länderstrecken, in welchen die arabische Sprache geredet wird, ebenso wie in Persien und der Türkei. Wer die Blüte der Poesie besonders nach der Masse der Produktionen schätzen wollte, müßte den Morgenländern noch den Vorrang vor den Europäern einräumen. Denn selbst die italienischen Sonettisten des sechzehnten Jahrhunderts können sich schwerlich mit den zahllosen Verfassern ebenso zahlloser Ghaselen und Kassiden messen, welche jene Gegenden mit ihren Versen überschwemmt haben.

Wenn die Arbeiten der vorhin genannten holländischen Philologen ihrer Natur nach nur eine sehr geringe Verbreitung finden konnten, so hatte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Franzose Galland einen außerordentlichen Erfolg mit seiner Uebersetzung der Tausend und einen Nacht. Es ist dies ein ganz unvergleichliches Werk, und auch dem Uebersetzer darf sein Verdienst nicht deshalb geschmälert werden, weil er das Original nicht mit philologischer Genauigkeit übertragen hat. Gerade seine Weise, das allzu Fremdartige zu übergehen oder unserem Geschmack zu accommodiren und dabei doch das echt orientalische Kolorit zu bewahren, hat dazu beigetragen, dieser Arbeit bei allen gebildeten Völkern enthusiastische Aufnahme zu verschaffen. Spätere, wirklich treue Uebersetzungen, darunter besonders die des Engländers Lane, welche wegen ihrer zahlreichen, überaus interessanten Anmerkungen hervorzuheben ist, haben sicher ihren Wert. Allein hätte Galland dieses Verfahren eingeschlagen, er würde schwerlich einen so großen Leserkreis gefunden haben. Erst allmälich konnte sich das

Publikum daran gewöhnen, auch Werke im völlig morgenländischen Stil zu genießen. Welches Lob aber läßt sich dieser Tausend und einen Nacht spenden, das dem Wert derselben gegenüber nicht matt und schwach wäre? Nicht von Einem Geist, und wäre es der größte gewesen, konnte es hervorgebracht werden, ganze Völker, Zeitalter und Generationen haben dazu zusammengewirkt. Indien hat, vielleicht ein Jahrtausend bevor die arabische Redaktion abgefaßt wurde, viele der schönsten Märchen erfunden. An den Ufern des Ganges und Indus, am glänzenden Hof des Vikramaditya und in den von Schneegipfeln überragten Thälern des Himalaya waren sie erzählt worden. Persien hatte den schon vorhandenen Schatz aus seiner überreichen Phantasie vermehrt und viele neue Erzählungen hinzugefügt. Am Hof der Kalifen aber gelangte das große Werk zu seiner jetzigen Gestalt, nachdem die Araber zu den blendenden Gebilden indischer und persischer Einbildungskraft ihre eigenen Erfindungen hinzugethan hatten — sinnreiche Geschichten, welche die Karawanenreisenden einander seit Jahrhunderten beim nächtlichen Rasten an den Zisternen erzählt. Wie lebt die ganze bunte Welt des Morgenlandes in diesem Buche vor unseren Augen! Wer dasselbe in seiner Jugend gelesen, dem wird gewesen sein, wie dem Aladdin, als er in den unterirdischen Raum eintrat, und sich nun die vierundzwanzig Säle mit den Wunderschätzen, bei deren Lichtglanz sein Auge sich senkte, vor ihm aufthaten. Aber diese Sammlung ist ebenso gemacht, noch den Greis zu erquicken, wie sie den Knaben entzückt hat. Scheherazade besitzt eine Zaubermacht, die Alt und Jung umstrickt, und wenn sie eine Erzählung beendigt hat, ergeht es uns wie

dem Sultan, der immer nach einer neuen begehrt. Bald daß sie lustige Scenen von den lärmenden Bazars von Bagdad und Bassora, listige Streiche von Packträgern und Barbieren vorführt, bald daß sie uns in die Paläste Harun's al Raschid und in seine von schimmernden Lampen erhellten Palmengärten versetzt. Wenn sie uns seinen nächtlichen Wanderungen durch die Straßen der Hauptstadt, seinen Wasserfahrten im Kreise verschleierter Frauen hat beiwohnen lassen, trägt sie uns plötzlich auf Flügelrossen hinweg über weite Länder und Meere oder führt uns in die Wüste, wo Drachen in geheimnisvollen Höhlen Wunderhorte bewachen und Magier durch ihre Sprüche prächtige, von grünen Hainen umgebene Schlösser dem dürren Boden entsteigen lassen. Mit phantastischen Märchen vom reichsten Farbenglanze wechseln rührende Liebesgeschichten und Abenteuerfahrten auf fernen Ozeanen. Alle Völker des Orients, alle Klassen seiner Bewohner, vom Beherrscher der Gläubigen herab bis zum Bettler, bewegen sich vor uns in ihrem eigentümlichen Charakter.

Das Werk, welches neben den Sammlungen der alten Volksgesänge und der Tausend und einen Nacht der weitesten Verbreitung und des größten Ansehens bei den Arabern genießt, sind die Makamen des Hariri. Der Held ist eine Figur, wie sie nur im Orient vorkommen kann. Ein Abenteurer, halb Bettler und halb Gauner, der aber mit den Eigenschaften eines ausgemachten Lumps die feinste literarische Bildung vereinigt, Abu Seid, tritt in bald dieser, bald jener Verkleidung einmal als Schulmeister, der den Kindern Grammatik beibringt, dann als Bußprediger in einer Moschee, welcher den Andächtigen Thränen der

Rührung entlockt, darauf als Advokat, der alle Künste der Sophistik aufbietet, um einer ungerechten Sache zum Sieg zu verhelfen, und in hunderterlei anderen Metamorphosen auf. Sein Zweck dabei ist immer, seinen Zuhörern Geld für den Lebensunterhalt eines jeden Tages zu entlocken, und am Abend verjubelt er dann die gewonnene Summe unter liederlichem Gesindel. Die Streiche, welche ein gewisser Hareb Ben Hammad von ihm erzählt, sind lustig genug; aber das Hauptgewicht ruht nicht auf diesen Geschichten, sondern auf der Feinheit der Sprache, in der sie vorgetragen werden, auf den spitzfindigen grammatischen Erörterungen, den bizarren Reimen, welche die prosaische Erzählung verbrämen, den mannigfachen sprachlichen Kunststücken, wonach bald dieser, bald jener Buchstabe in einem Kapitel nicht vorkommen darf, oder die Worte sich ebenso von vorn wie von hinten an lesen lassen. Der Stil ist von der äußersten Ueberladung mit allen möglichen bildlichen Ausdrücken. Nach Rückert's völlig freier Nachbildung, in welcher dieser Dichter seine ganze sprachliche Virtuosität gezeigt hat, macht man sich einen falschen Begriff von Hariri's Metamorphosen. Der deutsche Poet hat in dieselben einen Humor gebracht, der im Original, wenn überhaupt vorhanden, wenigstens sehr verdeckt ist. Eine irgendwie treue Uebersetzung davon in eine abendländische Sprache würde für den Europäer ungenießbar sein.

Ungefähr um die nämliche Zeit, als Galland die Wunder der Tausend und einen Nacht enthüllte, vollbrachte ein unternehmender Franzose, Anquetil du Perron, eine wahrhaft große Doppelthat auf dem Gebiet der morgenländischen Literatur. Er begab sich zuerst nach Persien,

später nach Indien, zunächst um die Sprachen dieser beiden Länder zu erlernen. Da sein Hauptzweck dahin ging, die Religionsurkunden der Parsen und Brahmanen den Europäern zu erschließen und, um das auf befriedigende Weise zu thun, Kenntnis des Zend und des Sanskrit erfordert wird, vermochte er freilich sein Ziel nur unvollkommen zu erreichen. Denn weil ihm selbst jene nun todten Sprachen verschlossen blieben, mußte er sich auf die einheimischen Gelehrten verlassen, welche ihm die Texte in ihrer Mundart interpretirten, wonächst er dann den so gewonnenen Sinn in das Lateinische übertrug. Auf solche Weise kamen sein Zend-Avesta und sein Upnekhat, zwei Kolossalwerke bewundernswerten Fleißes und rühmlichster Anstrengung, zu stande. Daß die Arbeit des kühnen und opfermutigen Anquetil du Perron im höchsten Grade unvollkommen war, daß die Bücher des Zoroaster, sowie die Upanischads ein paar Menschenalter nachher dem Verständnisse auf ganz andere Weise geöffnet worden sind, kann dem Ruhme Desjenigen keinen Eintrag thun, der zuerst mit aufopferungsvollem Enthusiasmus sich diesem großen Zwecke widmete.

Schon im siebenzehnten Jahrhundert war durch einen gewissen Olearius, der sich einer deutschen, nach Persien abgegangenen Gesandtschaft angeschlossen hatte und eine Bearbeitung von Saadi's Rosengarten herausgab, der europäischen Lesewelt ein erster Einblick in die neupersische Literatur gegönnt worden. Ich nenne dieselbe so im Gegensatze zu derjenigen, welche dem Zendvolk angehört, und die nicht im heutigen Persien, sondern im alten Iran und im Gebirge des indischen Kaukasus ihren Ursprung hat. Der

Engländer Richardson sorgte hier für das lexikalische Bedürfnis. Mit Eifer wendete sich der Fleiß der Gelehrten dem großen historischen Werk des Mirchond zu, und die Geschichten der Sassaniden, Bujiden, Tahiriden, Samaniden, Ghasneviden und Seldschuken, die sie publizirten, verbreiteten ein erfreuliches Licht über gewaltige, mehr als ein Jahrtausend ausfüllende Ereignisse im Innern Asiens. An die diesen Historiker betreffenden Arbeiten von de Sacy, Wilken, Defremery, Vullers schloß sich die Textausgabe und Uebersetzung der Mongolengeschichte des Raschid Eddin, welche als ein dauerndes Monument der kolossalen Gelehrsamkeit Etienne Quatremère's dasteht.

Aus der glänzenden Zeit der Sassaniden, in welcher die Architektur, die Musik und die Dichtkunst blühten, und die indischen Fabelsammlungen, die nachher die Runde durch die Welt gemacht haben, zuerst in Persien eingeführt wurden, ist uns keine Probe der Poesie aufbehalten worden. Aus der Periode des beginnenden neupersischen Reiches, das sich aus dem zerfallenden Kalifat hervorrang, besitzen wir deren einige kurze, darunter die berühmtesten ein paar Verse von Rudegi sind, der unter den Samaniden lebte. Rudegi soll blind zur Welt gekommen sein, aber schon als achtjähriger Knabe den Koran auswendig gekonnt und Verse gedichtet haben. Er wurde wegen seines poetischen Talents und seiner Gesangkunst Liebling des Fürsten Naßr Ben Ahmed, welcher ihn mit Reichtümern überschüttete, so daß er zweihundert Sklaven in seinem Dienst hatte und vierhundert Kameele zur Fortschaffung seines Gepäckes besaß. Als sein Gönner auf einer Reise durch sein Reich längere Zeit von seiner Residenz, dem in blühender

und üppiger Gegend gelegenen Bochara, entfernt war, baten die Höflinge den Rudegi, er möge einige herzbewegende, Sehnsucht nach Bochara erweckende Verse verfassen und sie in Gegenwart des Herrschers zur Laute vortragen. Der Dichter sang nun eines Morgens dem Naßr Ben Ahmed ein in Persien noch heute auf Aller Lippen lebendes Lied vor, durch welches er seinen Gebieter mit solchem Verlangen nach den rauschenden Quellen und frischen Lüften von Bochara erfüllte, daß dieser sogleich in Schlafrock und Nachtschuhen sich zu Rosse schwang und in der Nacht noch eine ganze Tagereise zurücklegte.

Von einer Reihe anderer Dichter dieser früheren Zeit, wie Ammar, Abu Said, Anßari, Asdschedi und Ferrachi, sind uns gleichfalls nur kleine Bruchstücke aufbewahrt. Nicht lange nach diesen Anfängen erklomm dann die persische Poesie auf einmal schon ihre Mittagshöhe in dem höchsten Dichtwerk des gesammten Morgenlandes, dem Königsbuche des Firdusi. Als das größte Glück, das mir der Himmel gegönnt hat, betrachte ich es, der Erste gewesen zu sein, der dieses hohe Werk in einer dichterischen Nachbildung dem Genuß des Abendlandes erschlossen hat. Denn bis ich die „Heldensagen des Firdusi“ erscheinen ließ, waren nur ein paar einzelne Episoden aus der herrlichen Dichtung in europäische Sprachen übersetzt worden. Auch ich mußte freilich davon abstehen, das ungeheure Gedicht seinem vollen Umfange nach in deutsche Verse zu bringen. Allein indem ich die schönsten und wichtigsten Teile desselben übertrug, habe ich dem Dichter vielleicht mehr Leser gewonnen, als bei einem andern Verfahren möglich gewesen wäre. Es traf sich eben glücklich, daß sein Epos, unbeschadet des

Zusammenhanges des Ganzen, welcher in dem Kampfe zwischen Licht und Finsternis besteht, doch in einzelne Partien zerfällt, die sich selbständig hervorheben lassen. Der aus dem Hochlande von Iran stammende, in unvordenkliche Zeitenferne zurückreichende Sagenkomplex, welcher im Schahname oder Königsbuch dichterische Gestalt gewonnen hat, übertrifft an Reichtum denjenigen sämmtlicher übrigen Nationen. Wo fände sich noch eine gleiche Fülle bald idyllisch lieblicher, bald tragisch ergreifender Situationen, gewaltiger Heldenthaten und erschütternder Katastrophen? Durch viele Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hatten sich diese Traditionen im Geiste des Volkes gebildet. Da widmete Firdusi die Begeisterung und Kraft eines ganzen Lebens dem großen Werk, sie zu einem Nationalepos zu gestalten, und die Gunst der Sterne fügte es, daß er mit der glühenden Phantasie des Morgenlandes zugleich jene Besonnenheit und künstlerische Weisheit verband, die wir als eine Eigenheit des occidentalischen Geistes betrachten. So brachte er eine Dichtung zu stande, die unstreitig zu den größten in der gesammten Literatur gehört. Firdusi ist ein Dichter für alle Zeiten und Völker, und ich kann einigen enthusiastischen Verehrern, die er unter uns gewonnen, kaum widersprechen, wenn sie sagen, neben ihm erschienen alle anderen Poeten matt und nüchtern und an Hoheit der Weltanschauung, Tiefe der zum Herzen dringenden Empfindung, wie Macht des Pathos vermöchten sie nicht leicht Einen ihm zu vergleichen.

Dasjenige unter den persischen Dichtwerken, das die größte Verbreitung bei allen Nationen gefunden hat, ist der aus Anekdoten mit eingemischten Weisheitssprüchen

bestehende Gulistan oder Rosengarten des Saadi. Derselbe dient dazu, orientalische Sitte und Sinnesart kennen zu lernen, ist auch vortrefflich geeignet, Anfänger in die Kenntnis der persischen Sprache einzuführen; er steht aber kaum auf dem Boden der Poesie, während der lehrhafte Bostan oder Fruchtgarten, obgleich in Versen abgefaßt, doch höchstens das Gebiet derselben streift. Dem Firdusi gegenüber nimmt Saadi als Vertreter eines nüchternen und prosaischen Zeitalters ungefähr dieselbe Stelle ein, wie Hesiod gegenüber dem Homer.

Von verschiedenen Dichtern, unter denen die berühmtesten Nisami, Dschami und Hatifi sind, wurden Romane in Versen über die Liebesgeschichten von Medschnun und Leila, Chosru und Schirin, Jussuf und Suleicha, sowie über die sagenhaft umgebildeten Kriegszüge des Alexander verfaßt. Die Stoffe dieser versifizirten Romane sind meistens interessant; aber in der Behandlung erscheinen sie höchst verschnörkelt und verziert, mit dem Flitterprunk falscher Bilder überladen; und wenn man versuchen wollte, sie dem Deutschen anzueignen, so müßte jedenfalls eine freie Weise der Bearbeitung eintreten, so daß der den schönen Inhalt oft überlagernde Schwulst getilgt würde. Von solchem Wust fast erdrückt sind die Erzählungen des Nisami, in denen oft der Inhalt und Zusammenhang unter demselben kaum herauszufinden ist. Als Beleg für die zahlreichen Abgeschmacktheiten seines Stils möge folgender dienen. In einem seiner Gedichte, welches die Geschichte der Turandot behandelt, will er sagen, daß die mit Düften erfüllte Nacht vom Mond erhellt war, drückt dies jedoch so aus: „Die Nacht rieb aus dem Nabel des Moschushirsches

Wohlgerüche am Zelte des Mondes ab.“ Um dieses lächerliche Bild zu verstehen, muß man wissen, daß die Blase des Moschushirsches, wenn sie mit der duftenden Substanz erfüllt ist, dem Tiere Jucken verursacht und daß er sie deshalb an Felsen oder anderen Gegenständen reibt, wo denn etwas von dem Moschus hervorquillt und die Luft mit Wohlgeruch erfüllt. — Dschami ist nicht gleich gesucht und hat recht anmutige Stellen; doch verfällt er oft auch in die Bildermanie und kann dann gar kein Ende in Vergleichungen finden, die uns abgeschmackt erscheinen. So vergleicht er in einer Schilderung von Suleicha's Schönheit jeden einzelnen Teil ihres Körpers mit einem Buchstaben des Alphabets, dem er an Form ähnlich sein soll. Weiter sagt er: „Ihre Locken tanzten gleich Gauklern Indiens auf dem Tannenbaum (ihrer schlanken Gestalt)“; „auf ihrem Antlitz waren viele Schönheitsmale, wie Mohrenknaben, die auf einer Rosenflur spielen“; „ihre Finger glichen Federrohren, mit denen sie Liebe auf die Herzen schrieb“; „ihre beiden Schenkel waren die silbernen Säulen ihres Schönheitsbaues“.

Viel genannt wurde der Name des Hafis, und durch freie Nachahmungen seiner Ghaselen machten mehrere Dichter denselben in Deutschland populär. Allein diese Nachbildungen von Rückert, Platen, Daumer und so weiter sind doch nur ganz freie Reproduktionen des Geistes des Sängers von Schiras, in denen hie und da eine Idee oder ein Vers des Originals benützt wird. Der persische Lyriker, wie er wirklich ist, trägt einen zu fremdartigen Charakter, als daß er bei uns heimisch werden könnte. Dies wird Jeder erkennen, wenn er die Uebersetzung von Hammer und die

spätere vortreffliche von Rosenzweig zur Hand nimmt. Mir scheint dieser Dichter überhaupt des Ruhmes, den er genießt, nicht ganz würdig zu sein. Sein großer Fehler liegt in der Zusammenhangslosigkeit seiner Lieder, deren einzelne Doppelverse oft ohne einen durchgehenden Faden des Gedankens nur durch den Reim verbunden sind. Diese Eigentümlichkeit, an denen die meisten Ghaselen- und Kassidendichter Persiens teilnehmen, wird von den einheimischen Kunstrichtern zwar gepriesen und sie rühmen solche Mannigfaltigkeit des Inhalts; allein im Abendlande verlangt man doch vornehmlich die Verbindung aller Teile eines Gedichtes zu einem Ganzen. In dieser Hinsicht sind die im Orient berühmten, höchst geistvollen Strophen des Omar Chijam, welche geraume Zeit vor den Gedichten des Hafis verfaßt sind, dem Diwan des Letzteren weit vorzuziehen. Sie sind zwar nur kleine Versstücke, aber von wunderbarer Abrundung und Vollendung, und funkeln von Geist. Nur wenige darunter möchten sein, die nicht wahre Edelsteine genannt werden dürften. Ich habe dieselben vor einer Reihe von Jahren in Deutschland eingeführt. In England ist die Uebertragung einer kleinen Zahl von ihnen mit Enthusiasmus aufgenommen worden, und William Morris hat in ein von ihm entworfenes Verzeichnis der hundert vorzüglichsten Bücher der Welt Omar Chijam's Strophen mit eingereiht. Bei uns, wo man sich gegenwärtig meist nur um wertlosen Plunder kümmert, ist ihnen keinerlei Beachtung zu teil geworden.

Weit mehr als Hafis würde auch der große mystische Dichter Dschelal Eddin Rumi verdienen, in Deutschland geehrt zu sein, nachdem uns Rosenzweig mit der ausgezeichneten Uebertragung einer Auswahl seiner wunderbaren

Gesänge beschenkt hat. In diesen schwungvollen Gedichten, wie in dem umfangreichen, mehr lehrhaften Mesnevi desselben Dichters waltet der Geist des Sophismus, welcher die ganze spätere persische Poesie beherrscht, in seiner vollen Stärke. Nach der Lehre der Sufis, die in allen diesen Werken bald im ekstatischen Fluge der Begeisterung, bald mehr didaktisch vorgetragen wird und von Indien herübergekommen zu sein scheint, ist nur in der Gottheit das wahre Sein, und sich in sie zu versenken, die Sinne abzustreifen und ganz in der Anschauung des Ewigen zu leben, ist die Aufgabe des Eingeweihten; die verschiedenen Religionen sind nur Allegorien, deren Sinn er allein erkennt; die vergänglichen Güter der Welt haben für ihn keinen Wert. Aber das höchste Gut, nach dem er ringt, der Untergang der Persönlichkeit in einem mystischen All-Eins, hat im Grunde so etwas Unklares und Verschwommenes, wie das Nirwana der Buddhisten.

Mit dem größten Eifer ist seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts das Studium des indischen Altertums und der Sanskritliteratur gefördert worden. Wie für das Arabische (abgesehen von Früheren) Sylvester de Sacy, H. L. Fleischer, Dozy und Slane, für das Persische Burnouf, Mohl und Defremery, so stehen hier William Jones, Wilson, Friedrich Schlegel, A. W. von Schlegel, Bopp, Lassen — Max Müller's und Jüngerer zu geschweigen — als Hauptpfeiler der Wissenschaft da. Durch ihre unermüdliche Arbeit kam eine graue Vorzeit mit literarischen Schätzen, deren Vorhandensein man bisher kaum geahnt hatte, zu Tage. Vielleicht noch wichtiger als die Literaturdenkmale, die sie ans Licht schafften, ist indessen die durch

sie gemachte Entdeckung von der früher nicht einmal geahnten Uebereinstimmung des Sanskrit mit den europäischen Sprachen. Ein Italiener des sechzehnten Jahrhunderts, Filippo Sassetti, scheint der Erste gewesen zu sein, welcher diesem Zusammenhange auf die Spur gekommen ist. Aber erst unserer Aera war der Ruhm vorbehalten, denselben bis ins Einzelne wissenschaftlich festzustellen. Infolge hiervon hat sich denn ein ganz neues Licht über die Völkergeschichte ergossen, und wir haben erkannt, daß die großen europäischen Nationen, die Hauptträger der heutigen Kultur, mit den Indern und Persern zu Einer Familie gehören, deren Zweige sich von den Höhen des Hindukusch oder Paropamisus in grauer Urzeit nach und nach in die Gangesländer nach Iran und in das Abendland verbreitet haben.

Die bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Europa völlig unbekannten Literaturwerke der Inder sind am Horizont des Abendlandes in einer Reihenfolge emporgestiegen, welche die umgekehrte von der Zeitfolge ihrer Entstehung ist. Zuerst wurden wir mit einigen Dichtungen aus den Tagen des Königs Vikramaditya bekannt gemacht, der etwa in das erste oder zweite Jahrhundert n. Chr. zu setzen ist. Daran schlossen sich die beiden kolossalen Heldengedichte, welche zweitausend Jahre früher entstanden sein mögen. Zuletzt folgten die noch weit älteren Gesänge der Vedas.

Wie ein leuchtender Stern ging zuerst, durch den Zauberstab des großen William Jones beschworen, Kalidasa's Sakuntala auf und wurde von Georg Forster, Herder und Goethe bei uns mit Begeisterung begrüßt. Ihr ist nach

und nach eine Reihe altindischer Schauspiele gefolgt, welche das Vorhandensein einer reichen dramatischen Literatur in den Gangesländern bekunden. In ihrem romantischen Geist erinnern diese Schauspiele an diejenigen des altenglischen und altspanischen Theaters; in ihrer Nichtachtung der konventionellen Regeln gehen sie aber über Alles hinaus, was je von Shakespeare oder Calderon gewagt worden ist. Die Figuren legen, während sie die Bühne nicht verlassen, weite Reisen zurück. Wenn eine derselben sich das Haupt mit einem Tuche bedeckt, so bedeutet dies, daß sie unsichtbar wird. Zwischen Helden und Göttern treten Affen und andere Tiere auf; die Scene wechselt zwischen Himmel und Erde. Wenn in europäischen Dramen verschiedene Dialekte, doch nur ausnahmsweise, vorkommen, so ist der Wechsel zwischen der heiligen Sprache Sanskrit und der vulgären Mundart Prakrit, sowie anderen Volksidiomen, in den indischen Schauspielen die Regel. Die Anzahl der Akte ist ganz willkürlich und dehnt sich bisweilen bis auf neun oder mehr aus. Eigentümlich ist, welche große Rolle in diesen Stücken die Natur spielt. Die Vorführung großartiger wie lieblicher Scenen aus den eisumstarrten Hochthälern des Himalaya, den Urwäldern am Ganges und den üppigen Gärten, welche die Schlösser der indischen Fürsten umgeben, bilden nicht den geringsten Reiz derselben. So viele Schönheiten auch die anderen indischen Dramen bieten, deren nun den europäischen Lesern schon eine ganze Reihe zugänglich wurde, so ist doch wohl „Sakuntala“ die Perle unter ihnen geblieben. Sie gründet sich auf eine Erzählung des Mahabharata, die zu den herrlichsten Partien dieses großen Gedichtes gehört und von so außerordentlicher

Schönheit ist, daß der dramatische Dichter eine ungeheuer schwierige Aufgabe vor sich hatte, um sie nur zu erreichen. In der wundervollen Rede, mit welcher Sakuntala den König um Anerkennung ihres Kindes beschwört, ist der alte Epiker unübertroffen geblieben. Doch in verschiedenen Partien der dramatischen Behandlung dieser Sage hat Kalidasa den höchsten Zauber seiner Poesie entfaltet. Die Glanzstelle des Ganzen bildet die Scene, wo die Tochter der Nymphe Menaka von jeder geliebten Stätte ihres heimischen Urwaldes, den Blumen, Quellen, Bäumen, wie von teuren Freundinnen zärtlichen Abschied nimmt. Hier umfängt uns der volle Zauber indischer Poesie.

Neben einem zweiten Drama „Urvasi", welches an Schönheiten der Sakuntala kaum nachsteht, hat Kalidasa noch zwei Hauptwerke hinterlassen; das eine ist ein kleines, auch mehrfach ins Deutsche übertragenes idyllisches Gedicht Meghaduta, in welchem ein Verbannter einer Wolke, die er in der beginnenden Regenzeit aufsteigen sieht, seinen Gruß an die entfernte Geliebte mitgibt. Die Beschreibung des Weges, welchen die Wolke nehmen soll, macht den Hauptinhalt des Gedichtes aus, und es fehlt in der Schilderung der Gegenden und Ortschaften, sowie ihrer Bewohner, welche der Verbannte im Geiste vor sich sieht, nicht an mannigfachem Reiz. Bild neben Bild, eines noch lieblicher als das andere, steigt in buntem Farbenglanz vor uns empor, wie die himmlische Botin auf ihrem luftigen Pfade dahinzieht. Indessen zeigt diese Elegie doch einen Uebelstand, an welchem viele Hervorbringungen der indischen Dichtkunst kranken. Schilderungen von Naturscenen, wie sie schon der Odyssee zu hohem Schmuck dienen, wie sie

in der modernen Poesie, namentlich derjenigen der nordischen Länder, noch mehr vorherrschen, gereichen, wenn sie an sich schön und dabei glücklich angebracht sind, sicher jedem Gedichte zur Zierde, und nur ein gänzlich prosaischer Sinn kann sie tadeln; allein ein Gedicht, das nur oder hauptsächlich aus Beschreibungen zusammengesetzt ist, wirkt doch ermüdend.

Einen gleich großen Ruf wie der „Wolkenbote" genießt bei den Indern Kalidasa's Epos Raghuvansa, das heißt das Geschlecht des Raghu. Dasselbe ist in Europa sehr wenig bekannt und würde in einer irgendwie treuen Nachbildung für den abendländischen Geschmack auch kaum genießbar sein. Es führt in neunzehn Gesängen die Reihenfolge der Könige aus dem Geschlechte der Raghuden vor, der Herrscher von Ajodja, zu denen auch Rama, der berühmteste von ihnen, gehörte. Manche Einzelheiten sind von großem Reiz; aber es ist im Grunde kein anderer Faden, der das Gedicht zusammenhält, als der genealogische der aufeinanderfolgenden Geschlechter.

Die beiden kolossalen Heldengedichte der Inder werden wohl nie anders bei der europäischen Lesewelt Eingang finden als bruchstückweise. Zum Glück aber treffen wir in ihnen Fragmente, die selbständige Geltung beanspruchen können und ganz geeignet sind, uns die indische Poesie von der vorteilhaftesten Seite zu zeigen. Aus der oft ermüdenden Geschichte der Kriege zwischen den Geschlechtern Pandu und Kuru, welche den Hauptbestandteil des Mahr-Bharata ausmachen, leuchten diese Episoden hervor, unter ihnen das Baghavat-Gita oder heilige Lied der Brahmanen, welches schon im vorigen Jahrhundert durch William Jones ins

Englische übersetzt wurde; es hat Stellen von so grandioser Schönheit, wie sie von der ganzen späteren Dichtkunst nicht übertroffen worden sind und mit welchen selbst das Erhabenste im „Jesajas" und im Buche „Hiob" höchstens wetteifert. Bekannter und beliebter bei uns als dieses wegen seines Tiefsinns nicht Allen genießbare hohe Lied ist die Geschichte von „Nal und Damajanti", eines der Kleinode der epischen Poesie, voll der süßesten Zartheit der Empfindung und zugleich berauschend durch die darin vorgeführten Naturscenen, in denen die ganze landschaftliche Großartigkeit der Gangesländer hervortritt. Zwei andere blitzende Perlen in diesem großen Heldengedicht sind die Erzählungen von Savitri, der indischen Alceste, welche zur Rettung ihres Gatten in den Tod geht, und die schon erwähnte von Sakuntala.

Das zweite der großen Epen, der Ramayana, genießt in Indien fast das Ansehen eines der heiligen Bücher. Als Valmiki, sein angeblicher Verfasser, es vollendet hatte und die Sänger es nun vortrugen, war Brahma selbst davon entzückt; die Götter, die Genien, alle Wesen bis herab zu den Schlangen, die Menschen und die heiligen Büßer riefen aus: „O, das süße Gedicht, das man immer hören möchte! O, der liebliche Gesang, wie natürlich ist er! Man sieht sie mit Augen, diese lange Geschichte! Sie lebt vor unseren Blicken! Glückselig, wer dieses ganze Buch liest, glücklich, wer es auch nur bis zur Hälfte gelesen hat! Es gibt den Brahmanen Weisheit, den Kriegern Tapferkeit, den Kaufleuten Reichtum. Wenn ein Sklave es zufällig hört, wird er ein Freier; wer den Ramayana liest, wird von seinen Sünden erlöst." — Dies große Epos hat im Laufe der Zeiten viele Zusätze erfahren, kosmogonische

Sagen und monströse Bilder aus der indischen Götterlehre, die wie wüste Schichten seinen alten Teil überlagern. Aber letzterer, die Geschichte des Rama, und besonders die seines Lebens im Urwalde, ist von süßester Anmut. Hier blickt uns eine frühe, unschuldige Menschheit mit sanften, seelenvollen Zügen an. Unter den Episoden ragt diejenige vom Tode des Dasaratha durch ihr edles Pathos hervor. In derjenigen von der Herabkunft der Ganga muß man sich durch manche, unserem Geschmack widerstrebende Partien wie durch das Gestrüpp eines Urwaldes, mühsam hindurcharbeiten. Doch wird man durch eine Glanzstelle von hinreißender Schönheit entschädigt, in welcher sich der Genius der indischen Dichtkunst in seiner vollen Herrlichkeit offenbart; nämlich diejenige, wo sich der heilige Strom in donnernden Wirbeln vom Himmel auf die Riesengebirge des Himalaya niederstürzt.

An die uralten großen Heldengedichte schließen sich, aus weit jüngerer Zeit stammend, die umfangreichen Sammlungen religiöser Legenden, die unter dem Namen „Puranas" bekannt sind. Der Fehler in ihnen allen, der sie in ihrer ursprünglichen Gestalt fast ungenießbar macht, ist die allzu große Weitschweifigkeit. Aber wenn man sie von dieser entkleidet, findet man in manchen der Sagen einen tiefsinnigen Gehalt, der sich in einer fesselnden Erzählung kund gibt. In fast allen wird die Weltverneinung gelehrt, die Flucht in das Nirwana als das höchste zu erstrebende Ziel hingestellt, ebenso wie dies in den Schriften der Buddhisten geschieht. In einer der Legenden, Bharata, wird die Pflicht der völligen Abwendung von der Welt so weit eingeschärft, daß ein Siedler, der es durch langjährige Buße schon fast

dahingebracht hat, in die endliche Ruhe einzugehen, zu weiterer Wanderung durch die Körperwelt verdammt wird, weil er durch eine kleine Gazelle, die ihm durch ihre munteren Spiele seine Einsamkeit erheitert, wieder in die Sinnenwelt zurückgezogen wird.

Wie viele schöne poetische Gaben uns nun auch das Studium der orientalischen Sprachen geschenkt hat, so liegt dessen höchste Bedeutung doch nicht auf dem Gebiet der Dichtkunst, sondern auf dem der Religion. Was die morgenländischen Völker in jener hervorgebracht, kann sich wohl in vollem Umfang nicht mit dem geistigen Vermächtnis messen, welches uns die Griechen hinterlassen haben. Für die richtige Auffassung und Läuterung des Glaubens aber, welchem der größte Teil der Europäer anhängt, sind die heiligen Gedichte und Religionsbücher des Orients von außerordentlichem Belang und die Geisteswerke der Griechen, die Philosophie des Plato nicht ausgenommen, stehen ihnen hierin weit nach.

Es ist überaus schmerzvoll, daß die Religion, wenn man das Höchste und Heiligste, was wir haben, unsere Beziehung zum Unendlichen, noch mit diesem furchtbar entweihten Namen bezeichnen darf, von jeher dazu gedient hat, die Menschen zu entzweien, sie mit Haß und Verfolgungswut gegen einander zu erfüllen. Doppelt und dreifach schmerzlich ist es, zu denken, wie gerade das Christentum das nach dem Willen seines Stifters ein Band der Liebe um alle Erdgeborenen schlingen sollte, in der Entstellung, die es schon früh erlitten, mehr als irgend ein anderer Glaube solchen unheilvollen Zwiespalt auf der Welt hervorgerufen hat. Wenn gesagt worden ist, in den

Strömen Blutes, die es vergossen, könnten die Anhänger aller anderen Glaubenslehren der Welt ersäuft werden, so läßt sich leider dieser Ausspruch nicht Lügen strafen, und wer den Versuch dazu machen will, dem erstirbt das Wort auf der Lippe. Denn vor seinem geängsteten Gemüte steigen alle die Greuel auf, welche die Bekenner des Kreuzes in heillosester Mißachtung der Lehre ihres Meisters verübt haben, die Ausrottung des Heidentums durch Vernichtung ganzer Völker und Verheerung weiter Länderstriche, die Errichtung von Marterpfählen und Holzstößen, um Juden oder sogenannte Ketzer zu Hunderttausenden zu verbrennen, die Glaubenskriege, in denen sich die Nationen zerfleischten, die Folterkammern und finsteren Kerker, aus denen die „Rechtgläubigen“ anders Denkende nicht eher entkommen ließen, als bis sie mit gebrochenem Geiste ihre Ueberzeugung abgeschworen. Wir mögen uns zur Beruhigung unserer Herzen sagen, daß diese Unthaten hinter uns in der Vergangenheit liegen; aber es wäre nicht gut, zu fest hierauf vertrauen zu wollen. Noch immer — dafür sprechen viele Anzeichen — glimmt die alte Glut unter der Asche, und es bedarf nur eines Windstoßes, um sie in helle Flammen aufschlagen zu lassen. Noch immer trägt Verschiedenheit der Konfessionen und der Glaubensansichten Zwist in die Familien, verengt und verdumpft die Religion die Seelen, die sie ausweiten und erhellen sollte. Hiergegen aber gibt es kein besseres Heilmittel, als die Kenntnis und nähere Betrachtung der anderen Glaubenslehren, besonders jener des Orients, der die Wiege der hauptsächlichsten Religionen der Welt war. Wohl liegen die Triebe des Bösen in der Tiefe des Menschenherzens, denen es zum

Teil zuzuschreiben ist, daß das himmlische Licht, wo es sich auf Erden zeigen wollte, sich verfinsterte, daß sogar die reinste Offenbarung des Göttlichen, welche Christus brachte, getrübt wurde und seine Lehre der Liebe, des Friedens und der Milde sich in ihr Gegenteil verwandelte. Jedoch einen großen Teil der Schuld hieran tragen Unkenntnis und Unwissenheit, und sicher würde nicht so viele Feindschaft zwischen den Anhängern der verschiedenen Religionen und Sekten obwalten, wenn die einen nur einigermaßen davon unterrichtet wären, worin das Bekenntnis der anderen besteht. In diesem Falle müßten sie einsehen, daß in deren heiligen Büchern doch auch Grundsätze des Guten, der Nächstenliebe und des Rechtthuns vorhanden seien, welche mit denen in ihren eigenen übereinstimmten, und diese Einsicht würde auch milden Empfindungen Eingang in ihre Herzen verschaffen. Sie würden erkennen, nur die Dogmen seien verschieden, daß aber der Eine diesem, der Andere jenem Dogma anhänge, sei nicht etwa Verstocktheit oder selbstgewollte Verblendung, sondern rühre daher, daß ein Jeder die Lehren für wahr halte, die er mit der Muttermilch eingesogen und von denen ihm schon in der Kindheit eingeprägt worden, das Seelenheil hänge von ihnen ab. Wer dies nun einmal erkannt hat, kann unmöglich noch den Andersgläubigen hassen, und es muß sich überdies, wofern er nicht ganz verblendet ist, der Gedanke in ihm regen, es sei beklagenswert, daß eine solche Verschiedenheit oft unfaßlicher Dogmen die Menschen von einander trenne, während die weisen, in ihren heiligen Büchern enthaltenen Grundsätze sie in Eintracht mit einander verbinden könnten. Es würde ihnen ferner, wenn

sie nicht absichtlich eine Binde um ihre Augen legen, einleuchten, wie widersinnig und verderblich die Lehre sei, man müsse die Vernunft unter die Herrschaft des Glaubens gefangen geben. Denn wenn einmal ein Glaube, welcher möglicherweise keine Prüfung aushält, blindlings angenommen werden soll, so haben die Bekenner eines jeden Dogmas das Recht, das nämliche für den ihren zu verlangen, und so ist, da dann gewöhnlich noch die Einbildung hinzutritt, von der Annahme solcher Wahnvorstellungen sei die ewige Seligkeit abhängig, von vornherein die Verfolgungssucht und der Krieg Aller gegen Alle organisirt.

Der Muhammedanismus steht unter den Religionen des Orients unstreitig auf der niedrigsten Stufe. Mit der Formel, es sei kein Gott außer Allah und Muhammed sei dessen Prophet, welche seine Fundamentallehre ausmacht, ist für die Bekenner desselben das Gebot verbunden, die Anbetung dieses Gottes und den von ihm offenbarten Glauben mit Waffengewalt zu verbreiten. Es liegt dabei die höchst rohe, leider auch anderen Religionen nicht fremde Vorstellung zu Grunde, Gott wolle beständig von seinen Geschöpfen gefeiert und verherrlicht werden und sei eifersüchtig darauf, daß etwa auch einem Andern neben ihm Ehre widerfahre. Ebenso roh sind die an die Annahme des Koran und dessen Verbreitung geknüpften Verheißungen von einem Paradiese, in welchem die Gläubigen an rieselnden Bächen und unter schattigen Zweigen des Tubabaums im Arme schwarzäugiger Jungfrauen ruhen würden. Unstreitig ist der ungeheure Erfolg des Islam, der sich in weniger als einem Jahrhundert über einen großen Teil der bewohnten Erde verbreitete und das Christentum aus

vielen Gegenden Westasiens und Nordafrikas verdrängte, in dem erwähnten Dogma vom einen Allah und seinem Propheten, sowie in den damit verbundenen Versprechungen zu suchen. Eben dasselbe ist aber auch der Grund all des Unheils gewesen, welches der neue Glaube gestiftet, der blutigen Kriege, in denen die Halbmondfahne bis an die chinesische Grenze wie an die Pyrenäen getragen wurde. Man kann dem Muhammedanismus nicht vorwerfen, daß er, wie die heute in Europa herrschende Religion, auch die überwundenen und ihm unterworfenen Völker zur Verleugnung ihres Glaubens gezwungen hätte, vielmehr ist es bei der ihm im Prinzip eigenen Unduldsamkeit zu verwundern, daß er dies unterließ. Allein es konnte nicht ausbleiben, daß der Pöbel, so oft sein Fanatismus durch irgend einen Anlaß aufgestachelt wurde, durch Christenmorde ein Gott wohlgefälliges Werk zu vollbringen glaubte. — Nachdem diese Schattenseite des Islam hervorgehoben worden, darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß der Koran, sowie die dem Propheten durch die Tradition zugeschriebenen Aussprüche treffliche Vorschriften für das Leben enthalten und den Gläubigen Barmherzigkeit, Menschenliebe und Almosenspenden an die Armen zur Pflicht machen. Und diese Vorschriften werden, wie das Jeder, der in muhammedanischen Ländern gelebt hat, weiß, vielfach gewissenhaft inne gehalten, wie denn auch die Milde, ja teilnehmende Güte, mit welcher die Muhammedaner ihre Sklaven behandeln, einen für das Christentum tief beschämenden Kontrast gegen die empörende Grausamkeit der amerikanischen Sklavenhalter bildet. Es ist daher — und diese Erkenntnis erscheint als überaus

wichtig — nur das Dogma, wodurch der Islam verderbenbringend gewirkt hat und noch fortwährend so wirkt. Dagegen hat er, wenn auch die Erlaubnis der Vielweiberei durch den Propheten nicht dahin zu rechnen ist, sittliche Grundsätze, denen wir unsere Anerkennung nicht versagen können und die uns beklagen lassen müssen, daß Glaubensmeinungen eine starre Scheidewand zwischen einem großen Teil des menschlichen Geschlechts und uns bilden.

Was den Koran anbetrifft, so steht er an literarischem Wert unendlich tief, nicht nur unter dem Alten wie Neuen Testamente, sondern auch unter den religiösen Schriften der übrigen morgenländischen Völker. Die ewigen Wiederholungen und die in ihm herrschende Armut an Gedanken machen seine Lektüre für uns auf die Dauer beinahe unerträglich. Dennoch sollte Jeder, dem es um Erkenntnis zu thun ist, dies nun schon wiederholt in unsere Sprache übersetzte Buch nicht ungelesen lassen, ja es sorgfältig studiren, weil es ein überraschendes Licht auf die Urkunden unserer eigenen Religion wirft. Die Evangelien, die bekanntlich ursprünglich syrisch geschrieben und erst später ins Griechische übersetzt wurden, aber ebenso auch die Episteln, tragen durchaus orientalisches Gepräge und sie haben mit dem Alten Testament die Bildersprache gemein, welche den semitischen Völkern eigen ist. Die prosaische und poetische Ausdrucksweise ist bei diesen Völkern nicht streng geschieden. Jeder, der sich unter ihnen aufgehalten, weiß, daß sie selbst in der Sprache des gewöhnlichen Lebens oft kühne Metaphern gebrauchen, die nicht wörtlich zu nehmen sind. Im Abendland nun, das an eine plane und nüchterne Art der Rede gewöhnt ist, verstand man

von jeher die bildlichen Ausdrücke in der Bibel buchstäblich. Da man die letztere für das vom heiligen Geist inspirirte Wort Gottes hielt, würde man es als vermessen angesehen haben, in ihr nicht lautere, unbedingte Wahrheit zu erblicken. Hieraus sind denn die unseligsten und verderblichsten Mißverständnisse hervorgegangen. Wer sich je von dem himmlischen Geist Christi, wie er aus seinen Reden, besonders aus der Bergpredigt, hervorleuchtet, hat durchdringen lassen, der wird zugeben, daß seine göttliche Gestalt wie seine Lehre durch das heutige Christentum nur noch sehr matt, wie durch einen trüben Nebel dämmern. Der Meister war so erhaben über seine Zeit und seine Umgebung, daß diese ihn nicht zu fassen vermochte. Schon die ersten Apostel standen in unermeßlicher Inferiorität gegen ihn; dann aber kam Einer, der ihn nie gesehen, nie ein Wort aus seinem Munde vernommen hatte, und trug die wüsten Ideen seines eigenen Kopfes in die Evangelien hinein. Aber außer diesen Entstellungen, die das echte Christentum auf solche Art erfahren hat, gibt es noch andere, welche durch Unachtsamkeit auf die dichterische Sprache und die bildliche Ausdrucksweise der Orientalen hervorgerufen worden sind. Diese Erkenntnis hätte freilich Jedem schon beim Studium des Alten Testaments sich erschließen müssen; allein wie bei dem des Neuen stand hier solcher Einsicht die Ehrfurcht hindernd entgegen, mit welcher man die heilige Urkunde der Hebräer als eine göttliche Offenbarung betrachtete, an der nicht zu deuteln und wo alles wörtlich zu nehmen sei. Bei der Lesung des Koran jedoch — und man thut gut, auch noch einige Gedichte der Araber, zum Beispiel das hohe Lied des Omar Ibn Faridh, hinzuzunehmen

— müssen selbst dem Blindesten die Augen darüber aufgehen. Der Gedanke ist fürchterlich, aber nicht zurückzuweisen, daß die Verkennung des Bildlichen in manchen Sprüchen der Bibel die ärgsten Greuel, durch welche sich die christliche Kirche geschändet, erzeugt hat. So ist eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch die Pflicht der Ketzerverbrennung auf eine Aeußerung Christi gegründet worden, in welcher nur das völlige Uebersehen ihres Dichterischen und Metaphorischen einen derartigen Sinn finden konnte. So enthalten die Urkunden des Christentums auch ferner Manches, was, wenn man es nach dieser Seite hin betrachtet, in ein ganz anderes Licht tritt, als dasjenige ist, worin die buchstäbliche Auffassung es erscheinen läßt.

Der Koran lag den Europäern schon seit lange vor, ohne zu etwas Anderem zu dienen, als die Missionare zu höchst überflüssigen Invektiven gegen dessen Glaubenslehren zu begeistern. Da erschloß sich durch das Zend-Avesta eine uralte Religion von unendlich höherem Gehalt, über welche bis dahin nur vage Kunden im Abendland verbreitet waren. Im fernen Hintergrunde der Zeiten tauchte an den Abhängen des Alburs oder indischen Kaukasus die Gestalt eines Propheten und Gesetzgebers auf, welcher den Bewohnern des baktrischen Reiches eine Lehre von ebenso tiefem ethischem Gehalt, wie hohen Aussichten in die übersinnliche Welt verkündete. Da Zoroaster, der selbst von den Griechen in eine fast fabelhafte Vorzeit versetzt wird und jedenfalls vor der Gründung des medischen Reiches gelebt hat, nur als Reformator einer schon vor ihm verbreitet gewesenen Glaubenslehre genannt wird, so

möchte man die nach ihm benannte Religion für die älteste der Welt halten. Allein der Mensch, von dem wir jetzt wissen, daß er sich aus seiner ursprünglichen tierischen Roheit erst im Laufe unberechenbar großer Zeiträume nach und nach emporgerafft hat, kann für eine so edle Religion erst reif geworden sein, nachdem Jahrtausende, vielleicht Jahrhunderttausende seit seiner Entstehung verflossen waren, und so liefert das Zend-Avesta einen schlagenden Beweis für das unvordenkliche Alter unseres Geschlechts. Daß diese Glaubenslehre, welche aus dem baktrischen Reich in das spätere persische der Achemeniden und Sassaniden überging, von der viel tiefer stehenden des Islam verdrängt werden konnte, so daß sie jetzt nur noch eine geringe Anzahl von Bekennern hat, kann sicher nicht als ein Beweis für einen stetigen Fortschritt der Menschen gelten. Dieselbe nimmt zwei Urwesen an, ein gutes und ein böses, von denen jenes, der in Lichtherrlichkeit schimmernde Ormuzd im steten Kampfe mit diesem, dem verruchten Ahriman, begriffen ist. Seit dem Beginne der Zeiten wütet der Krieg zwischen beiden, aber am Schlusse wird der Böse unterliegen. Wenn man einmal die das Leben und die Welt beherrschenden Mächte personifiziren will, so ist die Annahme zweier solcher Wesen sicher die am nächsten liegende, und auch das christliche Bewußtsein kann nichts dawider haben, zumal der Teufel der Bibel nach der Behauptung vieler Theologen nichts ist, als der iranische Ahriman, den die Juden aus der babylonischen Gefangenschaft mit nach Jerusalem brachten, und welcher dann in das Neue Testament überging. Der böse Geist des Zend-Avesta ist aber keineswegs das widrige Scheusal wie der

Teufel unseres Volksglaubens; auch hat er keine Hexenprozesse und sonstigen Greuel hervorgerufen, wie sie von sämmtlichen christlichen Konfessionen gegen die angeblichen Verbündeten des Satan verübt worden sind. Weitere Dogmen, welche jenseits der Fassungskraft gelegen sind oder der Vernunft widerstreben, kennt die zoroastrische Religion nicht; ebensowenig sind von hier Glaubenskriege wie vom Islam geführt worden, um außer Zweifel zu stellen, es sei kein Gott außer Ormuzd. Die Züge des Xerxes wider Griechenland trugen rein politischen Charakter; bei den Kämpfen der Iranier gegen die Turanier aber handelte es sich, nach den darüber erhaltenen Sagen, nicht um Verbreitung des Glaubens an Ormuzd, sondern um Züchtigung der Bosheit der Anhänger Ahrimans.

Der sittliche Wert der Zoroasterlehre kann nicht hoch genug angeschlagen werden; überall wird im Zend-Avesta zu einem reinen, edlen Leben, zu Handlungen der Liebe, Milde und Gerechtigkeit aufgefordert. Die Sonne gilt als Symbol des Lichtgottes und alles Guten; sie wird verehrt, nicht angebetet. Vom Reiche dagegen, in welchem der arge Ahriman haust, wenden sich die Frommen mit Abscheu ab, und wenn sie ein dem Dienste des Lichtgottes geweihtes würdiges Leben geführt, gehen sie zu unsterblicher Seligkeit ein.

Schwerer wird es, den wahren Gehalt der brahmanischen Religion zu erkennen, da derselbe von unsinnigem Aberglauben an zum Teil fratzenhafte Göttergebilde überdeckt ist. Ganz frei hiervon sind noch die ältesten heiligen Bücher der Inder, die Veden. Wenn die frühesten Sammlungen dieser Gedichte auch nicht viel vor dem Jahre 1000

v. Chr. entstanden sein mögen, so steigen die Lieder selbst doch in weit frühere Vorzeit hinauf. Die Familienhäupter des in den Triften und Hängen des Alburs und des Himalaya umherstreifenden Volkes betrachteten Hymnen, in denen die verschiedenen Götter angerufen worden, als einen kostbaren Schatz, der ihnen und ihren Angehörigen Segen brächte, und vererbten sie von Geschlecht zu Geschlecht. Gleich einer Morgenröte uralter Tage der Menschheit gingen diese Gesänge erst jüngst unserer Zeit auf und sie erfüllen uns mit der Sehnsucht, in die Thäler und auf die Höhen des Himalaya, wo sie entstanden, wie in eine ältere Heimat zurückzukehren. In Liedern und Hymnen voll hoher Einfalt feiert hier das Hirtenvolk jener Berge das Licht als das Sinnbild alles Guten. Unzählig sind die Wendungen, in denen der Feuergott Agni angerufen wird, die Finsternis zu verscheuchen, und wenn nach dem Reiben von Scheiten des Holzes Arany die Flamme emporschlägt — welcher Jubel hallt ihr entgegen! In jeder Frühe, wenn die Heerden schon vor dem Grauen der Dämmerung auf die Weide getrieben worden, versammelten sich die Hirten der verschiedenen Stämme um einen Steinaltar, um dem emporsteigenden Lichtgott ihr Opfer zu bringen. Frommer Gesang wurde angestimmt und im Feierchor begrüßten diese frühen Gemeinden der Menschen den erlösenden Strahl, wie er sich hoch und höher aus dem Dunkel emporrang und die finsteren Geister der Nacht von dannen trieb.

In den Upanischaden oder Kommentaren über die Vedas finden sich herrliche Weisheitssprüche und theosophische Gedanken über die Einheit aller Wesen, wonach Jeder in dem Andern sein Ich erkennen soll. Aus dieser Anschauung,

die dem indischen Geiste von früh an eigen war, entspringt der schönste Zug des Brahmanismus, die Milde gegen die Tierwelt, die er dringend als Religionspflicht einschärft.

Einzelne Stellen aus dem mythologischen Teile der indischen Gedichte und Religionsbücher können uns noch einigermaßen mit der wüsten und monströsen Götterlehre versöhnen, welche diese Bücher im Ganzen für uns beinah unlesbar machen. Aber wir müssen beklagen, daß eine ursprünglich reine Lehre so getrübt und durch Superstition entstellt worden ist. Diesen Aberglauben zu verbannen, das den Menschen vom Menschen trennende Kastenwesen aufzuheben und eine Religion der Liebe zu allem Geschaffenen zu stiften, trat der Königssohn Buddha auf, eine der heiligsten Gestalten, die je auf Erden gewandelt. Jedoch auch sein Evangelium konnte sich nicht in voller Lauterkeit behaupten; es wurde in den Staub herabgezogen und auf das schmachvollste entstellt. Er selbst, der allem Dogmenwesen feindlich war und das Heil nur von Reinheit, Mitleid und Gerechtigkeit abhängig gemacht hatte, wandelte sich im dumpfen Geiste seiner Bekenner zu einem Götzen um, an dessen Namen sie unsinnige Legenden knüpften und den sie, statt ihm durch reinen Lebenswandel nachzufolgen, durch das Plappern zahlloser Gebete zu verherrlichen suchten.

Da so die Hauptreligionen des Orients uns in ihren Licht- und Schattenseiten bekannt geworden und ihre heiligen Bücher uns entrollt sind, da wir durch vielfache Berichte von Augenzeugen zugleich wissen, welche Wirkung die verschiedenen Glaubenslehren auf ihre Anhänger ausüben, so können wir uns nun auch länger nicht dem Licht verschließen, das von dort aus auf das Christentum fällt.

Nachdem lange das Schwert den Glauben, welcher christlich genannt wird, zu verbreiten gesucht, nachdem Karl der Große die heidnischen Sachsen, Gottfried von Bouillon die Saracenen, die Ritter von Marienburg die Lithauer durch Ströme von Blut zu bekehren gestrebt, bemühen sich nun katholische wie protestantische Missionare schon seit Jahrhunderten, durch friedliche Predigt und die Macht der Ueberzeugung das Evangelium zu verbreiten. Wer sollte nicht den Eifer, den Opfermut, die Begeisterung preisen, mit dem sich diese Männer ihrer Aufgabe weihen? Aber wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, daß ihr Erfolg bisher ein äußerst geringer gewesen ist. Der Islam, der gleich im Beginne dem Christentum eine ungeheure Menge seiner Bekenner abtrünnig gemacht, dringt fortwährend in riesenhaften Dimensionen bis in das Innere von Afrika vor. Dagegen ist es ein offenes Geheimnis, daß die wenigen Moslimen, Buddhisten oder Bekenner der Brahmareligion, welche durch unsere Missionare hie und da ihrem Glauben abtrünnig gemacht werden, dem Christentum nicht zur Ehre gereichen, indem nicht Ueberzeugung, sondern weltliche Rücksicht sie zu diesem Schritte bestimmt. Und wie könnte dies anders sein? Den Dogmen, für welche die vermeintlichen Verbreiter des Evangeliums Proselyten werben wollen, haben Diejenigen, die sie zu bekehren suchen, *ihre* Glaubenssätze gegenüberzustellen, die ihnen von ihren Vätern und Aeltervätern überliefert worden sind und an denen nie ein Zweifel in ihnen aufgestiegen ist. Sie können deren Wahrheit nicht beweisen, und wenn sie auch bisweilen Christen zu sich herüberziehen, so ist es doch schwerlich je deshalb geschehen, weil sie diese überzeugt

hätten. Bei Letzteren jedoch ist dasselbe der Fall, weil die Mysterien ihres Glaubens über aller Fassungskraft liegen und ausdrücklich verlangt wird, man solle sie ohne Prüfung annehmen. Liegt denn da nicht für uns die Erkenntnis nahe, daß unsere Dogmen das Hindernis sind, welches es uns unmöglich macht, die echte Lehre Christi zu verbreiten? Wenn wir uns nicht verstocken, so müssen wir erkennen, daß diese Dogmen es sind, die seit Anbeginn die Welt um die Segnungen betrogen haben, welche das von Christus verkündigte Evangelium der Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe ihr sonst hätte bringen müssen. Der Wahn, die Seligkeit hänge davon ab, daß man die Menschwerdung eines Gottes annehme (eine, ebenso wie die Dreieinigkeit, von den Indern zu uns gekommene Vorstellung), daß man ferner an den versöhnenden Opfertod desselben glaube, und ähnliche Lehren haben alle die namenlosen Scheußlichkeiten verschuldet, welche die Annalen des Christentums befleckt haben. Durch sie wurde Derjenige, der in Wahrheit, nur nicht in jenem rohen Sinne, ein Sohn Gottes genannt werden darf, in einen bösen Dämon umgewandelt, welchem, wie jener indischen Göttin Kali, Menschenleben in Hekatomben zum Opfer fielen. Es ist ein empörender, nicht länger zu duldender Mißbrauch, einer Religion, welche die furchtbarste Entstellung des Evangeliums ist, den Namen Christentum zu geben. Nein, mit dieser Religion hat Jesus Christus nichts gemein. Wo in den finsteren achtzehn Jahrhunderten, welche hinter uns liegen, ein Lichtstrahl durch das Dunkel brach, da war es *sein Geist*, war es seine von Glaubenssatzungen nicht getrübte Lehre, durch welche die Menschheit aufatmete von dem ewigen

Hader und Blutvergießen des Pseudo-Christentums. Auch ist es nicht die sogenannte christliche Kirche, welcher es verdankt wird, daß endlich bessere Zeiten gekommen sind; denn sie hat das Evangelium nicht in seiner Lauterkeit, sondern in der Trübung, mit welcher Trug und Irrwahn es frühe umsponnen haben, aufbewahrt. Erst der durch das Wiederaufleben der alten Literatur geweckte Geist der Wissenschaft hat nach und nach die Hülle hinweggezogen, so daß die reine Lehre strahlend hervorbrach; und die großen Männer der Griechen und Römer, ein Plato, ein Marc Aurel halfen mächtig mit bei diesem Werke. Noch ist dasselbe nicht zur Vollendung gediehen; aber die nun erschlossenen Religionsbücher des Orients werden die letztere herbeiführen. Wir erkennen, daß in ihnen viele herrliche Lehren der Weisheit und Tugend, in einigen hohe Anschauungen einer jenseitigen Welt, und sogar in der Vorschrift der Schonung und des Mitleids gegen die Tierwelt Grundsätze vorhanden sind, die das Christentum außer acht gelassen hat. Aber wir dürfen uns zugleich mit Freude sagen, daß der beseligende, welterlösende Hauch der Liebe, wie er in der Bergpredigt weht, in jenen Religionsurkunden nicht mit gleicher Wärme waltet. Dieser Geist ist es, durch welchen die christliche Religion allen anderen überlegen ist; in ihren Dogmen, welche alles von ihr gestiftete Unheil hervorgerufen haben und die ein unübersteigliches Hindernis zu ihrer weiteren Verbreitung sind, steht sie mit den übrigen auf gleicher Stufe. In solcher Erkenntnis müssen wir denn die Dogmen beiseite werfen, dann wird die Schranke hinweggerissen sein, welche es unmöglich macht, das Evangelium zu den anderen Nationen zu verbreiten, so daß ein gemeinsames

Band der Religion sie und uns umschlingt. Sie werden sich den Lehren Christi nicht verschließen, in denen ein ihren heiligen Büchern verwandter, aber noch höherer, inniger zum Herzen dringender Geist waltet, und, von diesem befreienden Hauche beseelt, ihre dumpfen Glaubenssatzungen als Wahn erkennen. Wir aber werden auch gerne dagegen von ihnen annehmen, was ihre heiligen Bücher Treffliches enthalten, und unser Evangelium damit bereichern. Wie nur diejenige Religion Wert hat, welche die Seelen der Menschen vom Staube erhebt, sie mit hohen Gedanken erfüllt, ihre Herzen reinigt und mit Liebe für alles Lebende durchdringt, so darf auch nur diejenige die echte heißen, die nicht in sich abgeschlossen ist, sondern sich mit dem Fortschritt der Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert erweitert. In der Kirche dieser Religion, welche hoffentlich bald ins Leben tritt, wird fort und fort Christus der Oberpriester sein; aber er wird neben sich auch Zoroaster und Buddha als Propheten anerkennen. Neben seinen Reden werden in den Hallen des weiten Tempels die ihren wie die Weisheitslehren des Plato, die Psalmen David's und die Gesänge der Vedas ertönen und dies erst wird die Vollendung des Christentums sein.



Der Hexenturm von Lindheim.

In der Wetterau, ein paar Stunden von der alten Kaiserkrönungsstadt Frankfurt, lag das Landgut einer Familie, bei welcher ich hie und da zum Besuche weilte. Auf einer Spazierfahrt von dort aus kam ich nach dem nicht weit entfernten Dorfe oder Marktflecken Lindheim, wo ich ein Denkmal vergangener Zeit sah, das einen mächtigen, unheimlichen Eindruck auf mich machte und noch lange nachher vor meiner Phantasie gestanden hat. In Lindheim befindet sich nämlich, jetzt von freundlichen Gartenanlagen umgeben, ein sogenannter Hexenturm, der, halb in Trümmer gesunken, doch noch Spuren der grausen Bestimmung trägt, welcher er einst diente. An diesen Turm knüpft sich eine entsetzliche Geschichte. In der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts befand sich Lindheim im Besitz mehrerer sogenannten Ganerben, die einen alten, im dreißigjährigen Kriege verwilderten Soldaten, Namens Geis, zum Verwalter des Gutes eingesetzt hatten. Es war die Zeit, als die Hexenprozesse noch in voller Blüte standen. Toller Aberglaube und grenzenlose Unkenntnis der Naturgesetze verbanden sich dabei mit Habgier, Mordlust und allen argen Trieben, die in der Menschenbrust wohnen. Von jeder Krankheit, jeder ungewohnten Naturerscheinung,

von Dürre, Mißwachs, wie von Gewittern und Regengüssen glaubte man, sie rührten von Zauberei her. Gewöhnlich wurde dann vom Volke in Städten wie in Dörfern zuerst ein Geschrei wegen des Ueberhandnehmens der Hexerei erhoben und an die Obrigkeit das Verlangen gestellt, sie solle die Missethäter bestrafen. Diese begann hierauf diejenigen Personen, Männer sowohl wie Weiber, auf denen der Verdacht des Verkehrs mit dem Teufel ruhte, gefangen zu nehmen und ihnen durch fürchterliche Folterqualen das Geständnis ihrer Schuld, weiter aber auch eine Angabe ihrer Mitschuldigen abzupressen. Daß die Unglücklichen unter den nicht zu ertragenden Martern Alles bekannten, was ihre Richter wollten, und auch, um weiterer Peinigung zu entgehen, die ihnen diktirten Namen nachsprachen, oder die ersten Besten, die ihnen in den Sinn kamen, als Mitgenossen beim höllischen Sabbath anführten, war natürlich. Da das Vermögen der Verurteilten eingezogen und deren Angehörige ins Elend gestoßen wurden, erkannten die Richter bald, welche ergiebige Quelle der Bereicherung für sie hier geboten sei. In Lindheim war schon vor der Mitte des Jahrhunderts ein solcher Prozeß, der viele Schlachtopfer gefordert hatte, geführt worden; ein noch viel furchtbarerer aber brachte in der oben bezeichneten Zeit einen großen Teil der Einwohner dieser Ortschaft auf den Scheiterhaufen. Männer und Frauen wurden von dem ruchlosen Verwalter Geis, der fast unumschränkt über Lindheim geherrscht zu haben scheint, in den Hexenturm gesperrt, dort in barbarischer Weise mißhandelt und nach kurzem tumultuarischem Verhör lebendig verbrannt. Alle Marterinstrumente, welche die sinnreiche Justiz jener Zeit

erfunden hatte, wandte der Unhold an, um den Angeschuldigten das Bekenntnis abzupressen, sie hätten den Hexensabbath besucht, Gewitter gemacht, Seuchen im Lande verbreitet und so weiter. Den Müller des Ortes, einen für seine Zeit gebildeten Mann, ließ er in den schrecklichen Turm sperren, ihm in kalter Winterzeit die Kleider vom Leibe reißen, so daß er nahezu erfror, und drohte ihm, siedendes Oel über ihn und um ihn zu gießen, wofern er nicht bekenne. Dem Unglücklichen gelang es, in seiner äußersten Not zu entfliehen. Da bemächtigte sich Geis der Gattin desselben, ließ sie ohne weiteres auf den Holzstoß schleppen und verbrannte sie, während er ringshin seine Büttel aussandte, um ihren entflohenen Mann einzufangen. Ein Prozeß war immer der Keim von mehreren anderen. Die Gutsherrschaft, wie das Reichskammergericht wurden vergebens von den unseligen Einwohnern um Hilfe angerufen, und es schien, die Bevölkerung des ganzen Dorfes, das damals größer war als jetzt, solle ausgerottet werden, als der abscheuliche Geis bei einer „Hexenjagd", die er nach einigen entflohenen Weibern anstellte, den Hals brach. Ein Prediger zu Lindheim, Horst, hat die Geschichte dieses schrecklichen Hexenprozesses ausführlich nach den Akten und zum Teil mit Abdruck derselben dargestellt. Seine Schrift machte, zumal nachdem ich den Schauplatz der in ihr geschilderten Vorgänge gesehen, einen unauslöschlichen Eindruck auf mich und gab mir den Anlaß, mich mit der Geschichte der Hexenprozesse näher zu beschäftigen. Es ist erstaunlich, wie sehr sich schon die Erinnerung an diese gräßliche Erscheinung verwischt hat, wie die Ausdehnung der Greuel, die sie mit sich brachte, nur sehr Wenigen

mehr bekannt ist. Und doch liegt die Zeit, als die letzten Holzstoßbrände verrauchten, noch nicht viel länger als ein Jahrhundert hinter uns. Gewöhnlich glaubt man, es seien nur hie und da einige alte Weiber wegen des Verdachtes der Zauberei hingerichtet worden. Aber dies ist ganz irrig. Männer ebenso wie Frauen, Kinder wie Greise sind in ungeheurer Menge, in einer Anzahl, die sich gar nicht berechnen läßt, in allen Teilen Deutschlands, nachdem sie die ausgesuchtesten Martern aller Art erduldet, verbrannt worden und Jahrhunderte hindurch haben diese Schrecknisse in den meisten Ländern Europas gewütet.

Nachdem seit lange der Glaube an Zauberei ziemlich überall verbreitet gewesen, wurde bekanntlich der Hexenprozeß durch eine Bulle des Papstes Innozenz VIII. vom Jahre 1484 ins Leben gerufen. In dem Aktenstücke ward die ganze unmenschliche Grausamkeit in Verfolgung der angeblichen Zauberer, welche von nun an drei Jahrhunderte lang die Christenheit schändete, ausdrücklich allen Gläubigen zur Pflicht gemacht. Indes sollte dieses Dokument an Abscheulichkeit noch übertroffen werden durch ein Buch, welches die von Papst Innozenz nach Deutschland zur Organisirung der Prozesse entsandten Juristen Sprenger und Rempe verfaßten. Wenn man die fluchwürdigsten Männer der ganzen Geschichte in einer Liste zusammenstellen wollte, so müßten die Namen dieser Beiden das Verzeichnis eröffnen. In dem von ihnen zusammengeschriebenen Malleus Maleficarum, das heißt Hammer, durch den die Hexen zermalmt werden sollen, wird mit betäubendem Wortschwall, mit anscheinend großem Aufwande von Gelehrsamkeit und unter reichlichen Citaten aus der

Bibel, den Kirchenvätern, sowie vielen mittelalterlichen Schriftstellern, gelehrt, daß es Pflicht sei, auf alle Weise das schändliche Laster der Zauberei auszurotten und vor keinem Mittel, wodurch dies Ziel erreicht werden könne, zurückzuschrecken. Es wird in dem entsetzlichen Buche, das auf jeder seiner Seiten von Blut trieft und durch welches mehr Unschuldige hingewürgt worden sind, als es Worte enthält, den Richtern ausdrücklich empfohlen, Kniffe und Listen anzuwenden, welche ihnen geeignet scheinen, um die Angeklagten zum Geständnis ihrer Schuld zu bringen. Die Verfasser des Hexenhammers äußern in der Beziehung, der Apostel selbst habe solche Kniffe gutgeheißen, indem er gesagt: „Dadurch, daß ich verschlagen war, habe ich sie gefangen.“ So bot dieses Buch den Richtern das unfehlbare Mittel, jeden der Hexerei Verdächtigten als überführten Zauberer zum Feuertode zu verurteilen. Wenn nicht schon allein die juristische Schlauheit der Examinatoren das Geständnis der Angeklagten herbeiführte, wenn diese thöricht genug waren, sich aufs Leugnen zu legen und dadurch ihre Höllenqualen in den furchtbaren unterirdischen Gefängnissen zu verlängern, so erreichten die Büttel mit ihren Zangen, rotgeglühten Eisenplatten und Rädern, auf denen alle Glieder zerbrochen wurden, sicher ihr Ziel.

War einmal Verdacht der Zauberei auf Jemand geworfen worden, so mochte er sich benehmen, wie er nur wollte: Alles ward als ein Indicium gegen ihn ausgelegt. Wenn er bisher kein fleißiger Kirchengänger gewesen, so ruhte auf ihm als einem Gottlosen auch der Argwohn, er sei ein Zauberer; hatte er dagegen regelmäßig dem Gottesdienst beigewohnt, so hieß es: „Da seht, das thun

die Hexenmeister immer; sie wollen stets als die Frömmsten angesehen werden und so den Verdacht von sich ablenken!" Zeigte er sich bei der Verhaftnahme erschrocken, so galt dies als untrügliches Zeichen seiner Schuld; war er aber im Bewußtsein seiner Unschuld ruhig und voll Vertrauens auf Gott, dann nannte man das Frechheit und Trotz, die den Zauberern eigen sei. War er nicht genug der Rede mächtig, um sich zu verteidigen, so erblickte man hierin ein Geständnis. Vermochte er aber alle gegen ihn erhobenen Vorwürfe beredt zurückzuweisen, dann hielten die Richter es für ausgemacht, daß ihm der Teufel beistehe.

Das Verfahren gegen die Schlachtopfer des fürchterlichen Wahns war so unmenschlich, daß wenn man davon liest, man die Berichte für Ausgeburten einer kranken Phantasie hält. Und doch liegen die Prozeßakten, welche dieselben urkundlich bestätigen, noch fast überall in den Archiven. Weil der Glaube herrschte, die Gefangenen könnten, wenn ihr Fuß den Boden berührte, davonfliegen, wurden sie in Ketten aufgehängt, so daß sie in Lüften schwebten. Die Werkzeuge der Folter, welcher sie unterworfen wurden und bei deren bloßem Anblick uns schaudert, kann man noch zu Regensburg, Nürnberg und an anderen Orten sehen. Keiner konnte damals auch nur eine Stunde wissen, ob er nicht sein Leben auf dem Scheiterhaufen beschließen werde. Die Aussage eines Gemarterten oder die Bosheit eines Anklägers vermochten ihm stündlich dies Schicksal zu bereiten, und wer einmal verdächtigt worden war, für den gab es keine Rettung mehr. Kein Anwalt hatte den Mut, sich zu seinem Verteidiger aufzuwerfen; denn auf Jeden, der das Wort zu Gunsten

eines Zauberers nahm, fiel der Argwohn, er sei der Genosse seines Treibens. Die Richter selbst waren nicht sicher, ob das Los, das sie ihren Schlachtopfern bereiteten, nicht auch sie erreichen würde, und manchesmal mußten schließlich sogar solche Inquirenten, die wegen ihrer Verfolgungswut bekannt waren, den Holzstoß besteigen.

Von der ungeheuren Ausdehnung, in welcher dies Unwesen durch alle Teile von Deutschland wütete, kann man sich halbwegs einen Begriff machen, wenn man liest, wie in ganz kleinen Orten innerhalb weniger Jahre hunderte von Hinrichtungen stattfanden. Bis in die geringsten Dörfer hinein glaubten die Bewohner nicht ruhig leben zu können, wenn nicht mindestens alljährlich ein Hexenmeister oder eine Hexe verbrannt wurde. Erst wenn Diejenigen, welche anfangs die Justiz gegen Andere angerufen, nun ihrerseits von den Gefolterten angeklagt und demgemäß bald selbst als erwiesene Zauberer zum Holzstoß geführt wurden, gingen den Bethörten die Augen auf. Keineswegs bloß in den katholischen, sondern auch in den protestantischen Gegenden grassirte die grause Epidemie. Ja, die Lutheraner sahen es als einen Ehrenpunkt an, in Verfolgung der Satansgenossen nicht hinter den Bekennern der alten Kirche zurückzubleiben. Dies erhellt aus den aktenmäßigen, in neuerer Zeit herausgegebenen Darstellungen der Hexenprozesse im Braunschweigischen, in und bei Göttingen, in Pommern und so weiter. Diejenigen, deren Mund sich immer in salbungsvoller Rede über die Segnungen der Bibel verbreitet, kann man wohl fragen, ob die Worte — ich weiß nicht in welchem der Bücher Moses: „Du sollst die Hexen nicht leben lassen", auch so

segnungsvoll gewirkt haben. Auf diese Stelle beriefen sich die Lutheraner ganz besonders, um darzuthun, Gott habe die Ausrottung der Zauberer befohlen. In dem großartigsten Maßstabe sind allerdings die in Rede stehenden Prozesse in den Bistümern Würzburg und Bamberg geführt worden. In ersterer Stadt verordnete der Bischof um das Jahr 1616: „Hinfüro alle Wochen, auf Dienstag, außer wenn hohe Feste einfallen, einen Brand zu thun, und jedesmal 25 oder 20, oder zum allerwenigsten, und weniger nicht, als 15 auf einmal, einzusetzen und zu verbrennen.“ Wie lange solche wöchentlichen Autos de Fe in Würzburg fortgedauert haben, wissen wir nicht; aber wir besitzen ein Verzeichnis Derer, die von 1627 bis Februar 1629 binnen zweier Jahre und zweier Monate in neunundzwanzig solchen Bränden in der Bischofsstadt hingerichtet wurden, Personen jeden Alters, Standes und Geschlechtes, darunter Geistliche der Domkirche, Söhne vornehmer Familien, Kinder von neun Jahren, Gobel Babelin, das schönste Mädchen von Würzburg und so weiter.

Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis in das vorige hinein hat diese Seuche in dem größten Teile von Europa gerast, und ich glaube, daß die ganze Weltgeschichte, so reich an Schrecknissen aller Art sie auch ist, doch nichts Entsetzlicheres kennt. Die Menschenschlächtereien in Dahomey und im Lande der Ashantis verschwinden dagegen; denn wenn dabei auch gleich große Massen erwürgt werden sollten, so geschieht dies doch nicht nach vorherigen Martern der ausgesuchtesten Art, wie solche das Zubehör der Hexenprozesse waren. Neben Deutschland scheinen am meisten England und Schottland von dieser

Epidemie, die furchtbarer als die Pest und der schwarze Tod durch den halben Weltteil wütete, heimgesucht worden zu sein. Die Dramatiker aus der Zeit der Elisabeth haben das Teufelsbündnis mehrfach zum Vorwurfe ihrer Dramen gewählt; so Heywood in seinen: „Witches of Lancashire“, Middleton in seiner „Witch“ und Ford in seiner ergreifenden Tragödie „The witch of Edmonton“. In letzterer wird in wahrhaft herzbewegender Weise das Elend eines alten Weibes geschildert, das, weil es in den Verdacht der Zauberei gekommen und von allen Seiten mit Haß zurückgestoßen wird, in Verzweiflung sich dem Bösen ergibt. Da damals, wenigstens in den nordischen Ländern, nicht leicht Jemand an der Realität des Paktes mit dem Satan zweifelte und selbst Diejenigen, die zuerst gegen die Hexenprozesse auftraten, keineswegs das Vorhandensein von Zauberern und Zauberinnen leugneten, sondern nur die Grausamkeit des gerichtlichen Verfahrens gegen sie tadelten, so ist wohl als gewiß anzunehmen, daß ebenso, wie der letztgenannte Dichter, auch Shakespeare an Hexerei glaubte. Aerger noch als England scheint Schottland unter diesem Aberglauben geblutet zu haben, und es sind uns haarsträubende Kunden von der Barbarei aufbewahrt, die bei den dortigen Gerichten im Schwange war. Es gab daselbst eine eigene Innung von Bütteln, die sogenannten Prickers, deren Geschäft darin bestand, nachts in den Kerkern bei den der Zauberei Angeklagten zu wachen, um sie am Schlafe zu hindern und sie durch die ihnen verursachte unerträgliche Pein zum Bekenntnis zu zwingen. Sie hatten zu diesem Zweck lange spitze Stacheln oder Nadeln, die sie den Unglücklichen

in den Leib bohrten, sobald sie die Augen schließen wollten. Das war die Praxis der frommen Puritaner. Der Fanatismus, mit welchem die Geistlichkeit von Schottland das Volk beherrschte und Allen seine düsteren Wahnvorstellungen einimpfte, die Tyrannei, mit der sie die barbarischsten Strafen verhängte, übersteigen fast das Aergste, was von den anderen Nationen berichtet wird. Die Universität von Aberdeen schärfte auf einer feierlichen Synode im Jahre 1603 allen Geistlichen ein, den Eingepfarrten ihres Sprengels zur Pflicht zu machen, daß sie jeden der Hexerei Verdächtigen angeben sollten. Kasten mit Spalten in den Deckeln wurden in den Kirchen aufgestellt, damit die Anklagezettel hineingeworfen würden. Sobald ein Weib in den Verdacht der Zauberei kam, erhob der Geistliche von der Kanzel öffentlich und mit Nennung ihres Namens eine Anklage wider sie und verbot Jedem, Umgang mit ihr zu pflegen. Die weitere Verfolgung ward dann mit furchtbarem Blutdurst ins Werk gesetzt. Das Erste, was man anwandte, um der Verdächtigen ein Geständnis abzulocken, war ein eiserner Reifen mit vier Zacken, welche in den Mund eindrangen. Derselbe ward hinten an der Mauer so befestigt, daß das Opfer sich nicht niederlegen konnte; und solche martervolle Stellung mußte das Weib oft mehrere Tage beibehalten. Doch es folgten noch schlimmere Foltern: die Daumenschrauben, die spanischen Stiefel, in welche das Bein gezwängt und mittelst eiserner Keile zerquetscht wurde; endlich eine eiserne Form, welche glühend gemacht und so an verschiedene Teile des Körpers gelegt wurde. Außerdem ward das Schwefelfadenbrennen häufig angewandt. Auch lesen wir von einem Unglücklichen,

welchem elf Tage lang täglich die Beine in den spanischen Stiefeln gebrochen wurden, und dem durch Geißelschläge die ganze Haut vom Leibe gerissen ward. Ein schottischer Graf Mar, der noch nicht gegen alle Gefühle der Menschlichkeit abgestumpft gewesen zu sein scheint, erzählt: Einst hätten sich einige Weiber dem auf dem Holzstoß sie langsam verzehrenden Feuer entwunden, einige Augenblicke lang mit verzweifelter Anstrengung dem Tode zu entfliehen gesucht und wären dann unter lauten Angstrufen und wilden Beteurungen ihrer Unschuld in das Feuer zurückgesunken. Es ist wohl zu beachten, daß überall, bei Protestanten wie Katholiken, die Geistlichen einen Hauptanteil an der Verfolgung der Hexen nahmen und von den Kanzeln herab den Eifer der Gläubigen bei deren Ausrottung schürten. Die südlichen Länder Europas haben minder stark als die nördlichen an dem entsetzlichen Wahn und dessen Folgen gelitten. Indessen brachen die fürchterlichsten Hexenverfolgungen in Schottland erst nach der Reformation aus. Gesetze gegen die Zauberei waren dort vor dem Jahre 1563 noch nicht erlassen worden. In Italien fanden allerdings schon im fünfzehnten Jahrhundert Hexenprozesse statt und in Apulien gab es einen Berg, der ebenso wie bei uns der Brocken den Ruf hatte, eine Stätte des Satanskultus zu sein. Spanien dagegen, im übrigen die Heimat der wütendsten religiösen Intoleranz, hat sich freier als vielleicht irgend ein Land Europas von diesem Aberglauben und der aus ihm entspringenden Verfolgungssucht gehalten. In den Akten der Inquisition kommt das Verbrechen der Zauberei sehr selten vor und man weiß kaum von einem andern größeren Hexenprozesse,

als dem, der zu Logroño in Navarra geführt wurde. Bemerkenswert ist dabei, daß manche spanische Dichter und Schriftsteller des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts den Glauben an Hexerei verspotten und die Möglichkeit der letzteren leugnen. In Deutschland wäre dies lebensgefährlich gewesen. Die Grausamkeiten, welche die spanische Inquisition gegen Andersgläubige, besonders Mauren und Juden, verübte, sind arg genug, um für immer gebrandmarkt zu bleiben. Allein seit ich die Geschichte der Hexenprozesse besonders in Deutschland kenne, ist mir das Spanien des Torquemada und der drei Philippe stets als ein verhältnismäßig glückliches Land erschienen. Es leidet für mich keinen Zweifel, daß nicht nur die Ketzerverbrennungen dort einen weit geringeren Prozentsatz der Einwohnerzahl an Opfern gefordert haben, als die Hexenprozesse bei uns, sondern auch, daß das Verfahren der Inquisition minder willkürlich und grausam war. So über alles Maß schrecklich wurde das Unwesen in Deutschland dadurch, daß der Magistrat jeder kleinen Stadt, daß jedes Patrimonialgericht auf dem Lande, ja daß, wie wir bei Lindheim gesehen, jeder Gutsverwalter durch ein von ihm willkürlich zusammengesetztes Schöffengericht gegen Hexen inquiriren, sie martern und zum Tode verurteilen konnte. In Spanien dagegen war die Prozedur gegen Ketzer immer an gewisse Normen des Rechtes gebunden. Ein Obertribunal mit seinen Untertribunalen hatte ausschließlich in Sachen des Glaubens die Kompetenz. Auch war zwar, wie dies ja die Kriminaljustiz aller Länder noch bis in das vorige Jahrhundert hinein mit sich brachte, die Kerkerhaft, die Folterung und die endliche Leibesstrafe der bei

den Autos de Fe Hingerichteten sicher empörend. Indessen lesen wir nirgends, daß Leibesverstümmelungen, Zwicken mit glühenden Zangen, Abhauen der Hände, Ausreißen der Zunge und so weiter, wie es im Norden vor der Verbrennung geübt wurde, vom heiligen Gericht in Anwendung gebracht worden wäre. Von der wahnsinnigen Praxis, welche bei den Hexenprozessen in Deutschland im Schwange war, nur ein paar Proben! Ambulante Inquisitoren zogen von Ort zu Ort mit langen Listen der Namen Solcher, welche sie auf den Scheiterhaufen bringen wollten. Gelangten sie in eine Ortschaft, so luden sie ganz nach ihrem Gutdünken diejenigen Bewohner vor, auf deren Aussagen es ihnen ankam, nannten ihnen die Personen, die sie verderben wollten, und fragten jeden Einzelnen, ob er etwas über Zaubereien, welche dieselben verübt, anzugeben wisse. Fielen die Antworten nicht befriedigend aus, so wurde ohne weiteres die Folter angewandt, und zwar war es, wohlgemerkt, gebräuchlich, in die Protokolle zu schreiben: der Zeuge habe dasjenige in Güte ausgesagt, wozu er doch schon durch eine unerträgliche Pein, wenn auch noch nicht durch den höchsten Grad der Tortur, gezwungen worden war. Durch dieses Verfahren besaßen die Richter ein Mittel, jede beliebige Person als überwiesenen Zauberer auf den Holzstoß zu liefern. Jeder Prozeß wurde überdies der Keim von vielen anderen, da der Angeklagte, nachdem man ihm das Geständnis seiner eigenen Schuld auf der Folter abgepreßt hatte, weiter über die Teilhaber des Teufelskultus peinlich befragt wurde, die er bei der Feier des Sabbaths gesehen habe, und nun, um der unerträglichen Qual zu entgehen,

die ersten besten Namen nannte, die ihm in den Sinn kamen. Ein Beispiel von dem fast unglaublichen Wahnwitz, welcher oft die Prozeduren leitete, liefert folgender Fall. Eine Anzahl von Weibern war angeklagt worden, sie hätten ein kürzlich verstorbenes Kind ausgegraben und die Leiche gekocht, um daraus eine Hexensalbe zu bereiten. Durch einmütige Beteurungen ihrer Unschuld brachten dieselben es dahin, daß eine Nachgrabung angestellt wurde; der Körper des Kindes ward unversehrt gefunden und somit war vollständig bewiesen, daß die Verklagten kein solches Verbrechen begangen hatten. Was thaten nun aber die Richter? Sie fällten einhellig den Ausspruch: die Leiche des Kindes, die in dem Grabe gefunden worden war, sei nur eine Vorspiegelung des Satans gewesen; an der wirklichen dagegen sei jener Frevel begangen worden. Und somit mußten die unglücklichen Weiber den Holzstoß besteigen.

Es ist ein furchtbares Schauspiel, in diesen Hexengreueln und Orgien des Sabbaths die Entartung des selbst in seinen Ausschweifungen noch poetisch schönen Dionysoskultus der Hellenen zu entdecken. Der Verfasser des „Hexenhammers“, Sprenger, der fanatische Inquisitor del Rio und andere Autoren dieses Schlages leiten uns selbst auf eine solche Spur, indem sie Bacchus mit dem Teufel identifizieren, der auf dem Blocksberg und vielen anderen, über das christliche Europa verstreuten Höhen, umgeben von seinem höllischen Hofstaat, seine Bacchanalien feiert. Wenn schon in Griechenland diese Feste einen wilden Charakter angenommen hatten, der uns in der Schilderung des Euripides da, wo Agave in der Raserei

ihren Sohn Pentheus umbringt und mit seinem bluten-den Haupte triumphirend umherzieht, so wurde hier alles ins Widrige und Fratzenhafte entstellt. Der schöne, jugend-liche Gott, dem man ebenso wie seinem Gefolge wegen seiner begeisterten Naturtrunkenheit auch die Extravaganz verzeiht, verwandelt sich in ein greuliches Ungetüm; die lustigen Satyrn, welche in den Chören des Aeschylos das gebildetste Volk der Erde entzückt hatten, wurden zu ekel-haften Scheusalen, und die taumelnden Mänaden, die in den Schluchten des Cithäron im bacchischen Wahnsinn Rehkälber zerrissen und das Fell um ihre Schultern ge-schlungen hatten, gestalteten sich zu triefäugigen alten Weibern, welche Kinder raubten, um Brei aus ihren Leibern zu kochen. Die Weine von Lesbos und Naxos, welche die jauchzenden Bacchantinnen mit heiligem Rausch erfüllt hatten, entarteten zu sinnumnebelnden Dekokten von Bilsenkraut, welche dem, der sie trank, den Wahn bei-brachten, er fliege durch die Luft; und die Thyrsusstäbe formten sich zu Besenstielen um, auf denen in der Mai-nacht die Satansanbeter und Anbeterinnen an den Hof ihres Herrn und Meisters, des bockfüßigen Ungeheuers, ritten, dem sie durch einen Kuß auf den Hintern den Homagialeid leisteten. Auf ähnliche Weise wurden in diesen Mysterien Lucifer's die Gebilde des mittelalterlichen Volksaberglaubens verzerrt und die Elfen, welche in reizen-der Gestalt vor unserer Einbildungskraft stehen, begegnen uns in manchem Hexenprozeß als Elben, indem Solche, die mit ihnen Umgang gehabt haben sollten, zum Scheiter-haufen verurteilt wurden. Da müssen wir doch die orien-talischen Peris und Dschinnen, ja selbst die bösartigen

Diwe preisen, daß sie nicht in so schmählicher Weise degradirt worden sind.

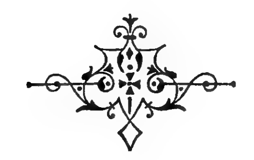
Mindestens zwei Jahrhunderte lang, von dem Ausgange des fünfzehnten bis zu dem des siebenzehnten Jahrhunderts, hat die Furie der Hexenprozesse ihre Geißel über halb Europa geschwungen. Die Periode, wo dies im höchsten Grade statthatte, war aber die des dreißigjährigen Krieges. Während die wüsten Banden der sich bekämpfenden Religionsparteien ganz Deutschland in eine Einöde verwandelten und in ihrem Gefolge Hungersnot und Pest die Bevölkerung würgten, wetteiferten das bethörte Volk und die Hexenrichter an Wut mit den Kriegsheeren, um auch den kleinen Rest der von dem Schwert und den Schrecknissen der Natur noch nicht hingerafften Bevölkerung zu morden. Es gewann den Anschein, als sollte das ganze lebende Geschlecht auf solche Art ausgetilgt werden. Erst das Uebermaß des Entsetzens führte allmälich einen Rückschlag herbei. Wenn das abergläubische Volk anfänglich nach Bestrafung der Zauberer geschrieen und selbst das Feuer zu den Holzstößen herangetragen hatte, so mußte es bald mit Schrecken wahrnehmen, daß die aufsteigenden Flammen weiter um sich griffen und auch Diejenigen verzehrten, welche zuerst den Brand geschürt. Richter, die sich durch ihre Verfolgungswut ausgezeichnet und Hunderte auf den Scheiterhaufen geliefert hatten, wurden durch die Aussagen der Gefolterten selbst als Zauberer angegeben und in eben der Weise wie ihre Schlachtopfer als überführte Hexenmeister verurteilt und gerichtet. Ja sogar Fürsten und Herzoge kamen in Gefahr, selbst dem blutgierigen Wahne, dem sie Vorschub geleistet und dem sie durch ihre

Richter und Henker so Viele hatten hinschlachten lassen, zum Opfer zu fallen. Hiedurch mögen schließlich Manchen die Augen geöffnet worden sein. Aber es währte lange bis dahin. Wohl hatten sich schon zuvor einige mutige Männer gegen den fürchterlichen Unfug erhoben; aber ihre Stimme war in der Wüste verhallt. Vor allen hat sich hier der Jesuit Friedrich Spee durch die Unerschrockenheit und feurige Beredsamkeit, mit welcher er den zum Himmel schreienden Frevel aufdeckte, ein Ehrendenkmal für alle Zeiten errichtet. Er konnte es jedoch nicht wagen, sich als Urheber seiner Cautio Criminalis zu bekennen, da ein Anwalt der Zauberer leicht den Verdacht auf sich gezogen hätte, selbst einen Pakt mit dem Bösen geschlossen zu haben. Dem trefflichen Katholiken und Jesuiten folgte etwa zwanzig Jahre später ein Protestant als gleicheifriger Bekämpfer der Hexenprozesse nach und zwar trat dieser mit offenem Visir auf. Es war Meyfart, Direktor des Gymnasiums zu Koburg, dem gleicher Ruhm wie dem edlen Spee gebührt, der aber bisher nur selten so wie er es verdient, unter den tapfersten Vorkämpfern der Humanität genannt worden ist. Sein Buch ist mit derselben aus tiefster Seele quellenden Empörung über die unerhörten Greuel, deren Augenzeuge er gewesen, wie dasjenige Spee's geschrieben. Aber die Flammenworte des wackeren Verfassers verhallten in dem noch lange fortwährenden wüsten Tumult. Fast jede Seite seiner „Christlichen Erinnerung an gewaltige Regenten und gewissenhafte Prädikanten“ enthält Stellen, welche man nicht ohne tiefe Erschütterung lesen kann. Wer sollte nicht schaudern, wenn Meyfart erzählt: Er sei von Jugend auf bei den

protestantischen Gerichten Zeuge gewesen, wie man den Gefangenen keinen Schlaf gestattete und sie gerade so, wie dies auch in Schottland üblich war, mit spitzen Stacheln aufweckte, wenn sie die Augen schlossen, wie man ihnen nur Speise, mit Heringslake gesalzen, reichte, aber ihnen keinen Tropfen Wasser gönnte! Er hatte gehört, wie die Prädikanten herangezogen kamen — blinde Eiferer, die Keines schonten; die ihre Predigten mit feurigen Blitzen anluden, hervorbrechend in eigenem Hirnwahn und stutzigem Trotz und schreiend nach Ketten und Banden, nach Türmen und Löchern, nach Holz und Stroh, Rauch und Feuer, Pulver und Schwefel; indem sie wähnten, das heiße den Spruch des Herrn befolgen: „Lernt von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig." Dann sah er die Malefizräte mit eisernen Händen zugreifen und in der heimlichsten aller Sünden ohne alle Bescheidenheit verfahren. Er war Zeuge, wie das arme Volk auf ihr Geheiß zerschlagen, gepeitscht, zerschraubt, zerzerrt, zerquetscht, zerrissen, verwüstet, verderbt und verödet wurde; wie der „Trutenkarren" täglich durch die Straßen polterte und der Truten doch stündlich mehr wurden. „So lasset euch nun weisen, ihr Könige," ruft er aus, „und lasset euch züchtigen, ihr Richter auf Erden! All ihr Könige, Fürsten und Regenten, ihr Zentgrafen, ihr Beisitzer, ihr Malefizschreiber, Henker, Peiniger! Ihr müßt dermaleinst Rechenschaft geben von jedem Worte, das da geboten: zu fahen, zu geißeln und köpfen und brennen; von jedem Hohne, mit welchem ihr der armen Gepeinigten gespottet, von jeder Thräne, die sie ausgeweint, von jedem Tropfen, den sie ausgeblutet!"

Man verzeihe diesen Excurs, zu welchem mich der Hexenturm von Lindheim veranlaßt hat. Wenn ich einen solchen Rückblick auf die Hexengreuel der Vergangenheit geworfen habe, so that ich dies, damit man das Glück schätzen lerne, nicht in der guten alten Zeit, sondern in dem Lichte unseres Jahrhunderts geboren zu sein. An Denjenigen, der noch zweifeln sollte, ob sich in unseren Tagen ein Fortschritt der Menschheit bemerklich mache, stelle ich die Frage, ob selbst unter den untersten und rohesten Menschen von heute wohl viele sind, die ruhig zusehen könnten, wenn auch nur eine Katze, ein Hund, geschweige denn ein Mensch lebendig verbrannt würde. Das Letztere war aber noch bis in das vorige Jahrhundert hinein ein ganz alltägliches Schauspiel. Männer und Frauen umstanden die lodernden Scheiterhaufen, und Geistliche wie Chorschüler stimmten andachtsvoll Lieder aus dem Gesangbuche an, während Sterbende krampfhaft in den Flammen zuckten. Weiter aber halte ich es für gut, hie und da den Schleier von solchen Schrecknissen von ehedem zu heben, damit wir uns hüten, nicht wieder in einen solchen Abgrund zu stürzen wie der, dem wir erst eben entronnen. Es gähnen tiefe Schlünde in der Seele des Menschen, aus welchen oft finstere Geburten des Wahnes emporsteigen, die alle Sinne umnebeln und sich plötzlich ganzer Völker bemächtigen. Wer mag sagen, ob nicht nach allen großen Entdeckungen der Wissenschaft in unseren Tagen noch wieder Perioden eintreten können, wo das jetzt herrlich aufglimmende Licht dem Erlöschen nahe kommt, und ein Irrwahn, wenn auch anderer Art als jener des siebenzehnten Jahrhunderts, Nacht über die Erde verbreitet?

Diese Nacht, wenn sie wirklich bevorstehen sollte, wird nicht so finster sein wie die, welche hinter uns liegt, und die Menschheit wird sich wieder aus ihr emporraffen, um neuen, höheren Zielen entgegenzuschreiten. Allein schon der Gedanke, daß alle Errungenschaften unserer Zivilisation, wenn auch nur zeitweise, zu Grunde gehen könnten, macht das Herz erbeben.



Firdusi's Königsbuch

und

Jussuf und Suleika.

1) Racconti epici dei rè di Firdusi, recati per la prima volta dal persiano in versi italiani da Italo Pizzi. Torino, Ermanno Loescher.
2) Uebersetzungsproben aus Firdusi's religiös-romantischem Epos „Jussuf und Suleika" von Baron O. Schlechta-Wssehrd. Wien, Alfred Hölder, 1887.



Unter den großen Männern der Kunst und Wissenschaft sind einige, die, zwar nicht ohne jene Anstrengung, welche zum Vollbringen bedeutender Leistungen erfordert wird, doch begünstigt durch die Verhältnisse und getragen von der begeisterten Teilnahme ihrer Zeitgenossen, mit verhältnismäßig leichter Mühe das Ziel ihres Strebens erreichten. Diesen Lieblingen des Himmels gegenüber aber stehen in überwiegender Zahl Solche, die im Kampfe mit widrigen Schicksalen früh zu Grunde gingen oder, verkannt von dem Stumpfsinn der Mitlebenden, sehen mußten, wie die ihnen gebührenden heiligen Kränze des Ruhmes auf gemeinen Stirnen entweiht wurden. Selbst wenn in ihren letzten Tagen ein flüchtiger Schimmer der Anerkennung auf sie fiel, konnte ihnen dies kaum Trost bieten. Denn bei einem Rückblick auf ihre Vergangenheit mußten sie sich alle jene bitteren Stunden zurückrufen, in welchen die Teilnahmlosigkeit der Mitwelt ihre Kräfte gelähmt und sie fast zur Verzweiflung an ihrer eigenen Begabung getrieben hatte. Auch wenn sie sich aus ihrer trüben Stimmung durch den Gedanken aufzuraffen suchten, daß die Folgezeit sühnen würde, was die Gegenwart an ihnen verbrochen, mußte sie doch wieder banger Zweifel beschleichen, ob dies nicht eine

vergebliche Hoffnung sei. Es ist eine niederschlagende Erwägung, daß der Satz „Tempo è galantuomo“ wohl nicht unbedingt seine Giltigkeit hat. Wenn an Schopenhauer, der so viele Jahrzehnte hindurch seinen hohen Genius verkannt und statt seiner plumpe Marktschreier als Heroen der Philosophie gepriesen sehen mußte, jener Spruch sich verwirklicht hat, so kann man doch noch pessimistischer als unser großer Pessimist der Ueberzeugung sein, daß derselbe sich keineswegs immer bewahrheitet. Ebenso wie falscher Ruhm sich oft Jahrhunderte lang behauptet hat, sind höchst wahrscheinlich viele hohe Leistungen nie gehörig gewürdigt worden und spurlos im Strom der Zeit untergegangen, haben andere, gleich hohe durch die Ungunst der Verhältnisse nie das Tageslicht erblickt.

Unter den Gelehrten und Dichtern, deren Leben sich zu einer langen Leidensgeschichte gestaltete, waren vielleicht noch die glücklichsten die, welche einem schweren, ungeheuren Mißgeschick erlagen, so daß die Welt, bestürzt von der Furchtbarkeit des Falles, erschrocken auf sie blickte und sich ihres Unrechts gegen sie bewußt ward. Fortan schreiten diese Opfer der menschlichen Ungerechtigkeit, mit der doppelten Glorie des Genius und des Märtyrertums gekrönt, durch die Jahrhunderte. So Kepler, der, nachdem er unter Drangsal und Sorgen aller Art die ewigen Gesetze, nach denen die Himmelskörper kreisen, enthüllt hatte, elend und siech, dem Hungertode nahe, zu Regensburg starb; Camoëns, der im fernen Indien, den Tapfersten gleich, für sein Vaterland gekämpft und seinem Volke das größte Schriftwerk geschenkt hatte, das Portugal je hervorgebracht, dann aber, ohne eine Stätte zu haben, wohin er sein Haupt legen

konnte, hilflos die Straßen von Lissabon durchirrte und von den spärlichen Gaben leben mußte, die sein treuer Sklave für ihn erbettelte; Tasso, dessen gramgebrochene Gestalt noch einen düsteren Schatten über Italiens sonnige Fluren breitet, und durch dessen wohllautendste Stanzen wir das Kettengeklirr und das wüste Gelächter der Wahnsinnigen des St. Annenhospitals vernehmen. Durch verdoppelte Liebe und Bewunderung haben an diesen die späteren Geschlechter das zu vergüten gesucht, was die früheren an ihnen verbrochen.

Noch nicht in gleichem Maße, wie an den beiden Letzteren, hat die Welt ihre Schuld an einem andern Dichter gesühnt, der ihnen an Genius unstreitig weit überlegen war, aber wegen des Wehgeschicks, das ihn betroffen, mit ihnen verglichen werden darf.

Im nordöstlichen Iran, unfern der schneegekrönten Gipfel des Paropamisus oder indischen Kaukasus, geboren, nährte er von früh an seinen Geist mit den großen Sagen der Vergangenheit, welche in jenem Hochlande ihre Heimat haben, und faßte, als er zu der Reife gelangte, um sich einer so großen Aufgabe gewachsen zu glauben, den Entschluß, die chaotische Masse der alten Traditionen, die schon unterzugehen drohten, zu ordnen und zu neuem Leben zu erwecken. Es war dies ein Sagenstoff, so reich an gewaltigen Heroengestalten, an erschütternden Katastrophen, an furchtbaren Völkerkriegen, die einen halben Weltteil in ihre Wirbel hineinrissen, an wilden Abenteuern und Bildern idyllischen Glückes, an tragischen Geschicken, die Geschlechter auf Geschlechter in den Untergang ziehen, und an Scenen der Liebe zwischen Heldenjünglingen und

himmlisch schönen Frauen, daß kein anderes Volk sich eines ähnlichen Besitzes rühmen darf. Nur einem Genius ersten Ranges konnte es gelingen, diesen Stoff zu bewältigen; aber Abul Kasim fühlte in seiner Brust eine Stimme, die ihm sagte, er sei der Mann, das große Werk zu vollbringen.

In seinem sechsunddreißigsten Jahre begann er dasselbe zu Tus auf einem kleinen ererbten Grundstück und sang, umrauscht von den Schwingen des Wundervogels Simurg, der von seinem Neste auf dem Berge Alburs aus seit dem ersten dämmernden Morgen der Fabelwelt die Geschicke der Völker und Menschen geschaut, die Geschichte des Sonnenreiches Iran seit den frühesten mythischen Königen, wie sie sich im Sturme der zwischen Iran und Turan wütenden Völkerkriege durch die Jahrtausende wälzt. Schon hatte er einen beträchtlichen Teil seiner großen Aufgabe vollendet — da trieb ihn, nicht Sucht nach Reichtum und Ehre, sondern die Liebe zu seiner Vaterstadt, an den Hof zu Ghasna. Die Stadt Tus ward häufig von Ueberschwemmungen heimgesucht, und Abul Kasim's Trachten war, so viel Geldmittel aufzutreiben, um sie durch einen Kanalbau vor solchem Unglück zu bewahren. Durch den reichen König Mahmud, der zugleich als Gönner der Dichter gepriesen wurde, glaubte er dieses Ziel seiner Wünsche erreichen zu können. Mahmud, von geringer Herkunft und Sohn eines Sklaven, hatte sich durch seinen kühnen Kriegergeist auf den Trümmern des Samanidenreiches zum mächtigsten Herrscher seines Landes aufgeschwungen, und seine Macht dehnte sich bis tief nach Indien hinein, dessen Völker er mit Feuer und Schwert zur Annahme des Islam zwang.

An seinem glänzenden Hofe zu Ghasna umgab er sich mit einem Kreise von Sängern, und als es Abul Kasim gelungen war, bei ihm Eingang zu finden, war er durch die von diesem vorgetragene Sage von Rustem und Isfendiar so eingenommen, daß er ihm den Titel „Firdusi", das heißt der Paradiesische, gab und ihm Verheißungen reichen Lohnes machte, wenn er sein umfangreiches Epos vollendete. Dem schon bejahrten Firdusi wurde ein Gemach im Palaste des Schahs eingeräumt, und er fuhr unermüdet fort, an seinem „Königsbuch" zu arbeiten. Aber bald erregte er den Neid der Höflinge und anderer Dichter, und sie, an ihrer Spitze der Vezir Hassan, wußten ihn bei Mahmud zu verdächtigen, so daß der wankelmütige Fürst ihm oft kaum das Nötigste für seinen Lebensbedarf gewährte. Firdusi ließ mit stoischem Gleichmut Leiden und Demütigungen aller Art über sich ergehen und fand im Umgang mit den alten Helden und Weisen von Iran, sowie im Schaffen an seinem Werke Trost. Endlich, in seinem zweiundsiebenzigsten Lebensjahre, konnte er dasselbe vollendet dem Schah überreichen, und hoffte nun den verheißenen Lohn zu empfangen, damit er den Kanalbau in Tus unternehmen könnte. Aber mit einer kärglichen Summe ward er von dem wortbrüchigen Schah abgefunden, und dies empörte ihn dergestalt, daß sein Unwille sich in heftigen Worten Luft machte. Hierdurch wurde denn Mahmud so gereizt, daß er drohte, den Dichter von den Füßen seiner Elefanten zerstampfen zu lassen. Firdusi mußte vom Hofe entfliehen und verfaßte in seinem Versteck ein Strafgedicht auf den Sultan, das er dann an den Letzteren übersandte. Dieses Gedicht allein ist ein Monument von Firdusi's Genius,

das ihn, wenn er auch nichts weiter hervorgebracht hätte, unsterblich machen müßte. Weder Jesaias, noch Dante haben etwas von größerer Erhabenheit und gleich zermalmender Kraft geschrieben. In vollem Selbstbewußtsein des Großen, das er geleistet, spricht der Dichter im Beginne aus, wie die Paläste der Könige, die Siegesdenkmale der Heere zerfallen, doch wie den gewaltigen Bau, den er erhoben, kein Sturm, keine Macht der Zeit zerstören könne, wie, so lange die Welt bestehe, die Jahre kreisen, jeder Verständige seine Dichtung hochhalten werde, während alles, was Schah Mahmud gewirkt und geschaffen, der Vergessenheit anheimfalle. Wäre — fährt er fort — dieser mächtige Herrscher ein echter Monarch, so würde er seinem Dichter das Haupt mit goldener Krone geschmückt und ihn neben sich auf einen Thron erhöht haben; aber als ein niederer Sklavensohn zittere er, wenn er große Männer nennen höre. „Jedoch, nachdem ich,“ sagt der Dichter weiter, „lange in Armut und Elend geschmachtet, nachdem ich mich dreißig Jahre lang rastlos gemüht, und durch das Werk, das ich geschaffen, die Welt zum Paradiese gemacht, hast Du, der Du Dich Schah Mahmud nennst, Dein Wort treulos gebrochen und mich um den verheißenen Lohn betrogen. So schleudere ich denn auf Dich diese mächtigen Verse, voll von Grimm, damit Du in Zukunft Dichter nicht verachtest. Wisse, diese meine Verse werden ewig währen, bis zum Tage des Weltgerichts, wenn ich mich vor den Thron des höchsten Richters niederwerfe und, mir die Stirn mit Staub bestreuend, bete: ‚O Herr, im Feuer ihn verzehre du, doch mich in ew'gem Licht verkläre du!‘“ Der Sultan geriet, als ihm dieses Strafgedicht gebracht

wurde, in die heftigste Wut und sandte Boten aus, um den Frevler gefangen zu nehmen. Doch Firdusi konnte schon nicht mehr eingeholt werden. Von nun an begann für den greisen Dichter ein unstätes Wanderleben, bei welchem er zuletzt an den Hof des Kalifen Kadir Billah gelangte. Von diesem freundlich bewillkommt, nahm er an den Ufern des Tigris längeren Aufenthalt, und noch einmal loderte das poetische Feuer in ihm empor, indem er, nahezu achtzig Jahre alt, das Gedicht „Jussuf und Suleika“ verfaßte. Doch auf die Dauer sollte ihm auch in Bagdad keine Ruhe werden. Der erzürnte Mahmud forderte vom Kalifen seine Auslieferung. Letzterer verweigerte diese zwar, fühlte sich aber nicht mächtig genug, um den Flüchtling auf die Dauer vor dem gewaltigen Ghasneviden zu schützen, und gab ihm daher den Wink, lieber einen sichereren Zufluchtsort aufzusuchen. So kehrte Firdusi mit gebrochenen Kräften und voll bitterer Enttäuschung in seine Heimatstadt Tus zurück, wo ihn der Tod ereilte. Wie hier, als eben sein Leichenbegängnis gefeiert worden, die Gesandtschaft Sultan Mahmud's anlangte, welcher, zur Erkenntnis seines Unrechts gekommen, dasselbe durch reiche, dem Dichter übersandte Geschenke vergüten wollte, ist bekannt, besonders durch eine Ballade Heinrich Heine's, welche wegen des dem Stoffe so wenig angemessenen skurrilen Tones, in dem sie gehalten ist, nicht eben gerühmt werden kann und besser aus dem „Romanzero“ ausgeschieden würde.

„Jussuf und Suleika,“ das Schwanenlied des großen Dichters, war bisher im Abendlande so gut wie völlig unbekannt. Bis vor kurzem befand sich, wie es scheint, nur ein einziges Manuskript in Europa, während hier

Exemplare des Schahname sehr verbreitet sind. Vor reichlich dreißig Jahren, als ich mich wegen der persischen Manuskripte des East India House in London aufhielt, wurde mir durch die Vermittlung des Herrn Nathaniel Bland ermöglicht, das kostbare Manuskript von „Jussuf und Suleika“ auf längere Zeit zu benützen. Damals ganz erfüllt von Firdusi's Epos, dessen Nachbildung seinen hauptsächlichsten Teilen nach ich nahezu vollendet hatte, war ich ungemein gespannt, auch seine letzte Dichtung kennen zu lernen, und verbrachte manche Nächte, um die krausen Lettern der nicht sehr deutlichen Handschrift zu entziffern. Nicht ohne Mühe und Anstrengung war es mir gelungen, als ich letztere zurückgeben mußte, mich mit dem Inhalt des Werkes bekannt zu machen, das zwar dem ungeheuren Umfang des Schahname gegenüber nur kurz ist, immerhin jedoch beträchtliche Ausdehnung hat. Firdusi hatte sich in früheren Jahren zur Lichtreligion des Zoroaster hingeneigt, welche besonders in den Hochgebirgen und Thälern des Paropamisus noch viele Anhänger zählte, und er wurde deshalb von den strengen Muhammedanern stark angefeindet. Nachdem er sein Königsbuch vollendet hatte und nun auch seine Beschäftigung mit den altiranischen Sagen in den Hintergrund trat, wandte er sich mehr und mehr von der edlen, uralten Glaubenslehre des Ormuzd ab und die Religion des Propheten, in welcher er erzogen war, trat wieder in seiner Seele hervor. So erfaßte er denn in seinen letzten Lebensjahren zu Bagdad die durch die zwölfte Sure des Koran bei allen muhammedanischen Völkern verbreitete Sage von Jussuf und Suleika, um ein erzählendes Gedicht auf dieselbe zu gründen. In der genannten Sure

offenbart sie Allah seinem Propheten als „eine der schönsten Geschichten", und da sie somit einen Teil des göttlichen, durch Tauben aus dem Himmel herabgetragenen Buches bildet, läßt sich von vornherein annehmen, daß ihr der Stempel religiöser Weihe aufgedrückt sei. In der That ist das der Fall, und Firdusi hat diesen religiösen Charakter in seinem Werke beibehalten. Von der biblischen Erzählung finden sich im einzelnen manche Abweichungen; doch im großen und ganzen sind es dieselben Umrisse. Wir begegnen den uns Allen aus der Kindheit bekannten Geschichten, wie Joseph von seinen neidischen Brüdern in den Brunnen geworfen wird, wie ihn ägyptische Kaufleute an den Nil führen, wie er dort das Vertrauen des Königs gewinnt und zur ersten Stelle an dessen Hof emporsteigt, sowie die weiteren Begebenheiten, bis die verräterischen Brüder nach Aegypten kommen und die Wiedererkennung erfolgt. Den Mittelpunkt des Gedichts jedoch bildet die Liebe von Potiphar's Weib Suleika zu Joseph, der hier nicht nur in fast überirdischer Schönheit vor unseren Augen steht, sondern auch nahezu als ein Vorläufer Muhammeds mit dem Glanze des Prophetentums umkleidet ist. Die mannigfachen Schilderungen, in welchen der Dichter die wechselnden Situationen ausmalt, sind zum Teil von brennender Farbenglut, wenn auch sein Pinsel etwas von der Kraft verloren hat, die er in den schönsten Partien des Schahname gezeigt. Hie und da weht in seinen Versen ein mystischer Hauch. Indessen darf man deshalb nicht so weit gehen, die Liebe Suleika's zu Joseph, wie dies im Orient geschehen ist, so aufzufassen, als sei damit die Liebe der Seele zu Gott gemeint.

Während Firdusi in seinem Hauptwerke die schöne Parsisprache zwar nicht ganz, aber doch so ziemlich rein von arabischen Wendungen gehalten, hat er hier, wahrscheinlich infolge seines Aufenthalts in Bagdad, wo er auch mehrere ganz arabische Kassiden verfaßte, Worte dieser Sprache vielfach eingemischt, nicht eben zum Vorteil seines Gedichts. Diese Vermengung der einheimischen Landessprache mit der semitischen nahm in der Folgezeit immer mehr zu, und meines Bedünkens sind die Schriftwerke des späteren Persien dadurch entstellt, daß in ihnen Idiome, so völlig verschiedenen Stammes wie das Deutsche und Französische, mit einander vermischt sind. Es war dies übrigens die natürliche Folge des Umstandes, daß alle Muhammedaner den Koran von Jugend auf auswendig lernen, und zwar den arabischen Text, indem es als ein Sakrilegium gelten würde, wenn man das heilige Buch in eine andere Sprache übersetzte.

In neuerer Zeit sind noch verschiedene andere Manuskripte von „Jussuf und Suleika" nach England gebracht worden, und es ist hoch erfreulich, daß dieses Buch, welches selbst im Orient zu den Seltenheiten zu gehören scheint, nun bald zu London im persischen Originaltext ans Licht treten soll, wofern dies nicht bereits geschehen ist. Aus einem morgenländischen Drucke hat der treffliche Orientalist Baron O. Schlechta-Wssehrd nun eine Reihe von Uebersetzungsproben mitgeteilt, aus welchen auch Nicht-Orientalisten einen Vorgeschmack des Genusses gewinnen können, welcher sie erwartet, wenn das Ganze auf gleiche Weise übertragen sein wird. Baron Schlechta hat bereits früher in seiner Uebersetzung der Bruchstücke

des „Ibn Jemin“, sowie des „Frühlingsgartens“ von Dschami nicht nur seine genaue Kenntnis des Persischen, sondern auch sein vorzügliches Talent, Dichtungen, die in dieser Sprache abgefaßt sind, in deutschen Versen wiederzugeben, bekundet, und in der vorliegenden Arbeit bewährt er dasselbe von neuem auf glänzende Weise. Er hat darin die nämlichen, paarweise gereimten fünffüßigen Verse angewendet, die ich in meinen „Heldensagen des Firdusi“ gebrauchte, und gewiß läßt sich kein Metrum auffinden, welches dem der Urschrift so sehr entspräche. Möge die Lesewelt durch teilnahmvolle Aufnahme der trefflichen Uebersetzung den Verfasser ermutigen, das Ganze auf ähnliche Weise zu verdeutschen. Freilich ist es eine große Aufgabe, ein solches, manche Schwierigkeiten darbietendes Gedicht zum ersten Male zu übertragen; aber wer sie löst, erwirbt sich auch ein wahres Verdienst, was man keineswegs von Denen sagen kann, welche bei uns jahraus jahrein Dante, Shakespeare und Byron von neuem übersetzen, wobei sie mehrenteils nicht im geringsten das Streben zeigen, ihre Vorgänger zu übertreffen, sondern einfach aus zwanzig früheren Uebersetzungen eine neue kompiliren.

Die Beschäftigung mit Firdusi ist in neuerer Zeit nicht so lebhaft gewesen, wie man hätte wünschen können. Nachdem der treffliche Julius Mohl, gerade kurz vor seinem Tode, mit der Ausgabe des „Schahname“ die große Arbeit seines Lebens abgeschlossen, hat Frankreich, dessen Regierung sich auch durch Bestreitung der Kosten des Prachtwerkes ein nicht zu unterschätzendes Verdienst erworben, wohl ein Recht erlangt, eine Zeit lang auf diesem

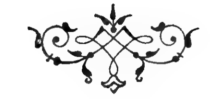
Gebiete zu feiern. Den Engländern, welche durch ihre indischen Besitzungen genötigt sind, die dort so weit verbreitete persische Sprache zu kultiviren, kann man dagegen den Vorwurf machen, daß sie seit lange nichts gethan, um dem „Königsbuche“ bei ihrer Nation größere Verbreitung und lebendigeres Verständnis zu verschaffen. Seit zwei schon vor geraumer Zeit in Kalkutta und in London erschienenen Uebersetzungen der Episode von „Sohrab“ haben sie nichts dergleichen zu Tage gefördert. Desto erfreulicher ist es, daß Italien, welches durch Amari und Lasinio für die arabischen, durch Corresio für die indischen Studien so Treffliches geleistet, sich nun den persischen zugewendet und den Beginn gemacht hat, den großen Dichter von Iran in die Sprache des Ariost und Dante zu übertragen. Herr Italo Pizzi hat zu Turin in einem starken Bande ausgewählte Sagen aus dem „Königsbuche“ in wohlgelungener italienischer Uebersetzung mitgeteilt. Daß er von vornherein darauf verzichtet hat, das ganze Epos zu übertragen, was eine die Kräfte eines Menschen fast übersteigende Aufgabe sein würde, kann sicher nur gebilligt werden. Wenn der Umfang des „Schahname“ auch dem des indischen „Maha-Bharata“ nachsteht, so ist dieser doch noch immer ungeheuer, und es hieße dem heutigen Geschlecht zu viel zumuten, wenn man ihm ansinnen wollte, ein solches Riesenwerk in seiner ganzen Ausdehnung zu lesen. Glücklicherweise zerfällt Firdusi's „Königsbuch“ in einzelne, an Länge sehr verschiedene Teile, die, obgleich durch ein gemeinsames Band zusammengehalten, doch ziemlich selbständig und für sich verständlich sind. Wer das Werk dem Genuß des Abendlandes erschließen will, thut

gewiß am besten, die schönsten Episoden hievon auszuwählen, statt die Lesewelt mit einer übermäßigen Menge davon, worunter sich doch auch einiges Geringere befindet, zu erdrücken. Ob Herr Pizzi die Absicht hat, seinem Bande noch einen zweiten folgen zu lassen, wissen wir nicht; aber in dem ersten fehlen jedenfalls noch mehrere der allervorzüglichsten Sagen, auf denen gerade die Hauptbedeutung des Gedichtes beruht. Es war wohl kein glücklicher Gedanke, einen beträchtlichen Teil des Buches mit den alten Mythen der Iranier anzufüllen. Gerade diese sind uns am fremdartigsten. Was das „Schahname" für den Occidentalen so anziehend macht, sind erst die späteren Partien, weil in ihnen ein dem Abendländischen verwandter Geist weht. Die romanischen Völker können dies zwar nicht so stark empfinden wie die germanischen, deren alte Sagen in so manchen Punkten mit denen von Iran Uebereinstimmung zeigen. Doch Vieles in ihnen muß auch die Italiener so berühren, als ob ihnen Gebilde aus ihrer eigenen Dichtungswelt entgegenträten. Die Erzählung von Sal's Geburt und dessen Erziehung durch die Simurg muß sie gemahnen wie eines der Märchen, die in Italien so uralt und später von Straparola und Basile gesammelt worden sind; bei Isfendiar's sieben Abenteuern bei dem Zuge des Kai Kawus nach Masenderan und den darin vorgeführten Kämpfen mit Drachen und riesigen Ungeheuern, müssen sie an ihre eigenen Gedichte aus dem karolingischen Sagenkreise denken. In der Episode von Rustem und Sohrab hat Herr Pizzi die bekannteste und gewiß eine der schönsten Sagen des „Schahname" mitgeteilt. Allein nun fehlt noch eine ganze Reihe von anderen,

welche dieser im mindesten nicht nachstehen: so die vom Untergange des Sijawusch, von Kai Chosru's Heimkehr und erster Kriegsfahrt und von seinem Verschwinden, sowie endlich diejenige von Rustem und Isfendiar, wohl die herrlichste der ganzen Dichtung. Hoffentlich wird die Teilnahme des italienischen Publikums Herrn Pizzi auffordern, auch diese Episoden den von ihm schon mitgeteilten folgen zu lassen. Seine Uebersetzung ist in fünffüßigen reimlosen Jamben, wie es schwer anders sein konnte, da paarweise gereimte Fünffüßler, wie sie den Vers des persischen Heldengedichtes bilden, in der italienischen Poesie kaum vorkommen und wohl für den Genius dieser Sprache nicht passen müssen, wogegen sie sich im Englischen wie im Deutschen für das Epos besonders eignen. Während man aber bei uns das Metrum, das in der dramatischen Poesie allgemein angewandt wird, beim Epos für nicht ganz geeignet halten und, wenn man den Reim verschmäht, eher die serbischen Trochäen anwenden würde, ist der verso sciolto von den Italienern von altersher für das Heldengedicht vielfach gebraucht worden; in ihm schrieb schon Tressino im fünfzehnten Jahrhundert sein „Von den Gothen befreites Italien", und in ihm hat auch Pindemonte seine Uebersetzung des Homer abgefaßt.

Noch ist, wir wollen es bekennen, Firdusi in Europa nicht so in das Volk gedrungen, wie man es wünschen möchte. Dennoch würde der Sänger von Tus eine Freude empfinden, wenn er in seinem Grabe am Fuße des indischen Kaukasus, in das er sich voll Gram über den Undank seines Herrschers und Volkes gebettet, Zeuge sein könnte, wie sich nach neun Jahrhunderten sein Ruhm über

den halben Erdkreis verbreitet hat. Sein „Königsbuch", das bei seinen Lebzeiten von den Dichterlingen am Hofe von Ghasna verkleinert wurde, lebt nun in Persien und bis tief nach Indien hinein auf Aller Lippen. Es ist am Ganges wie an der Seine und am Rhein gedruckt worden, und Dichter des fernen Westens haben es in Sprachen übertragen, die, als es geschrieben wurde, noch kaum geboren waren.





Der Genfer See.

Aus meinem Reise-Tagebuch.



Seit etwa einem Jahrhundert ist der Genfersee einer der Punkte Europas, welche die Reisenden aller Länder vorzugsweise an sich ziehen. Mögen die Seen von Brienz und Thun durch ihre Lage inmitten der Riesenberge des Berner Oberlandes, mag der Vierwaldstättersee durch die Wildheit seiner Felsenufer ihm den Vorzug abgewinnen, in der Vereinigung der verschiedensten Naturschönheiten übertrifft der Leman sie alle, vorzugsweise an seinem östlichen Ende, das sich von Vevey bis Chillon erstreckt. Den schneegekrönten Gipfeln der savoyischen Alpen gegenüber liegt ein sich an herrlich geschwungenen Hügeln hinziehendes Gestade, das die wonnigsten Aussichten auf die blaue Flut und die sich in ihr spiegelnde Gebirgswelt darbietet. Durch die Schluchten der gewaltigen, von Gletschern starrenden Felsenmassen, welche die Schweiz von dem gelobten Lande Italien trennen, sendet der Süden warme Hauche hieher, und oft glaubt man, selbst an Wintertagen, am tiefblauen Himmel die Sonne Siciliens leuchten zu sehen. So gedeiht an den Geländen von Montreux ein Pflanzenwuchs, wie ihn der Norden nicht kennt. Der von dort gekommene Wanderer sieht hier zum ersten Mal die schlanken Säulen der Cypressen aufsteigen

und die rote Flamme der Granatblüte aus dem Laub hervorleuchten. Aber ein kurzer Gang führt ihn wieder in waldige, vom Brausen der Gebirgsbäche durchhallte Thäler, in denen ihn die ganze Erhabenheit der Alpennatur umfängt.

Um den Genfersee zu einem der bevorzugtesten Plätze der Erde zu machen, gesellen sich an seinen Ufern den unvergänglichen Schönheiten der Natur historische Erinnerungen, die den Geist auf die mannigfaltigste Weise anregen. Allerdings ist nicht jede dieser Erinnerungen von erfreulicher Art. Noch ragen an verschiedenen Uferstellen des Sees düstere alte Gemäuer, welche daran mahnen, daß der Mensch auch diese herrlich blühende Gegend in einen Ort des Jammers verwandelt hat, und selbst wo kein Stein mehr Zeugnis von den ehemals begangenen Unthaten ablegt, wissen wir von jetzt lachenden Oertlichkeiten, daß sie einst Schauplätze grausiger Schrecknisse gewesen sind. Dies ist besonders der Fall, wenn man den nun in die Stadt hineingezogenen Hügel besucht, auf welchem Michael Servet lebendig verbrannt worden ist. Wie die katholischen Herzoge von Savoyen gegen die Protestanten wüteten, so machten sich auch die Letzteren gegen anders Denkende einer grausamen Unduldsamkeit schuldig. Und doch hätten sich die Reformatoren sagen müssen, daß Papst und Kirche das vollständig gleiche Recht besäßen, sie zu verfolgen und zu verbrennen, wie sie selbst sich ein solches gegen Diejenigen zuschrieben, welche abweichende Glaubensmeinungen hegten. Ich verkenne nicht die Verdienste dieser Männer; aber ihr Werk war doch gleich im Beginne dadurch von zweifelhaftem Werte, daß sie nicht sowohl die Lehre Christi als

diejenige des Paulus auf ihre Fahnen schrieben. Hieran krankten schon die Sekten des Mittelalters, die Waldenser und Albigenser; wir zollen ihnen als Unterdrückten und Verfolgten unsere Teilnahme, die letztere ist aber eine sehr bedingte; denn wir können uns nicht verhehlen, daß, wären sie zur Macht gelangt und hätten sie eine herrschende Kirche gründen können, sie vermutlich auch ihrerseits gegen Heterodoxe gewütet haben würden. Denn aus dem Geiste des mit Unrecht Apostel genannten Saulus sind alle Ketzerverfolgungen bei den Christen hervorgegangen, und aus ihm heraus, in Verleugnung Jesu, handelte Calvin, als er den Spanier Servet wegen einiger von diesem ausgesprochenen Ansichten über das Dreieinigkeitsdogma hinrichten ließ. Das Benehmen des fanatischen und hartherzigen Genfer Reformators bei diesem Prozesse, wie er den Unglücklichen unter Mißbrauch persönlichen in ihn gesetzten Vertrauens dem Feuertod überlieferte, war so abscheulich, daß derselbe sich dadurch für immer ein Brandmal auf die Stirne gedrückt hat.

Doch mögen diese Erinnerungen an eine düstere Vergangenheit in den klaren Wellen des Sees versinken, über denen, wie über den Uferhügeln, ein reiner, goldiger Herbsthimmel ruht. Alle Rebenpflanzungen erschallen von fröhlichen Gesängen der Winzer, da eben Weinlese gehalten wird, und Raketen leuchten durch die Nachtluft empor, die so transparent ist, daß man die Schneehäupter der Walliser und Savoyischen Alpen deutlich erblickt. Auch in diesem Jahre zeigt sich die Schweiz als der große Gasthof Europas; und noch jetzt wimmelt sie von Fremden aller Nationen, die sich zum Teil rüsten, hier zu überwintern. Die Zeit der Bergbesteigungen ist zwar jetzt zu Ende; allein ich höre

noch viel von solchen erzählen; bald wird kein Gipfel der Alpen mehr übrig sein, der nicht erklommen worden wäre. Voran bei ähnlichen bisweilen waghalsigen Expeditionen stehen die Engländer; der höchste Berg Europas, der Montblanc, der noch vor einigen Jahrzehnten kaum Jemand zu dem Versuche lockte, wird nun alljährlich häufiger erstiegen, sogar von Frauen. Ich hörte von einer englischen Dame, die, oben angelangt, sich von ihren Führern noch in die Höhe heben ließ, um sagen zu können, daß sie in diesem Augenblick den höchsten Standpunkt in Europa einnehme. Eine andere hatte sich bei dem Unternehmen so angestrengt, daß sie in Genf gefährlich krank darniederlag. Das sehr steile Matterhorn bei Zermatt, auf welchem vor einigen Jahren mehrere Wanderer in entsetzlicher Weise verunglückten, wird jetzt gleichfalls häufig erklettert. Für junge, abenteuerlustige Männer sind solche Wagnisse gegenwärtig ungefähr das, was die Kriegsfahrten in ferne Länder für die jungen Ritter früherer Zeiten waren, als sie unter den Fahnen der castilischen Könige gegen die Mauren, unter denen der Venetianer gegen die Byzantiner oder Türken fochten. Und man kann diesen Drang, wenn er zugleich von Liebe für große Naturanschauungen eingegeben ist, nicht mißbilligen; nur sollte er sich in vernünftigen Grenzen halten. Lebensgefährliche Partien über Eisfelder, wo jeder Schritt den Sturz in bodenlose Tiefe droht, dürften nur zum Frommen der Wissenschaft vollführt werden. Wenn Solche, die keine scientifischen Zwecke verfolgen, dennoch dergleichen unternehmen, so liegt die Vermutung nahe, daß sie dies nur thun, um sich nachher der überwundenen Schwierigkeit rühmen zu können. Denn die

Aussicht ist bekanntlich auf ganz hohen Gipfeln weit weniger schön, als auf denen von geringerer Erhebung. Den Eindruck großartiger Gebirgsnatur kann man sich schon auf dem Riffelhaus bei Zermatt und auf dem Eismeer im Chamounithal verschaffen; man braucht deshalb nicht über die Wolken emporzusteigen. Mag man nun aber kräftigen Männern solche eigentlich sinnlose Kletterwut immerhin zu gute halten, so ist sie doch bei dem schönen Geschlecht eine widrige Erscheinung, und ich perhorreszire sie ebenso wie die Teilnahme von Damen an Hetzjagden.

Zu den verschiedenartigen Reizen des Genfersees kommt noch ein anderer höherer, mit dem ihn bevorzugte Geister von Männern und Frauen umkleidet haben, die an seinen Ufern Zuflucht gefunden, oder in seinen bald anmutigen, bald gewaltigen Umgebungen Erhebung aus dem Staub des Alltaglebens gesucht haben. Nicht bloß die Erinnerung an sie — nein, ihre Schatten und die Gebilde ihrer Phantasie, unsterblich wie sie selbst — leben hier fort und breiten einen Schein wie aus der Welt der Unsterblichen über die Wellen und Ufer des Sees.

Es ist auffallend, wie lange Zeit vergehen mußte, bis der Sinn der Menschen sich für die Naturschönheiten der Schweiz erschloß. Freilich finden sich bei Dichtern aller Zeiten und Völker einzelne Stellen, die darthun, daß sie für die Reize der Landschaft empfänglich waren; und Jedem sind die Schilderungen der Gärten des Alkinoos in der Odyssee und des nachtigalldurchschmetterten Haines von Kolonos im Oedipus bekannt. Aber fast alle diese Stellen beziehen sich auf freundliche und liebliche Naturscenen. Die indischen Dichter sind wohl die ältesten, welche auch das

Großartige und Wilde geschildert haben, und es kommen in ihren Epen Darstellungen der Schrecken des Urwaldes, wie der donnernden Wasserstürze des Ganges von unvergleichlicher Erhabenheit vor. Die Bewohner des Abendlandes dagegen scheinen in der gewaltigen Natur der Alpenwelt viele Jahrhunderte hindurch nur das Finstere und Furchtbare gesehen zu haben. Da die Schweiz und auch Tirol seit früher Zeit von Pilgern nach dem gelobten Lande, sowie von Wanderern, die aus dem Norden nach Italien zogen, vielfach durchreist wurden, so geschieht in alten Reisebeschreibungen dieser Gegenden und der Uebersteigung des Sankt Bernhard, Sankt Gotthard oder des Brenners manchmal Erwähnung. Allein wie viele solche Itinerarien ich auch durchgesehen, ich habe nur Aeußerungen des Schauders vor der fürchterlichen Wildheit des Gebirgs und den Gefahren, welche darin die Reisenden bedrohen, gefunden. Einigermaßen eine Ausnahme hiervon macht eine Epistel des spanischen Hauptmanns Virues, eines Kriegers des sechzehnten Jahrhunderts, der in der Schlacht von Lepanto mitgefochten hatte. Er führte eine Compagnie Soldaten von Mailand nach Flandern über den Sankt Gotthard. Dieser scheint neben dem Schrecklichen doch auch die Großartigkeit der Gegend an der Teufelsbrücke empfunden zu haben. Der Kuriosität halber will ich hier seine ganze Schilderung einschalten.

Von Bellinzona aus, der edlen Stadt,
Zu Mailand einst gehörig, stiegen wir
Links vom berühmten Strom Tessin empor,
Der brausend seine Flut rollt, angeschwollen
Von den Gewässern, die zu beiden Seiten
Der Berge Gipfel zu ihm niedersenden —

Ein göttlich schöner Anblick! Durch das Thal
Wälzt sich der breite Strom hin, und ringsum
Erhebt sich das Gebirg, das kaum die Erde
Und kaum die Felsensteine sehen läßt:
Mit dichtem Pflanzenwuchs ist's überdeckt.
Von seiner Höhe stürzen rechts und links
Fast senkrecht Bäche sich herab; so viele
Sind ihrer und so große, so erstaunlich
Sie alle — wie in den verschied'nen Windungen
Und Fällen, klangreich bald verschwindend, bald
Aufs neu' vorbrechend, durch die Schluchten hin
Sie rollen, daß kein Pinsel, keine Feder
Sie schildern kann. Doch welche Hand wohl wäre,
Und welche Kunst, und welches Geistes Kraft
So kühn auch, daß sie Dessen sich vermäße? —
Den Schöpfer ewig preisen, dem Erhab'nen
Anbetung weih'n für seine Wunderwerke,
Als Gott und Vater lieben ihn und fürchten:
Das kann und muß, wer weise ist. Und wenn
Er seine hohen Werke, sei's zu malen,
Sei's zu beschreiben wagt, so thu' er's nur
Mit diesem heil'gen Zwecke!
Jenes Thal,
Das schöne, wohlbebaute, bis Poleggio
Und Feit *) steigt man empor und wird gewahr
Des Steigens nicht. Allein unmöglich ist's
Zu schildern, was man fühlt, sobald der Pfad
Inmitten des Gebirges sich von Feit
Bis Dazio erhebt. Man schaut den Weg,
Den Menschenhände durch die Felsen brachen:
Zehn Brücken sind auf ihm gespannt; dort stürzt
Der gleiche Strom hindurch — doch nein! er scheint
Kein Strom zu sein; denn Berge sind's von Wasser,
Die, zwischen dem Gebirg sich niederwälzend,
In Schaum sich, weißer als der Schnee, verwandeln:
Kristalle oder Diamanten, die
Zu Staub zerrieben scheinen. Fliegend heben

*) Faido.

Die Flocken sich so hoch und breiten sich
So weithin aus, daß auf den höchsten Gipfeln
Ringsum die Bäume und die Pflanzen er
Besprengt, die Luft mit seinem Naß durchfeuchtet;
Mit solcher Hast und Eile stürzt er sich
Hinab, mit solcher Wut, daß der Gedanke
Es nicht ermessen kann. Nicht größer mag
Das Tosen sein, so glaub' ich, das des Nils
Anwohnern das Gehör betäubt, da wo
Hervor er strömt aus unbekannten Quellen.

Nur davon, daß wir dieses Weges schritten
Mit emſ'gen Füßen, taub fast wurden wir
Für lange Zeit. Am Fuß des Berges gab
Herberge uns Airolo (jenes Berges,
Darüber hin der Paß der Alpen führt
In dieser Gegend); der Sankt Gotthard wird er
Genannt. Von seinem Gipfel, der zum Himmel,
Zum Mond anstrebt, und wo in einem See
Der Strom, an welchem aufwärts wir geklommen,
Wie jener andere geboren wird,
Den Reuß man nennt, hinunter zogen wir
Durch Ursern und durch Wasen nach dem See
Luzerns, dem unermess'nen, der bei Altorf
Den Anfang nimmt. Durch jene fürchterliche
Und wilde Schlucht, die „Höllenthal" man heißt,
Ging unser Weg, von wo — wie der Tessin
Zur andern Seite — grausenhaft und schreckbar
Die Reuß im Falle tost und ihre Bahn
Hindurch sich unter neunzehn Brücken bricht:
Ein Schauspiel, wundervoll und grau'nerregend!
Doch dies Entsetzen, dieser Höllenschauder
Führt unsern Geist zu sinnender Betrachtung
Der hohen Schöpfungen des ewigen
Werkmeisters, die Genuß der Seele beut.
Wenn du zum Himmel das Gesicht erhebst,
So dünkt dich, auf das Haupt hernieder werde
Der Berg dir stürzen, dessen hohen Gipfel
Dein Auge kaum erreicht. Wenn nach dem Strom

Du dann hinunterschaust, der wie ein Blitz
Die Blicke dir von dannen reißt, so glaubst du,
Verschlingen wolle dich der Höllenabgrund.
Wenn du den steilen, engen, stein'gen Pfad,
Der in den Fels gehauen ist, betrachtest,
Scheint es unmöglich dir, daß weiter du
Auf ihm gelangest, ohne in die Tiefe
Zu sinken. Und ich kann's beteuern, daß
Zweimal ich auf dem Punkt war, in den Abgrund
Zu taumeln, weil mein Roß erschreckt sich bäumte.
Noch heute scheut das Pferd sich vor der Stelle.
So stellt sogar im Sommer, wo am eh'sten
Er gangbar ist, sich dieser unwegsame
Gebirgspaß dar. Wie er im Winter ist,
Um das zu schildern, müßte man erzählen,
Wie viele Leute todt hinabgestürzt,
In Frost erstarrt den Untergang dort finden.
Und andre Berge noch, gewaltiger,
Erheben über diese Berge sich,
Aus Schnee geformt, von denen die Lawinen
Hernieder donnern und in ihrem Falle
Lebendig tausend Reisende begraben.*)

Seit etwa der Mitte des vorigen Jahrhunderts regte sich ein lebhafterer Sinn für die Schönheiten der Natur nicht nur in ihrer Anmut, sondern auch in ihrer gigantischen Größe und den düsteren Schauern ihrer weltentrückten Einsamkeit. Und seitdem ist die Schweiz von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr ein Wallfahrtsort für Diejenigen geworden, die sich an großen Anschauungen der Außenwelt erheben wollen. Jedoch auch diese Feier der Wunder des Schweizer Landes begann nicht sogleich mit dem Preise seiner brausenden Katarakte, seiner himmelnahen Gletscher. Es

*) Christoval de Virues. Obras trágicas y líricas. 1609. Madrid. 8°. Fol. 269.

war jene Gegend, wo die überwältigende Majestät der Natur durch mildbestrickende Reize gedämpft wird, welche zunächst die Augen auf sich zog; und hier tritt uns Jean Jacques Rousseau als Pförtner des Einganges in den Tempel entgegen, in welchem seitdem so Viele ihren Kultus geübt haben. Rousseau's Heloise ist ein Buch, dem an gewaltiger Wirkung auf seine Zeit nur wenige andere gleichgekommen sind. Schien es doch, als seien Empfindungen, die in tausend Seelen geschlummert, zum ersten Male durch dasselbe ausgesprochen worden! Dieses wundervolle Werk ist seitdem weit am Horizont der Literatur zurückgesunken. Aber wenn irgend ein Roman Anspruch auf Unsterblichkeit hat, so kommt ihm ein solcher zu. Denn ein großer Mann hat in dasselbe seine ganze Seele ausgeströmt. Es ist, als hätte er die Gefühle, die sich während eines vollen Menschenlebens in ihm gesammelt, zurückgedrängt, um sie in seine Heloise zu gießen, und er hat das mit einer Kraft und Fülle, einer hinreißenden Gewalt gethan, der kein Herz widerstehen kann. Ich vermag mir keine Zeit zu denken, in welcher die Briefe Saint Preux' nicht rühren und erschüttern sollten. Der Grund, weshalb die Neue Heloise jetzt nur noch wenige Leser findet, ist wohl in deren übermäßiger Länge zu suchen. Bei der hochgehenden Flut neuer und immer neuer literarischen Erscheinungen hat die heutige Lesewelt keine Zeit für Werke von so kolossalen Dimensionen. Wenn auch die meisten Romane der Gegenwart an zu großer Länge leiden, so entschließt man sich doch eher zu ihrer Lektüre, weil ihre Anziehungskraft besonders in einer Menge von Begebenheiten besteht und man nur die Blätter überfliegt, um den

Faden der Ereignisse zu verfolgen. Die Neue Heloise dagegen hat kein solches, die Neugier spannendes Interesse. Man ist bei ihr ganz auf Schilderungen des Seelenlebens und auf Ergüsse der Herzensempfindungen angewiesen, und diese vermag wenigstens ein heutiger Leser nicht anders in sich aufzunehmen, als nach beträchtlichen Pausen zwischen dem einen Kapitel und dem andern. Durch stärkere Konzentration ist Goethe's Werther, der unstreitig unter dem Einfluß von Rousseau's Buch entstand, in großem Vorteil gegen das letztere. Aber in der die tiefsten Tiefen der Seele zerwühlenden Leidenschaft steht ihm die Heloise nicht nach. Und wenn ein Teil des ungeheuren Eindrucks, welchen Werther noch immer über die Gemüter ausübt, von der Macht des darin hervorbrechenden Naturgefühls abhängt, so streitet das französische Werk hierin mit ihm um den Preis. Um Rousseau's Verdienst zu ermessen, darf man nicht außer acht lassen, daß Goethe's Erstlingsdichtung, die auch trotz alles Großen, was er nachher geschaffen, stets eines seiner vorzüglichsten Werke geblieben ist, ohne die Heloise sicher nicht entstanden sein würde. Die Wirkung dieses Romans bei seinem Erscheinen war in ganz Europa eine überwältigende. Wenn man ihn am Genfersee liest, wohin die Scene verlegt ist und wo er zum Teil geschrieben wurde, so empfindet man noch die ganze Frische des Eindrucks, den er auf seine Zeit machte. Und fürwahr, dessen Herz müßte zu Stein erstarrt sein, der von manchen Stellen nicht zu Thränen gerührt würde! Das liebliche Dorf Clarens ist durch die Erinnerung an St. Preux und Julie für immer zu einer geweihten Stätte geworden, und wenn die gegenüberliegenden Spitzen der Felsen von Meillerie

in den Strahlen der untergehenden Sonne aufleuchten, so scheint dieser überirdische Glanz mehr von Rousseau's Dichtung als von der Natur an ihnen angezündet zu sein. — Schiller, der ebenso wie Goethe in seiner Jugend mächtig von dem Geist des großen Genfers beherrscht wurde, hat demselben in den herrlichen, später mit Unrecht stark abgekürzten Zeilen auf dessen Grab ein würdiges Monument gesetzt. Und in unserer Zeit hat die Vaterstadt des unvergleichlichen Mannes die an ihrem Sohn verübte Schuld durch ein ihm errichtetes Denkmal zu sühnen gesucht. Ganz freilich kann es den Enkeln nie gelingen, das, was ihre Ahnen an ausgezeichneten Männern verbrochen, zu vergüten. Aber es bleibt immer rühmenswert, wenn sie dieses versuchen, damit das Brandmal, das die frühere Generation auf ihre Stirn gedrückt, nicht als Erbteil der Schmach auf die folgenden Geschlechter übergehe. — Auch die sonstigen Werke Rousseau's werden als Zeugnisse seines seltenen Geistes nicht untergehen. Wie chimärisch und unstichhaltig auch viele seiner Ideen sind, durch die aus der tiefsten Ueberzeugung quellende Wärme, mit welcher er sie ausspricht, machen sie noch heute, nachdem sie längst widerlegt sind, eine solche Wirkung, daß man wohl begreift, wie gewaltig ihr Eindruck auf seine Zeitgenossen sein mußte. Nur aus dieser Rousseau eigenen Beredsamkeit des Herzens erklärt es sich, wie die Gedanken eines so unpraktischen Schwärmers doch einen solchen Einfluß auf die große Staatsumwälzung erlangen konnten, welche bald nach seinem Tode in Frankreich begann. Von seinem Vorschlage, zum Naturzustande zurückzukehren, kann man jetzt kaum noch ernsthaft reden; er war nur möglich bei ganz traumhaften Vorstellungen

von einem solchen primitiven Zustande. Nachdem wir eine Ahnung gewonnen haben von der Beschaffenheit der Erde wie des Menschengeschlechts zur Pfahlbauten- und gar zur Steinzeit, wird schwerlich einer von uns geneigt sein, von einer Rückkehr zu einer derartigen Periode der Menschenopfer und des Kannibalismus Heil für die Menschheit zu erwarten. Rousseau's Ideen von einer Reform des religiösen Lebens waren ebenso phantastisch. Seine in dem „Glaubensbekenntnis eines savoyischen Pfarrers" niedergelegte Ueberzeugung ist im Grunde diejenige der Deisten und hätte, wenn sie zur Grundlage einer neuen Kirche gemacht worden wäre, für Frankreich ebenso bedeutungsvoll werden können, wie die Reformation es für Deutschland gewesen ist. Allein nun verfiel Rousseau auf den abenteuerlichen und thörichten Gedanken: sein Rationalismus solle nur eine Geheimlehre sein, bei welcher alle Religionen der Welt auch in ihrem äußeren Kultus fortbeständen, deren Priester und Bekenner sich jedoch der Falschheit dieser Glaubenslehren bewußt wären und innerlich dem Deismus anhingen. Der katholische Klerus sollte fortfahren, Messe zu lesen und die Sakramente zu spenden, die muhammedanischen Imame sollten Allah's und seines Propheten Ruf verkündigen, dabei jedoch im Herzen über Religion etwa so denken, wie Hume oder Voltaire. Allein auch wo Rousseau so offenbar geirrt hat, wie in den erwähnten Fällen, sind seine Schriften dennoch von unschätzbarem Werte durch den hohen Geist der Humanität, der in ihnen waltet und durch den er nach Schiller's Ausdruck „aus Christen Menschen warb". Wenn man die Bedeutung eines Schriftstellers nach der Wirkung abmessen wollte, die er auf seine Zeit und noch nach seinem Tode

ausgeübt hat, so würde ihm kaum irgend ein anderer gleichkommen. Denn die französische Revolution und der gewaltige Wendepunkt in der Weltgeschichte, der von ihr an datirt, sind zum überwiegenden Teil dem großen Sohne Genfs zuzuschreiben. Natürlich konnte kein Einzelner der Anlaß von etwas so Außerordentlichem sein. Zieht man indessen ab, was die Macht der Thatsachen mit sich brachte, was die Encyklopädisten, die den bestehenden politischen und religiösen Einrichtungen direkt zu Leibe gingen, und was die Spötter vom Schlage Voltaire's ausrichteten, so steht doch Rousseau's Urheberschaft noch immer in vorderster Reihe. Der tiefe Ernst in seinen Werken, die überwältigende Eloquenz, mit der er seinen Ueberzeugungen Ausdruck gegeben, und das Märtyrertum, das er für diese erduldet hat, haben mehr zum Sturze weltlicher und geistlicher Tyrannei beigetragen, als alle Beweisgründe für deren Verderblichkeit und alles über dieselbe ergossene Hohngelächter. Hiefür hat er eine Bürgerkrone verdient und sich ein Anrecht auf einen Ehrenplatz im Pantheon der Nachwelt bis zu den spätesten Zeiten erworben. Die französische Revolution war ein Gewitter, das mit Sturm und Donner nicht nur über Frankreich, sondern über halb Europa hinzog und viele Verwüstung allum verbreitete, so daß die Säulen der alten Gesellschaft wankten und ihr Dach zusammenstürzte. Aber als das Unwetter verrollt war, strahlte der Himmel klarer, gereinigt von den giftigen Dünsten, die seit Jahrhunderten über der Erde gelagert. An den Greueln nun, welche, großenteils unvermeidlich, die gewaltige Staatsumwälzung begleiteten, kann sicher Jean Jacques keine Schuld beigemessen werden; an deren segensreichen

Wirkungen jedoch hat er mehr Anteil als irgend ein Anderer. Die edelsten Geister, die der Fahne der Freiheit folgten und dann der Schreckensherrschaft zum Opfer fielen, waren seine Schüler, und nicht an ihnen lag es, daß Ströme von Blut so lange das Aufkeimen der schönen Saat hinderten. Sollte jedoch heute noch Jemand die Revolution wegen der Frevel, die in ihrem Gefolge waren, überhaupt verdammen und wünschen, sie hätte nie stattgefunden, so darf man ihm wohl vorrücken, daß er bei näherer Kenntnis der Geschichte seine Ansicht ändern würde. Die Schrecknisse der Staatsumwälzung von 1789, wie entsetzlich sie auch bei isolirter Betrachtung erscheinen mögen, sind doch verschwindend klein gegen diejenigen, welche die geistliche und weltliche Despotie, die vor ihrem Ausbruch auf allen Ländern Europas lastete, mit sich brachte. Viele von diesen sind in der Erinnerung der heutigen Generation schon erloschen. Daher ist es gut, daß sie nicht in Schriften der Vergangenheit begraben ruhen, sondern daß überall noch Monumente von Stein vorhanden sind, die sie im Gedächtnis lebendig erhalten. Ein solches ist hier am Genfersee die kleine Veste Chillon, durch ihre Bauart und Lage eine fesselnde Erscheinung und vielfach vom Pinsel der Maler wiedergegeben, indes für den, der in ihre düsteren unterseeischen Kerker hinabdringt, ein grauenerregendes Bauwerk. Schon in Chroniken aus der Zeit der Karolinger wird ein solches in den Leman hineinragendes, zur Verschließung von Gefangenen benütztes Kastell erwähnt. Seitdem scheint es diesem entsetzlichen Zwecke gedient zu haben. Und wer seine finsteren, ehemals unstreitig noch viel fürchterlicheren Verließe gesehen hat, wer zugleich die entsetzliche

Beschaffenheit der früheren Rechtspflege kennt, dessen Haar wird sich vor Grausen emporsträuben, wenn er an die Summe des Elends denkt, welche diese Mauern im Laufe von vielen Jahrhunderten umschlossen haben müssen. Zahllose Opfer empörender Willkürherrschaft haben unstreitig fern von Licht und Luft in Chillon unsägliche Leiden erduldet, ohne daß irgend eine Kunde über sie auf die Nachwelt gekommen wäre. Nur Einer, den die savoyischen Herzoge dort als Märtyrer seines Glaubens schmachten ließen, ist neuerdings allgemein bekannt geworden. Nun vergegenwärtige man sich, daß nicht nur Frankreich, sondern alle Länder Europas von einem Ende bis zum andern und bis in die kleinsten Städte hinein mit dergleichen Kerkern erfüllt waren, die nie leer von Unglücklichen wurden und in welche Jeder nicht bloß durch die Laune eines Fürsten, sondern auch durch die Mißgunst des nächsten besten Gegners, welchem die feile Justiz vielleicht dazu die Hand bot, geworfen werden konnte. Man denke sich die unterirdischen Marterkammern, aus denen das Geschrei der von schrecklichen Instrumenten Gefolterten nie an das Ohr von Menschen drang, und man wird wie von einem Alp befreit aufatmen, wenn man vom Sturz der Bastille liest, der das Signal zur Zertrümmerung von tausenden ähnlicher Zwinger gab. Und das war nur Eine der Wohlthaten der Revolution! Nie dürfen wir ihr vergessen, daß sie mindestens zwei Dritteilen von Frankreichs Bewohnern, die unter unerträglichem Frondienst ächzten, erst zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen, und daß ein befreiender Geist von dort auch in die anderen Länder hinübergeweht hat. Der Königsmord, die Noyaden von Lyon

und die Guillotinirungen unter Marat's und Robespierre's Regiment sind gewiß verabscheuungswert; allein sie füllen nur etwa so viele Monate, wie die fürchterlichen Zustände, welche durch die Revolution beseitigt wurden, Jahrhunderte gedauert hatten. Allerdings können ruchlose Thaten dadurch nicht in ein milderes Licht gerückt werden, daß andere, noch ärgere verübt worden sind; indes muß man doch die Summe der Uebel, welche durch die einen über die Welt gebracht wurde, mit derjenigen messen, die von den anderen ausging. Und hier ist es gewiß, daß die Eine Bartholomäusnacht mehr Opfer gewürgt hat als die Schreckenszeit, und daß, als die von letzterer vergossenen Blutströme verronnen waren, über sie hinweg der Geist der Humanität seinen Einzug in die Welt gehalten hat. Noch bleibt den kommenden Geschlechtern viel zu thun, um die sozialen und politischen Verhältnisse zu bessern; aber der erste entscheidende Schritt dazu ist durch die französische Staatsumwälzung geschehen, und so sei sie auf ewig gesegnet!

Es ist ein denkwürdiger Umstand, daß auch Derjenige, welcher neben Rousseau den größten Anteil an der Hervorrufung dieses folgenreichen Wendepunktes der neueren Geschichte hatte, sich jahrelang in der Nähe des Genfersees aufhielt. Ferney, das Schloß, welches Voltaire verschiedentlich, besonders während seiner letzten Lebensjahre bewohnte, hat eine wenig reizvolle Lage. Der geniale Mann teilte nicht Rousseau's Schwärmerei für Naturschönheiten, sonst würde er wohl einen andern Punkt in den herrlichen Umgebungen von Genf gewählt haben. Von Schwärmerei war überhaupt nichts in ihm; der Verstand war die vorherrschende Eigenschaft seines Geistes. Man kann sich ihn

nicht wie andere Denker oder Dichter mit begeisterungstrunkenen, zum Himmel gerichteten Blicken vorstellen; vielmehr steht er immer vor uns mit lächelndem, von spöttischer Miene umspieltem Munde. Dennoch fehlte es ihm durchaus nicht an Feuer und mutiger Entschlossenheit zur Verfolgung eines als recht erkannten Zieles. Manche Schriftsteller aus der Restaurationszeit haben es sich zum Geschäft gemacht, allerhand Züge von Falschheit, kleinlicher Eitelkeit oder Gewinnsucht aus seinem Leben zu sammeln, um ihn dadurch herabzusetzen. Aber wer so tapfer wie er für Freiheit, Toleranz und alle höchsten Güter der Menschheit gestritten hat, dessen Bild sollte nur in seinen großen Zügen der Nachwelt aufbewahrt werden. Vor der einzigen, mit opferwilliger Anstrengung durchgeführten Bemühung Voltaire's in der Angelegenheit des Jean Calas — und er vollbrachte mehrere gleich edle Thaten — werden alle gegen seinen Charakter erhobenen Anklagen zu schanden. Frei von Schwächen ist kein Mensch; allein wer nur Eine wahrhaft große Handlung vollbracht hat, dem dürfen die niedrigen, die er begangen, nicht angerechnet werden. In einzelnen Momenten seiner fast ein ganzes Jahrhundert ausfüllenden Thätigkeit steht Voltaire wahrhaft als Held da, dann erhebt er sich auch zu einer Art von Pathos. Indes mehrenteils ist er ein lachender Heros, dessen Waffen hauptsächlich Spott und Hohn sind, und die Welt ist ihm zum Danke verpflichtet für die unaufhörlichen Sarkasmen, mit denen er Vorurteile, Mißbräuche und besonders den zu seiner Zeit noch so mächtigen Aberglauben verfolgte. Ueber sein Grab hinaus hallt sein Gelächter nun schon durch mehrere Menschenalter fort, und man kann nur wünschen,

daß es nicht verklingen möge, so lange Thorheit, Dünkel und Aberwitz sich auf Erden breit machen. Voltaire's Witz war von so unerschöpflicher Fülle, daß ihm hierin kaum ein Schriftsteller alter oder neuer Zeit gleichkommt. Sein „Candide" ist ein Meisterstück, und er hat für diese hochgeniale Verspottung der Leibnitz'schen Lehre von der besten aller Welten allein die Unsterblichkeit verdient, die ihm denn auch wegen anderer Werke gesichert ist. Hätte Deutschland doch einen Spötter von gleichem Geiste gehabt, um der Hegel'schen Lehre von der Vernünftigkeit alles Bestehenden den Garaus zu machen! Daß Voltaire's Witz bisweilen auch Objekte in den Staub herabzog, die in Ehren gehalten werden sollten, ist zu beklagen. Schiller hat ihm mit Recht vorgeworfen, daß er in der Jungfrau von Orleans das edle Bild der Menschheit verhöhnt habe. Doch wer sich auf den rein literarischen Standpunkt stellt, wird Voltaire's Pucelle einen sehr hohen Rang unter den komischen Dichtungen einräumen müssen. Sie sprüht von Humor, und der Faden burleskester Erfindungen, deren eine immer noch toller und überraschender als die andere ist, reißt nie ab. Voltaire hatte den Ehrgeiz, in allen Gattungen der Poesie zu glänzen, und strebte dahin, nicht bloß der Aristophanes, sondern zugleich auch der Homer und der Sophokles seiner Zeit zu sein. Nicht leicht möchten die Urteile von Mitwelt und Nachwelt so verschieden ausgefallen sein, wie das von ihnen über die „Henriade" gefällte. Friedrich der Große hielt dieselbe für das Gedicht aller Gedichte und zog sie der Iliade vor, und das war die herrschende Ansicht der Zeitgenossen. Die Gegenwart dagegen kann selbst in Frankreich diesem sogenannten Epos keinerlei Geschmack

mehr abgewinnen. Seitdem die Franzosen durch die ausgezeichneten Dichter der romantischen Schule einen wirklich poetischen Stil haben kennen lernen, erscheinen ihnen diese halb prosaischen, halb mit bombastischen Floskeln und hohlem Redepomp aufgeputzten Alexandriner als lächerlich. Und nun gar die frostigen Allegorien, die an Stelle der homerischen Götter die epische Maschinerie bilden sollen! Einen glücklicheren Wurf that Voltaire ein paar Male im Fach des Dramas, das er vom Beginn seiner Laufbahn bis in sein hohes Alter kultivirte. Es ist auffallend, daß er, der jedem Vorurteil so feindlich war, aller Knechtschaft den Krieg erklärte, doch die einmal in Frankreich adoptirten beschränkten Ansichten über die Gesetze der Tragödie teilte, nicht an den drei Einheiten zu rütteln wagte und sich willig in die Ketten fügte, denen sich schon Corneille und Racine unterworfen hatten. Bekannt ist seine Aeußerung über Shakespeare, den er einen betrunkenen Wilden nannte. Eine Aufführung des „Julius Cäsar", welcher er in London beigewohnt hatte, erregte in ihm den Entschluß, selbst einen Cäsar zu schreiben und darin zu zeigen, wie der Brite es hätte machen sollen. Aber dies mißglückte ihm gänzlich. Die höchste Kühnheit, mit der er sich über die damals für die Tragödie festgestellten Grundsätze erhob, war die, daß er auch Begebenheiten aus der neueren Geschichte behandelte, während früher nur Ereignisse aus dem Altertum als dafür geeignet erachtet worden waren und bereits Corneille wegen der Wahl seines Cid-Stoffes herben Tadel erfahren hatte. Hierher gehören Voltaire's Mahomet, Tancred, Zaïre und Alcire, und wenn man aus der Henriade den Schluß ziehen wollte, es habe ihm überhaupt die Gabe für die

ernste Poesie gefehlt, so bewiesen diese Trauerspiele das Gegenteil. Goethe zeigte seine Vorurteilsfreiheit (denn eine solche war es den seit Lessing in Deutschland verbreiteten Ansichten gegenüber), indem er die beiden ersten für die Weimar'sche Bühne bearbeitete. In noch höherem Grade möchten Zaïre und Alcire verdienen, von dem Verdammungsurteil ausgenommen zu werden, das bei uns gewöhnlich über sämmtliche Tragödien des klassischen Theaters der Franzosen gefällt wird. Wir sollen uns zwar mit aller Macht dagegen sträuben, daß die Bühne wieder dem „falschen Regelzwange" unterworfen werde, allein die Gerechtigkeit heischt, es freudig anzuerkennen, wenn auch innerhalb jener beschränkten Form etwas wirklich Achtbares zu stande gebracht worden ist.

Nachdem Voltaire einen so ausgedehnten Leserkreis in der ganzen gebildeten Welt gehabt, wie wohl noch kaum ein Schriftsteller vor ihm, findet sich jetzt die Sammlung seiner Werke zwar in vielen Bücherschränken, selten aber wird noch ein Band daraus hervorgezogen und aufgeschlagen. Ein Hauptgrund zu solcher Vernachlässigung liegt sicher in der ungeheuren Menge seiner Produktionen. Man erschrickt vor dieser endlosen Masse von Druckseiten, welche alle zu lesen ein ganzes Menschenleben erfordern würde. Welche Flut von Werken muß nicht schließlich zu stande kommen, wenn man von der Jünglingszeit an bis zu einem fast neunzigjährigen Alter jeden Tag auch nur ein paar Blätter vollschreibt! Und dies scheint Voltaire gethan zu haben. Unstreitig würde es für seine dauernde Wirksamkeit vorteilhafter sein, wenn er der Nachwelt eine minder voluminöse Hinterlassenschaft vermacht hätte. Von

ihm selbst ist eine Aeußerung aufbehalten, welche er that, als einst sein Blick auf einen Bücherschrank fiel, der fast allein mit seinen Schriften angefüllt war. „Ach!“ sagte er, „mit einer solchen Bagage geht man nicht in die Ewigkeit ein.“ Allerdings hat dieser Satz keine Allgemeingiltigkeit. Auch die hundert Tragödien und hundert Satyrspiele des Sophokles bildeten ein beträchtliches Volumen und sie würden sicher, wären sie uns erhalten, von Allen hoch geehrt werden. Allein Voltaire's Schriften stehen trotz der Fülle an Geist und Witz, die sie enthalten, auf einer viele Grade tiefern Rangstufe, als die Werke der großen Meister der Literatur. Dieser Franzose gehört nicht zu den Genien, welche der Menschheit auf ihrer Bahn vorleuchten. Sein Haupt ist nicht von der Flamme des Prophetentums umstrahlt, wie das des Jesaias und des Sängers des Bhagavatgita; er steigt nicht in die unergründlichen Tiefen der Welt hinab, wie Hiob und Dante, und wenige kurze Stellen aus den Werken der Genannten, zu denen man noch Aeschylos, Shakespeare, Goethe, Schiller, ja Victor Hugo und manche Andere rechnen kann, schnellen in der Wagschale des Wertes die ungeheure Masse von Druckseiten empor, die er in die Welt geschickt hat. Indessen muß es auch in der Reihe literarischer Hervorbringungen eine Stufenfolge geben. Nicht alles kann vom höchsten Range sein, und wem, wie Voltaire, ein Ehrenplatz in einer der unteren Reihen angewiesen wird, der kann zufrieden sein.

Ein jetzt in einen Gasthof umgewandeltes Haus, das von der Höhe von Lausanne auf den Leman hinabblickt, ruft die Erinnerung an Eduard Gibbon wach, der dasselbe

lange bewohnte und dort seine Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches schrieb. Ein ganzes, seit der Vollendung dieses großen Werkes verflossenes Jahrhundert hat den Ruhmesglanz, mit dem es das Haupt seines Verfassers umstrahlt, nicht erbleichen lassen. Es sind nicht die tiefen und umfassenden Studien, auf denen es beruht, die ihm einen Anspruch auf Unsterblichkeit verleihen; manche andere Geschichtsbücher, die jetzt nur noch zum Nachschlagen dienen, sind mit gleichem Aufwand von Gelehrsamkeit gearbeitet. Was aber dasjenige Gibbon's so hoch erhebt, ist, daß er auf der Grundlage sorgfältigster Forschung ein ebenso durch geistvolle Auffassung des gewaltigen Stoffs, wie durch glänzende Darstellung ausgezeichnetes Kunstwerk geschaffen hat. Seit er, auf der Höhe des Kapitols ruhend, im Abendlicht den Blick über die Trümmerwelt des alten Rom hingleiten ließ, während der Wind einen Bußpsalm an sein Ohr trug, den Mönche über den Ruinen des Jupitertempels sangen und nun plötzlich der Gedanke zu seinem Werk in ihm aufstieg, widmete er mehrere Jahrzehnte mit nie ermattender Begeisterung demselben, bis der ganze Bau in allen seinen Teilen vollendet dastand. Es ist den meisten Historikern eigen, sich sonderlich viel auf ihre Gelehrsamkeit einzubilden, und zwar um so mehr, in je abschreckenderer Trockenheit sie dieselbe zu Markte bringen. Diese sollten zu Gibbon in dem durchbohrenden Gefühle ihres Nichts emporblicken. Denn das Anschleppen von Material, was ihr ganzes Verdienst ausmacht, verstand er zwar ebenso gut wie sie; allein dasselbe hatte für ihn nur Wert, um einen kolossalen, vom Geist der Weltgeschichte durchwehten Tempel zu

errichten, in dessen Hallen noch viele kommende Geschlechter mit Ehrfurcht wandeln werden. Einem andern eminenten Historiker, der eine bedeutende Aufgabe in gleich großem Sinne zu lösen wußte, begegnen wir ebenfalls am Genfer See. Es ist dies J. L. Sismondi, der sich durch seine Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter einen unverwelklichen Lorbeerkranz errungen hat. Wenn er in diesem seinem Werk an umfangreichen, durch Forschungen in den Archiven Italiens besonders mühsamen Studien mit Gibbon wetteifert, so übertrifft er den Letztern noch durch die Wärme patriotischer Begeisterung, mit der er seinen Stoff behandelt und die er auch seinen Lesern mitzuteilen weiß. Allerdings war dem Engländer durch seinen Gegenstand nicht Anlaß hiezu gegeben wie dem Genfer, der, einer alten Pisanischen Familie entstammend, gleich den Bürgern jener tapferen kleinen Republiken des Mittelalters fühlte und lebhaft Partei mit ihnen gegen die Unterdrücker Italiens nahm. Mag er hiedurch nicht selten ungerecht gegen die deutschen Kaiser werden — einem Historiker steht feurige Parteinahme für eine edle Sache immer besser an, als diplomatische Nüchternheit. Sismondi jedoch hat sich durch sein herrliches Werk neben dem Ruhm eines der größten Historiker zugleich das Recht auf ein Standbild in der Hauptstadt Italiens verdient; denn seine Geschichte hat mächtig dazu beigetragen, in den Herzen der italienischen Jugend die patriotischen Gefühle zu entzünden, welche zuletzt zur Einigung und Befreiung der Halbinsel geführt haben.

Auch Autoren von geringerer Bedeutung, wenn sie das Gute und Edle zu fördern strebten, sollte die Nachwelt

ein dankbares Andenken bewahren. Daher nenne ich hier den Genfer Viktor von Bonstetten. Seine jetzt wohl vergessenen Schriften zeigen ihn uns als Menschen von der liebenswürdigsten Seite und sind von Begeisterung für die Natur, von warmer Empfindung für Freiheit und Vaterland durchdrungen. Sein Haus war der Mittelpunkt eines Kreises von Dichtern und Schriftstellern, die mit ihm und mit einander durch das Band inniger Freundschaft verbunden waren. Unter diesen ist Friedrich von Matthisson hervorzuheben, ein Mann, dessen literarische Laufbahn in auffallender Weise ein Beispiel liefert, wie hohe Berühmtheit bisweilen binnen kurzem der Geringschätzung weicht. Matthisson's Gedichte, der Form nach durch seltene Eleganz ausgezeichnet und anmutige Naturschilderungen darbietend, genossen eine Zeit lang bei der deutschen Lesewelt allgemeiner Beliebtheit und man kann nicht sagen, dieselbe sei unverdient gewesen. Auch wer nicht viel auf Autoritäten gibt, wird doch von vorneherein annehmen, daß Poesien, denen Schiller warmes Lob spendete, nicht so ganz wertlos sein können, wie man gewöhnlich meint. Wäre dieses der Fall, so müßte unser großer Dichter ganz urteilslos gewesen sein und gar nicht gewußt haben, was gut und schlecht sei. Es waren die Romantiker, die zuerst das Signal zur Herabsetzung Matthisson's gaben, und da sie Decennien hindurch eine Hauptrolle in der Kritik spielten, wurde ihr Urteil maßgebend. Die Verdienste der beiden Schlegel und Tieck's sollen nun keineswegs verkannt werden; allein es ist ihnen vorzuwerfen, daß sie eine Clique bildeten, deren Mitglieder eine Assekuranz zu gegenseitigem Lob abgeschlossen hatten und den außerhalb ihres

Kreises stehenden Dichtern die Kränze von der Stirn zu reißen strebten, um sie auf ihr eigenes Haupt zu setzen. Wenn wir nun die Lyrik dieser Romantiker mit derjenigen des von ihnen Verunglimpften vergleichen, so ist sie ihr gewiß nicht überlegen. Und ebenso läßt sich von vielen der Lyriker, welche seitdem beliebt geworden oder es noch heute sind, behaupten, daß sie keineswegs höher, viele unter ihnen dagegen bedeutend tiefer stehen, als Matthisson. Hiermit soll nun Letzterem freilich kein hoher Rang unter den Dichtern angewiesen, es soll nur der Ungerechtigkeit vorgebeugt werden, die bei uns im Schwange geht. Was dem Einen recht, ist dem Andern billig, und so mögen sich denn Manche, die heute im Gefühl gesicherter Unsterblichkeit das Haupt stolz erheben, darauf gefaßt machen, daß sie dereinst das Schicksal Matthisson's teilen müssen.

Das anmutig zwischen Genf und Lausanne am See gelegene Schlößchen Coppet ruft die Erinnerung an seine ehemalige Besitzerin, die einst vielgenannte Frau von Staël, wach. Sie war ein Weib von hoher Gesinnung, und die Kühnheit, mit welcher sie dem Kaiser Napoleon, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, die Stirne bot, flößt Achtung für sie ein. Während die meisten Fürsten sich vor dem Despoten demütig in den Staub warfen und sich stolz mit den Vasallentiteln schmückten, die er ihnen als Almosen zuwarf, während feile Gelehrte und Skribenten, in Deutschland ebenso wie in Frankreich, ihn als Beglücker der Menschheit priesen, ging Frau von Staël lieber in die Verbannung, als daß sie sich vor dem Unterjocher ihres Vaterlandes und der halben Welt gebeugt hätte. Und sie wagte es, hier Flammenworte gegen ihn zu

schleudern. Im persönlichen Umgang scheint sie durch ihre außerordentliche Beredsamkeit etwas Faszinirendes gehabt zu haben; daher sie während des Aufenthaltes in Deutschland überall eine gefeierte Erscheinung war. Die Gabe, in der mündlichen Unterhaltung zu glänzen, ist aber außerordentlich verschieden von der unendlich höheren, in schriftlichen Werken Vorzügliches hervorzubringen, ja wohl nur in sehr seltenen Fällen haben sich diese beiden Anlagen in eminentem Grade vereinigt gefunden. Von manchen der hervorragendsten Dichter und Schriftsteller weiß man, daß sie entweder immer verschlossen und einsilbig waren oder doch nur auf besondere Anregung lebhafter am Gespräch Anderer teilnahmen. Dagegen trifft man nicht selten Männer und Frauen, die in der Gesellschaft eine ungemein fesselnde und blendende Eloquenz entfalten. Unerfahrene glauben dann wohl, diese müßten auch in der Literatur Ausgezeichnetes geleistet haben oder, wenn sie nur wollten, leisten können. Allein wenn Derjenige, der dies meint, dann wirklich schriftstellerische Produktionen von Solchen kennen lernt, die er in der mündlichen Unterhaltung anstaunte, so findet er sich meist in seinen Erwartungen sehr enttäuscht. Denkt man nun an das Aufsehen, das Frau von Staël überall, wohin sie kam, machte, an die Bewunderung, die ihr gezollt wurde, und an die hohe Meinung von ihrer geistigen Bedeutsamkeit, welche sie um sich verbreitete, und liest man dann ihre literarischen Werke, so hat man ein Beispiel von dem eben Gesagten. Es finden sich wohl manche Ausstrahlungen von französischem Esprit in ihren Schriften, indessen hieran läßt sich kein Anspruch auf dauernden Ruhm knüpfen. Der Roman

„Corinna", der als ihr Hauptwerk gilt, erhebt sich doch nicht hoch über die zahllosen Produktionen dieses Faches, die ein paar Jahrzehnte hindurch die Modelektüre der gebildeten Welt ausmachten und dann mit Recht in Vergessenheit sanken, damit andere nicht höher stehende auch eine Zeit lang statt ihrer vom Jahrhundert angestaunt werden könnten. Daß es der Frau von Staël selbst an der kleinsten poetischen Ader gebrach, zeigt in auffallender Weise die Improvisation ihrer Corinna auf dem Cap Misen. Trotz des aufgewandten Pompes der Diktion ist dieselbe von großer Nüchternheit und ebenso sind es alle Schilderungen Italiens in dem Buche. Auf dichterischen Schwung, der bei dieser Gelegenheit auch für die Prosa, wenn sie nicht ganz hinter dem Dargestellten zurückbleiben will, nötig ist, hatten sich schon Rousseau und Chateaubriand weit besser verstanden. Wenn ich von den Triumphen lese, welche diese Frau im Anfange unseres Jahrhunderts in Deutschland feierte, so kann ich den bittern Gedanken nicht unterdrücken, daß um die nämliche Zeit Männer wie Friedrich Hölderlin und Heinrich von Kleist, die zu den größten Zierden unseres Parnasses gehören, aus Mangel an Teilnahme des Publikums kläglich untergingen. Das ist die Gerechtigkeit, mit welcher der literarische Ruhm verteilt wird! Was der Französin in Deutschland solche Huldigungen zuführte, war zum Teil das von alters her bei uns herrschende Unwesen, daß geringe Produktionen, einzig weil sie ausländisch waren, vor ungleich bedeutenderen einheimischen bevorzugt wurden. So wird es noch heute deutschen Dichtern, selbst wenn sie Treffliches geleistet, ungemein schwer, sich bei unserem Publikum und

unserer Kritik Beachtung und Geltung zu verschaffen, während Produkte schwedischer, dänischer, russischer, amerikanischer und sonstiger Dichter, mögen sie auch von sehr problematischem Werte und noch dazu recht holperig „im Versmaß des Originals“ übersetzt sein, leicht den Ruf von Meisterwerken erringen und in zahlreichen Auflagen Verbreitung finden. Dies ist denn freilich nicht die Weltliteratur, die Goethe verkündete. Wir wollen alles wahrhaft Gute, das andere Nationen hervorbringen, hochschätzen, es bei uns einzubürgern suchen und den deutschen Geist durch den des Auslandes befruchten; allein von einheimischen Produktionen keine Notiz zu nehmen, dagegen fremde, oft weit geringere in den Himmel zu erheben, ist eine Schmach für das deutsche Volk, wie deren keine andere Nation sich schuldig macht. — Um auf Coppet und Frau von Staël zurückzukommen, so hielt Letztere in diesem Landhause längere Zeit eine Art von literarischem Hof. Nicht nur einige Männer von Ruf bildeten dort in längerem Aufenthalt einen Zirkel um sie, sondern auch andere, welche der Zufall in ihre Nähe führte, brachten ihr vorübergehend Huldigungen dar. Dies war besonders im Jahr 1816 der Fall, als nach dem Sturze Napoleon's die Lage Europas wieder eine ruhigere geworden war und infolge dessen der Reisetrieb mächtig erwachte. Damals scheint Coppet ein wahrer Wallfahrtsort für die literarische Welt gewesen zu sein. Als Gast finden wir daselbst zunächst August Wilhelm von Schlegel, der Frau von Staël schon früher auf Reisen begleitet hatte. Boshafte Klatscherei, durch welche sich ein sehr begabter, aber oft in seinem Gebahren zu einem literarischen Gassenjungen herabgesunkener

Autor schändete, hat diesen hochverdienten Mann dem Gelächter preiszugeben gesucht. Allein hoffentlich ist die Zeit vorüber, wo die deutsche Presse sich dergleichen erlauben durfte. Jene pöbelhaften Angriffe sind auf ihren Urheber zurückgeprallt und Schlegel's Standbild steht für immer achtunggebietend im deutschen Pantheon da. Sein Verdienst um die Einführung englischer, italienischer, spanischer und zuletzt indischer Schriftwerke ist unschätzbar; ohne ihn würden Shakespeare, Calderon, Dante bei uns nicht so heimisch sein, wie sie es jetzt sind. Beinahe noch höher aber steht er als geist- und geschmackvoller Kenner der Poesie, und seine Vorlesungen über dramatische Literatur und Kunst sind ein klassisches Werk. Es bildete sich gegen die sogenannte romantische Schule, nachdem sie lange das große Wort geführt hatte, eine Koalition unter den jüngeren Schriftstellern; und hätten diese nur die frühere Ueberschätzung auf ein gerechtes Maß zurückzuführen gestrebt, so wäre das zu billigen gewesen. Wenn Tieck von seinen Genossen als großer Dichter gepriesen und gar über Schiller gestellt wurde, wenn auch anderen Mitgliedern der Schule ganz übertriebenes Lob gespendet ward, so mußte das richtige Verhältnis wieder hergestellt werden. Aber statt dieses zu thun, schüttete man das Kind mit dem Bade aus und schilderte die Romantiker als Verderber unserer Literatur, indem man gänzlich verschwieg, wie viel diese ihnen verdankte. Besonders wirksam, um sie zu diskreditiren, war die gegen sie erhobene Anklage, in staatlicher und kirchlicher Hinsicht reaktionäre Tendenzen zu verfolgen. Nun hatten sich allerdings während und nach der französischen Revolution Viele einem solchen

Trachten hingegeben; Andere dagegen, ohne dieses Streben zu teilen, fühlten sich zum Mittelalter wegen der poetischen Seite hingezogen und wandten sich begeistert den alten katholischen Dichtern zu. Bei allem Respekt vor der Aufklärungsperiode und bei aller Anerkennung des Großen, wofür ihr die Welt verpflichtet ist, können wir doch nicht leugnen, daß sie Herz und Phantasie auf Kosten des Verstandes allzu sehr darben ließ und in ihrer einseitigen Richtung vieles Ausgezeichnete in Poesie und Kunst verkannte, und so war es erfreulich zugleich wie natürlich, daß tiefere Geister sich für das Letztere entflammten. Dies hatte bei Tieck und A. W. von Schlegel statt; sogar Schiller verschloß sich während seiner letzten Lebensjahre nicht dem Zauber der Dichtung, welche man mit dem etwas unklaren Namen der „romantischen" bezeichnet, und wurde wegen seines Grafen von Habsburg und wegen der Jungfrau von Orleans katholisirender Tendenzen beschuldigt. Ebenso ungerecht, wie gegen ihn, nun war solche Anklage gegen die beiden Erstgenannten. Tieck hatte in seiner Jugend die nüchterne, nicht sowohl dem Obskurantismus, als der Poesie feindliche Kritik Nicolai's verspottet, und es wäre zu wünschen, er könnte mit seinem glänzenden Witze auch die Epigonen dieser Richtung, die sich heute breit machen, in das Herz treffen. Allein seine Novelle „die Verlobung", wie noch manche sonstige Stelle seiner Schriften beweist, daß er religiös durchaus freisinnig und ein Feind des in Norddeutschland grassirenden Pietismus war. A. W. von Schlegel aber hat in dieser Hinsicht ein noch entschiedeneres Glaubensbekenntnis abgelegt. In der Sammlung seiner französischen Werke findet sich

eine ganze Reihe von Gedanken über Religion und Christentum, in denen er sich als Vorgänger von David Strauß und Ernst Renan bekundet. Auf seinen Bruder Friedrich Schlegel dagegen hat Schopenhauer wohl mit Recht ein Anathem geschleudert, indem er sagt, der Obskurantismus, dem dieser in seinen letzten Lebensjahren aus äußeren Rücksichten gehuldigt, sei eine so schwere Sünde, daß man sie auch nach dem Tode noch überall und bei jeder Gelegenheit mit Haß und Verachtung verfolgen müsse. Mehr aus einem sich schon frühe in seinem Geiste zeigenden Wirrwarr als aus Berechnung zu weltlichen Zwecken ist es wohl zu erklären, daß Zacharias Werner, dem wir unter den Besuchern von Coppet begegnen, der Richtung verfiel, die unser genialer Philosoph so schneidend gebrandmarkt hat. Werner war sicher ein eminentes Talent; sein vorzüglichstes Drama: „Luther oder die Weihe der Kraft“, hat Scenen und Partien, die den besten in Schiller's Trauerspielen kaum nachstehen. Zu beklagen freilich sind schon hier die phantastischen Auswüchse, die dies sonst treffliche Werk entstellen. Bereits weit stärker treten aber die Schattenseiten in dem etwas später entstandenen „Attila“, der indessen auch noch großartige Einzelheiten besitzt, hervor. In den folgenden Dramen Werner's, wie dem „Kreuz an der Ostsee“ und der „Mutter der Maccabäer“, kommt die Geistesumnachtung des Verfassers immer mehr zu Tage, wenngleich auch in ihnen bisweilen noch Blitze des Genius durch das Dunkel leuchten. Daß übrigens dieser Dichter zu seiner Zeit Aufsehen machte und Anerkennung fand, ist keineswegs ein Zeichen von damals herrschender Urteilslosigkeit, wie jetzt oft behauptet wird. Das Gute, mag

es auch von Schlacken überdeckt sein, verdient Lob und Preis. Die „Weihe der Kraft“ läßt sich sogar ohne bedeutende Mühe von den sie entstellenden Scenen und Figuren reinigen und dadurch zu einem achtunggebietenden Werke umwandeln. — Noch ein anderer jetzt wenig mehr genannter, allein sicher eines Andenkens bei der Nachwelt würdiger Autor weilte eine Zeit lang bei Frau von Staël in Coppet: es war dies Adam Oehlenschläger, ein geborener Däne, der jedoch Manches deutsch schrieb und halb unserer Literatur angehört. Er hatte das Unglück, daß gerade eines seiner schwächsten Stücke, „Correggio“, auf der Bühne lebhaften Beifall fand. Wie solche momentanen Erfolge schaden können, erfuhr Grillparzer, indem er sein ganzes Leben hindurch als Schicksalspoet und Nachahmer Müllner's angesehen wurde. Ebenso stellte sich in Bezug auf Oehlenschläger wegen seines „Correggio“ ein ungünstiges Urteil fest. Der Verfasser galt als süßlich und wässerig und mußte sich, obgleich er Tragödien von Größe und Kraft, wie Hakon Jarl und Palnathoke schrieb, gefallen lassen, nicht nach diesem, sondern nach einem mißlungenen und sentimentalen Produkt gerichtet zu werden.

Alle anderen Fremden, die der Frau von Staël auf ihrem Landsitze ihre Huldigung bezeugten, überragte ein junger Engländer, Lord Byron, der den Sommer 1816 in der Coppet gegenüber auf der savoyischen Seite des Sees gelegenen Villa Diodati seinen Aufenthalt hatte. Sein Besuch bei der berühmten Französin war nur ein kurzer. Denn nachdem er die vornehme Gesellschaft zum Ueberdruß kennen gelernt und bittere Erfahrungen in ihr gemacht hatte, war er in die Schweiz gekommen, um im

Umgange mit der Natur und in der Einsamkeit, die nur durch den Verkehr einiger vertrauten Freunde unterbrochen wurde, die Wunden seines Herzens auszuheilen. Schon früh hatte sich ein dichterischer Geist in ihm geregt und mit ihm zugleich der Drang, auch sein Leben poetisch zu gestalten. In einem seiner Jugendgedichte aus der Zeit, als unerwartet durch Erbschaft von einem Seitenverwandten der Lordstitel an ihn gefallen war, klagt er: Der eitle Prunk mit dem Wappenschilde sei ihm verhaßt, er sehne sich aus dem Adelsschlosse hinweg in die Wildnis der Berge, um an Felsen emporzuklettern und frei in den Wäldern umherzustreifen. Allein dies ist nicht wörtlich zu nehmen; in seinem späteren Leben zeigt er stets, daß er großen Wert auf seinen Rang als großbritannischer Peer legt, wiewohl er im übrigen nie die Sache der Freiheit verleugnet hat. Wie er von normännischem Blut stammte, so war auch etwas von dem Geist der alten Wikinghelden in ihm. Er liebte gleich ihnen das Meer über Alles, ihm war, wenn sich die Wellen unter ihm bäumten, als fühle er ein Roß unter sich, das seinen Reiter kennt. Aber gleich den Normannen, die auf ihren Orlogschiffen bald beim flammenden Scheine des Nordlichts an den Kreideklippen der norwegischen Küsten vorübersteuerten, bald an den blühenden und duftenden Ufern des Mittelmeers sich eine neue Heimat suchten, zog ihn, obgleich er seinem ganzen Wesen nach ein Sohn des Nordens war, ein mächtiger Drang nach dem sonnigen Süden. Und das ist der unwiderstehliche Zauber seiner Dichtungen, daß sich in ihnen der Ernst des Gedankens und die tiefe Schwermut, wie sie dem Nebelstrande Albions eigen ist,

mit der Leidenschaft und der sinnlichen Glut vereinigt, welche der heiße Strahl unter dem Himmel Italiens und Griechenlands zeitigt. Schon als Jüngling unternahm Byron eine ausgedehnte Reise, die, wenn auch heute leicht auszuführen, doch damals als ein gewagtes Unternehmen galt. Nachdem er die stürmereiche Bai von Biscaja durchsegelt hatte, landete er in Lissabon. Wenn in den Ländern, die er besuchte, meist große Erinnerungen aus der Geschichte derselben in ihm aufstiegen, so scheint er in Portugal hauptsächlich Sinn für die Gegenwart, für die Reize der hier zuerst erblickten südlichen Natur gehabt zu haben. In seiner Schilderung der Ufer des Tajo denkt er nur an sie, nicht an die Zeit, als die Flotten Vasco de Gama's und Albuquerque's aus diesem Strom ausliefen und eben jenes Indien, welches jetzt der Stolz von England ist, zuerst europäischer Herrschaft unterwarfen. Das herrliche Cintra entzückte ihn, und nie hat er auf seiner Palette glänzendere Farben gefunden, als zu dessen Schilderung. Ein reicher Brite, William Beckford, der hier eine schöne, den Namen Montserrate führende Villa besaß, hat durch seinen kleinen, von viel Phantasie und glänzender Darstellungsgabe zeugenden Roman Bathek unstreitig in Byron den Zug nach dem Orient geweckt, der sein eigentliches Reiseziel war und nach dem er sich in Gibraltar einschiffen wollte. Von der portugiesischen Grenze machte er einen Ritt durch Andalusien nach Sevilla. Spanien kämpfte damals seinen Unabhängigkeitskrieg, durch den es das erste Signal zur Befreiung auch der anderen Länder von dem gallischen Joche gab, und Byron sympathisirte lebhaft mit dem kühnen Volke, das sich zuerst gegen den Weltdespoten erhob. In

Sevilla und Cadix umstrickten ihn die Reize des andalusischen Lebens auch bei kurzem Aufenthalt. Von dem Felsen von Gibraltar, dem vielleicht großartigsten Aussichtspunkte Europas, genoß er den Blick auf die beiden ineinanderflutenden Meere und die gegenüberliegende afrikanische Küste. Nun trug ihn ein Segelschiff über Malta an die Ufer Albaniens und ein romantischer Zug durch wilde Felsgebirge mit ebenso wilden Bewohnern führte ihn nach der reizend am Ufer eines Sees gelegenen Stadt Janina. Sonst kein Freund der Höfe, für die er nur Spott hatte, machte er doch dem hier residirenden Ali Pascha, einem durch Grausamkeit berüchtigten Tyrannen, seinen Besuch. Ebenso die Sitten des kriegerischen Volkes, deren Zeuge er in Albanien ward, wie die tragischen Begebenheiten, an denen die Regierung des Pascha reich war und welche er in Janina berichten hörte, machten großen Eindruck auf ihn, wie sich aus seinen später entstandenen poetischen Erzählungen entnehmen läßt. Ali's Sohn Mukhtar hatte eine leidenschaftliche Liebe zu einer schönen Griechin gefaßt, von dem Vater jedoch war die Unglückliche, die als Christin nicht den Harem eines Moslem schänden sollte, im See seiner Residenz ertränkt worden. Ganz Griechenland seufzte damals noch unter der türkischen Herrschaft; und nachdem das Volk zu Ende des vorigen Jahrhunderts einen schnell unterdrückten Aufstandsversuch gemacht, zeigte sich keine Aussicht zu seiner Befreiung. Byron besuchte Athen und der Aufenthalt daselbst war wohl der Glanzpunkt seiner ganzen Reise. Voll Entzücken weilte er auf dem Boden, wo die Stadt des Perikles gestanden, inmitten der Trümmer einer unerreichbaren Vorzeit,

sah von den Stufen des Parthenon die Sonne in magischem Farbenspiel über Salamis verglühen und machte, gesichert durch die Eskorte türkischer Soldaten, Streifzüge durch die Ebene des Kephissos und Ilyssos wie durch die Schluchten des honigberühmten Hymettos. Aber das wonnevolle Gefühl, das die Reize der umgebenden Natur und die großartigen Erinnerungen aus dem Altertum in ihm hervorriefen, war gemischt mit tiefer Trauer über den Untergang so vieles Großen und über die Knechtung des Volkes, das vor allen anderen der furchtbarste Feind der Tyrannen gewesen und die Flamme der Freiheitsliebe zuerst auch in anderen Nationen geschürt hatte. — Auf seiner weiteren Fahrt durchschwamm Byron, ein zweiter Leander, den Hellespont von Sestos nach Abydos. Dieses Wagestück machte damals viel von sich reden. Doch wurde dasselbe seitdem von Anderen wiederholt ausgeführt und scheint, besonders wenn man sich dabei von einem Kahne begleiten läßt, wohl nicht sehr gefahrvoll. Noch besuchte Byron Konstantinopel und empfing unvergeßliche Eindrücke von der mit ihren weißen Minareten und den bleigedeckten Kuppeln ihrer Moscheen über sieben Hügel ausgegossenen, meerdurchfluteten Riesenstadt. Von hier trat er die Rückreise an, um große Anschauungen heimzubringen. Es ist jedoch zu bemerken, daß er das eigentliche Morgenland kaum gestreift hat. Der Ausdruck „Orient" ist sehr vag, und oft hört man von Solchen, die etwa für einen Tag in Smyrna gelandet, dann nach Konstantinopel gereist sind, sagen, sie seien im Orient gewesen. Indes den letzteren wirklich gesehen zu haben, kann sich doch nur Derjenige rühmen, der weiter nach Asien zu den alten Stätten

arabischer Kultur vorgedrungen ist, auf einer Wüstenreise nachts an Zisternen geruht hat oder zum mindesten seine Zelte, sei es unter den Zedern des Libanon, sei es unter den Palmen von Hebron, aufgeschlagen hat. Von allem diesem jedoch sah Byron nichts; es sind nur Erinnerungen an türkische Städte und türkische Sitten, die er einsammelte. — Die Jahre, welche er nach seiner Rückkehr in London verbrachte, waren voll bitterer Erfahrungen für ihn. Eine Zeit lang zwar mochte er sich wohlgefällig in dem Glanz des Ruhmes sonnen, den seine Dichtungen um ihn verbreiteten; doch bald fiel ein düsterer Schatten über denselben. Ob er bei seinem Temperament überhaupt je in den Fesseln des Ehestandes hätte glücklich werden können, mag die Frage sein. Aber sicher ist es, daß die Heirat, die er unbedachtsamerweise einging, ihm herbe Enttäuschungen brachte. Bei den Zerwürfnissen mit seiner Gattin, die nicht auf sich warten ließen, wird wohl der größere Teil der Schuld auf seiten der Letzteren gewesen sein, indem sie, engherzig und bigott, nicht die Fähigkeit besaß, sich in das exzentrische Naturell des Dichters zu finden. Die Ehe endigte mit einer Scheidung und gehässige Klatschsucht ergoß aus diesem Anlaß giftige Verleumdungen, welche die Tagesblätter füllten, über Byron. Verstimmt verließ er nun zum zweiten Male sein Vaterland, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Sein Weg nach der Schweiz führte ihn im Frühjahr 1816 über die Ebene, wo im Sommer zuvor die Schlacht von Waterloo geschlagen worden war. Wenn er sich des Sturzes von Napoleon freute, so verfolgte er von Anfang an doch auch den Sieger Wellington, als zur Torypartei gehörig, sowie sämmtliche

Herrscher und Minister, die nun eine trostlose Periode der Reaktion über Europa heraufführten, mit glühendem Hasse. Dieser Haß erfüllte hinfort mehrere seiner Dichtungen mit heftigen Invektiven und trägt fast ebensoviel, wie die Begeisterung für das Schöne und Große, dazu bei, ihnen ein so hinreißendes Feuer zu verleihen. — Den Rhein hinauf, dessen Ufer ihn entzückten, kam er an den Genfersee, wo er in der Villa Deodati die Sommermonate verbrachte. Die Begeisterung für den Dichter hat mich schon in früher Jugend, als ich zum ersten Mal den Genfersee besuchte, in dieses Landhaus getrieben und ich habe, um mich der Lokalität genau zu erinnern, schon damals eine Notiz über dieselbe nach dem Augenschein aufgesetzt. Nach einem nicht sehr reizenden Wege zwischen Gartenmauern gelangt man am südlichen Ufer des Leman in die genannte Villa. Dieselbe ist nicht eben groß. Lord Byron's Schlafzimmer war im untersten Stockwerk nach der Seite von Genf hin; die Zimmer dieses unteren Stockwerkes sind ebenso wie das ganze Haus noch heute völlig in dem Zustande, wie da der Dichter das Haus bewohnte. Ihre Einrichtung ist einfach, aber anständig. Das Speisezimmer geht nach vorn und man erblickt jenseits am See Coppet. Die obere Etage war für die Gäste bestimmt, welche den Dichter besuchten. In einem Zimmer derselben hängen Bildnisse von Mitgliedern der Familie Deodati, die sehr alt sein soll und aus Genua stammt. Rings um die drei dem See zugewandten Seiten des unteren Stockwerkes läuft ein mit eisernen Gittern versehener Balkon, von dem sich eine schöne Aussicht darbietet. Man erblickt von dort Genf, den blauen „besegelten Busen“

des Leman, gegenüber die Höhen des Jura, rechts die Hügel des Waadtlandes und Nion. Der Montblanc ist nicht sichtbar, da er durch die Berge des savoyischen Ufers verdeckt wird. Byron stand damals, obgleich erst in seinem neunundzwanzigsten Jahre, doch schon auf der Höhe seines Ruhmes. In einem seiner frühesten Gedichte hatte er den Wunsch ausgesprochen, unter einem Baum des Schulgartens zu Harrow, unter welchem er als Knabe oft gesessen, begraben und dann von aller Welt vergessen zu werden, und noch in den späteren, „Euthanasia“ überschriebenen Versen wiederholte er Aehnliches. Jedoch kann man ihm dies kaum glauben; er zeigte in seinem Leben, daß Ruhmbegierde ihm keineswegs fremd war, und ist deshalb sicher nicht zu tadeln. Der Trieb, Ausgezeichnetes zu leisten, ist fast unzertrennlich mit dem verbunden, durch diese Leistungen auch Anderen Genuß zu bereiten — je Mehreren, desto besser — und erst die öffentliche Anerkennung gibt das Zeugnis, daß dieses geschehen. Verhielte es sich nicht so und genügte dem Dichter die Befriedigung, etwas Gutes hervorgebracht zu haben, so könnte er ja sein Werk nach der Vollendung getrost wieder vernichten, ohne es Jemandem mitzuteilen, was jedoch schwerlich jemals einer gethan hat. Solche edle Ruhmbegierde ist himmelweit verschieden von der kleinlichen Eitelkeit, mit der geringe Poeten oft behaftet sind, und die sie in der Sucht, ihre Verse vorzulesen, im Reklamemachen und so weiter äußern. — Schon in jugendlichem Alter hatte Byron eine kleine Sammlung von Gedichten herausgegeben, die unter manchem nur Mittelmäßigem doch einige wirklich schöne lyrische Stücke enthielt. Diese ward im Edinburgh-Review auf

gehässige Weise herabgewürdigt, und Byron ergoß seine Erbitterung in eine heftige Satire, in welcher er sich nicht damit begnügte, die Kritiker zu geißeln, sondern auch die damals gefeierten englischen Dichter zur Zielscheibe seiner Angriffe wählte. In letzterer Hinsicht machte er sich großer Ungerechtigkeit schuldig — etwa ebenso wie unser Platen, gleich dem er nach der Alleinherrschaft auf dem Parnasse trachtete. Allein während der Letztere, bei aller seiner sonstigen Bitterkeit, wenigstens Dichter wie Uhland und Rückert anerkannte, blickte Byron nicht nur jetzt, sondern sein ganzes Leben hindurch auf einen Wordsworth und Coleridge, die doch zum mindesten auf gleicher Höhe mit jenen stehen, tief herab. Ebenso wie individueller Geschmack, der bekanntlich unberechenbar ist, hatte bei Byron wohl auch persönliche Zu- oder Abneigung großen Einfluß auf seine literarischen Urteile. Erstere mag wesentlich bei dem Lobe mitgewirkt haben, mit dem er seinen Freund Thomas Moore überschüttet, der freilich damals ein Liebling der Lesewelt und neben Byron auch im Auslande als der bedeutendste zeitgenössische Poet Englands galt. Es ist auffallend, in welchem Maße sich dieses Urteil bei der Nachwelt geändert hat. Moore wird schon seit mehr als einem Menschenalter fast allzu sehr mißachtet, dagegen sind Wordsworth und Coleridge, besonders der Erstere, immer mehr an Ansehen gestiegen. Zwei Jüngere aber, die während ihres Lebens, wofern sie überhaupt Beachtung fanden, nur gering geschätzt wurden, Shelley und Keats, haben in den seit ihrem Ableben verflossenen sechs Jahrzehnten immer höhere Bewunderung gefunden; ja Shelley wird von der vorherrschenden Meinung noch über Byron

gestellt, und es fehlt nicht an Solchen, die ihm zur Seite Shakespeare's den Rang als dem zweitgrößten britischen Dichter anweisen.

Die erwähnte Satire erregte beträchtliches Aufsehen, doch war dies nur von vorübergehender Natur. Einige Jahre später dagegen, als Byron, von seiner großen Reise zurückgekehrt, mit den beiden ersten Gesängen des Childe Harold hervortrat, wurde er auf einmal zur größten literarischen Celebrität seines Volkes, und dies Ansehen steigerte sich womöglich noch mit seinen bald darauf erscheinenden poetischen Erzählungen. Auch seine lebhaftesten Bewunderer können nicht leugnen, daß Einiges an diesem plötzlich aufstrahlenden Ruhme nicht sowohl der Bedeutung der Werke, als vielmehr sonstigen Umständen zuzuschreiben ist. Es hat andere Erscheinungen von unermeßlich geringerer Bedeutung in der Literatur als Byron gegeben, welche auch die Augen der großen Menge auf sich zogen, viel von sich reden machten und von Urteilslosen als genial gepriesen wurden, während ihre Größe doch nur eine ganz zweifelhafte und auch ihr Ruf nur ein ephemerer war. Man denke an den Fürsten Pückler-Muskau, der wegen seines vornehmen Titels, einer gewissen Extravaganz in seinem Auftreten, der vielen Anekdoten, die von ihm im Umlauf waren und des oberflächlich Pikanten in seinen Schriften eine Zeit lang weit mehr genannt wurde als ungleich hervorragendere Schriftsteller. Es wäre Beleidigung, Byron irgend mit solchen Autoren, die ihre kurze Geltung nur einer thörichten Mode verdankten, zusammenzustellen; allein an seiner schnellen Berühmtheit hatten doch ähnliche Faktoren einigen Anteil. Sein Lordstitel, die Exzentrizität in seinem

persönlichen Wesen, seine Schwimmtour von Sestos nach Abydos, die von allen Zeitungen als etwas Außerordentliches erzählt wurde, sogar die Skandale vor seiner Ehescheidung machten, daß selbst Solche, die sonst nie Gedichte in die Hand nahmen, zu den seinigen griffen. In den Zirkeln der Aristokratie bildeten sie den Hauptstoff der Unterhaltung, und die Kritik, welche fast immer sich vom Erfolg bestimmen läßt, begann sie hoch zu preisen. Es war damals ein offenes Geheimnis in England, daß die Journale der verschiedenen politischen Parteien Lob und Tadel eines Autors darnach abmaßen, ob er zu den Genossen ihrer oder einer andern Partei gehörte. Byron befand sich aber in der glücklichen Lage, ebenso die Toryblätter durch seinen Rang, wie die liberalen durch seinen Freisinn für sich zu gewinnen. Auch in das Ausland verbreitete sich seine Celebrität rasch, und in Deutschland erschien noch bei seinen Lebzeiten (zu Zwickau) eine metrische Uebersetzung seiner sämmtlichen Werke, in welche die neuen bald nach ihrer Publikation aufgenommen wurden.

Aus diesem ersten Stadium hat sich nun sein Ruhm zum Glück in ein zweites gerettet. Nachdem alle die Umstände, welche sein so ungewöhnlich schnelles Aufleuchten begünstigten, in den Hintergrund getreten sind, ist sein Stern nicht, wie dies bei so vielen anderen Dichtern der Fall gewesen, erloschen oder erblaßt, sondern man darf es wohl als sicher voraussagen, daß er noch manche folgende Jahrhunderte hindurch fortscheinen werde. In England kam allerdings nach seinem Tode, als man gewahr ward, daß man einige hochbedeutende unter seinen Zeitgenossen gänzlich verkannt und die Kränze, die er mit ihnen hätte

teilen sollen, einzig auf sein Haupt gedrückt hatte, eine Zeit, in welcher man sich von ihm abwandte und ihn früher überschätzt zu haben meinte; ungefähr ebenso wie jetzt viele Musikfreunde Mendelssohn herabsetzen, um den früher nicht gehörig anerkannten Schumann emporzuheben. Doch scheint man hiervon neuerdings wieder zurückkommen zu wollen. In Deutschland hat sich Byron's Schätzung, seit Goethe ihn mit begeisterten Worten bei uns einführte, Decennien hindurch wohl auf der gleichen Höhe erhalten. Wenn man nach der Anzahl von Uebersetzungen seiner Werke, die sich noch fortwährend mehrt, urteilen wollte, so müßte man glauben, er sei bei uns einer der vielgelesensten Autoren. Aber Demjenigen, welcher weiß, wie viele Werke bloß der berühmten Namen ihrer Verfasser wegen gekauft werden, um den Bücherschrank zu verzieren, und wie auch der bei uns sicher äußerst wenig gelesene Dante wohl schon zwanzigmal übersetzt worden ist, wird wohl ein bescheidener Zweifel hieran aufsteigen. Unter den Uebertragungen Byron's waren bereits einige der früheren, wie die des Corsaren von Friedrich Diez, des Childe Harold von Zedlitz und der sämmtlichen Werke von Adolf Böttger sehr gelungen. Sie alle indes hat jetzt diejenige von Otto Gildemeister, die man meisterhaft nennen darf, übertroffen. Jedoch wäre es eine Täuschung, wenn man glauben wollte, der britische Lord könne jemals dergestalt in einen deutschredenden Dichter umgewandelt werden, wie es mit Shakespeare gelungen ist. Schon der Reim, der in den meisten seiner Werke eine Hauptrolle spielt und den er mit wunderbarer Virtuosität behandelt, stellt sich dem entgegen. Die Spenserstanze des Childe Harold, ein im Englischen außerordentlich

schönes Versmaß, übt im Deutschen nicht dieselbe Wirkung; und daher sind die Versuche, sie auch für Originaldichtungen bei uns einzuführen, erfolglos geblieben. In dem humoristischen „Don Juan" endlich ist so Vieles mit dem britischen Idiom verwachsen, daß es auch von dem genialsten Uebersetzer in einer fremden Sprache nie derartig wiedergegeben werden kann, um den ursprünglichen Eindruck hervorzurufen. Ein kompetentes Urteil über Byron möchte daher nur Demjenigen zustehen, der, des Englischen in allen seinen Nuancen mächtig, ihn im Original zu lesen vermag.

In unseren Tagen sind in Deutschland Stimmen laut geworden, welche der Meinung zweier ganzen Generationen zum Trotz darauf abzielen, unsern Dichter auf eine untergeordnete Stufe herabzudrücken. Ich will hier die schon von Anderen mehrfach gebührend zurechtgewiesenen Auslassungen von Gervinus nicht in Betracht ziehen. Da der Ausspruch Grillparzer's: letzterer Schriftsteller habe nicht das mindeste von Poesie verstanden und sich deshalb niemals ein Urteil über Dichtkunst anmaßen sollen, unstreitig richtig ist, so kann alles, was derselbe in erwähnter Hinsicht hat drucken lassen, füglich auf sich beruhen. Eher Beachtung verdient, was ein ernst strebender Dichter, Friedrich Hebbel, in einem kleinen Aufsatze und in verschiedenen Epigrammen über Byron gesagt hat. Er bricht hier über sämmtliche Werke des Briten, mit Ausnahme der humoristischen, den Stab und bezeichnet besonders seine kleineren poetischen Erzählungen als durchaus trivial. Um dies überhaupt begreiflich zu finden, muß man bedenken, daß wohl kaum zwei Poetennaturen gedacht werden können, die

einander so diametral entgegengesetzt gewesen wären, wie Hebbel und Byron. Bei Ersterem herrschte durchaus die Berechnung vor, bei Letzterem war Alles Erguß des begeisterten Moments. Es fehlte Hebbel sicher nicht an dichterischer Begabung; allein diejenige, die er besaß, konnte sich kaum Bahn durch die Schichten eisig-kalter Reflexion brechen, die über ihr lagerten, und sie erstarrte nicht selten ganz im Frost. Bei Byron war im Gegenteil das poetische Feuer stets eher in Gefahr, in Fieberhitze überzugehen, als durch nüchternes Reflektiren erstickt zu werden. Daß nun Werke von solcher Glut, trotz aller Fehler, die sie haben mögen, in der Wagschale der Poesie solche, die an Kälte leiden, weit in die Höhe schnellen, springt von vornherein in die Augen. Man kann alle Mängel, die dem Giaur, der Braut von Abydos und so weiter vorgerückt werden, zugeben, und muß doch behaupten, daß trotz derselben der Zauber dieser Dichtungen ein überaus großer ist, ja daß jene neben den Schönheiten kaum in Betracht kommen. Was besonders getadelt wird, ist, daß die erzählenden Begebenheiten, an sich unbedeutend und von geringer Erfindungskraft zeugend, völlig von Schilderungen, Betrachtungen und Gefühlsergüssen überwuchert werden und der Leser den Faden der Geschichte oft ganz aus den Augen verliert, daß die Personen in allen Erzählungen, mit geringen Variationen, stets dieselben sind, und zwar die Frauen charakterlose beauties, wie man sie in den englischen Keepsakes findet, die Männer gar nur Kostümhelden von Maskenbällen und so weiter. Diesen Vorwürfen läßt sich nicht jede Berechtigung absprechen. Allein die Vorzüge der erwähnten Dichtungen beruhen auch nicht auf der erzählten

Geschichte und auf den vorgeführten Charakteren, sondern auf den überwältigend schönen Schilderungen von Naturscenen, der hinreißenden Darstellung der Leidenschaften und der Fülle poetischer Gedanken, die sie enthalten. Und wie schwer diese Eigenschaften wiegen, das erkennt man erst recht, wenn man Hebbel's Erzählung „Mutter und Kind" vergleichend betrachtet. Die Begebenheit darin ist artig erfunden, die Gestalten sind nach dem wirklichen Leben kopirt, so daß man ihnen täglich auf der Straße begegnen könnte. Auch daß zu viele Schilderungen und Gefühlsergüsse vorkämen, kann man nicht sagen; alles, was man an Byron tadelt, ist also hier vermieden. In ungebundener Rede würde vielleicht eine hübsche Novelle aus dem Stoffe geworden sein; doch weshalb er in Verse gebracht ist, begreift man nicht. Der Stil sinkt oft zur niedersten Prosa herab, die Hexameter sind unerträglich holperig, und das Ganze verdient kaum den Namen eines Gedichtes. — Der Corsar, die Belagerung von Korinth und so weiter werden oft wegen ihres echt morgenländischen Charakters gepriesen. Man hat sogar gesagt, sie schienen von einem Orientalen verfaßt zu sein. Andere im Gegenteil haben ihnen vorgeworfen, all das Rosenöl, der Moschus- und Sandelduft, die Ataghane und Kaschmirshawls, die in ihnen vorkommen, seien nur nachgemacht, und Rückert hat sie deshalb in einem Epigramm verspottet. Es ist hier wohl zuzugestehen, daß Diejenigen, welche sagen, daß man genannte Gedichte für Produkte eines Morgenländers halten könnte, nie arabische oder persische Verse gelesen haben müssen. Byron selbst hat auch solche nie gekannt und das, was er von orientalischen Bildern und Mythen anbringt, wahrscheinlich nur

aus dem schon erwähnten Roman Vathek, besonders aus den Anmerkungen dazu, welche aus Herbelot's Bibliothek geschöpft sind, entlehnt. Uebrigens that er sicher recht, seinen Erzählungen durch einige solche Bilder nur ein etwas fremdartiges Kolorit zu verleihen, es aber nicht darauf anzulegen, sie als die Erzeugnisse eines islamischen Poeten erscheinen zu lassen. Rückert's Tadel prallt hier eher auf ihn selbst zurück, und so schön auch seine „Oestlichen Rosen“ sind, ließe sich doch sagen, ihr Verfasser habe ein Maskenspiel getrieben, indem er mit beturbantem Haupt inmitten der Rosen von Schiras dem Geflöte Bülbüls zu lauschen vorgegeben. — Während Childe Harold zuerst den Ruhm des Dichters begründete und mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen wurde, auch jetzt noch als eines von Byron's Hauptwerken bewundert wird, sind an demselben doch die lebhaftesten Ausstellungen gemacht worden; und wenn man solchen tadelnden Stimmen Glauben schenkte, müßte man es als ein ganz schülerhaftes Erzeugnis ansehen. Diese Ausstellungen liegen so nahe, daß Jeder, der irgend ein ästhetisches Kompendium durchblättert hat, sie sogleich bei der Hand haben muß: das Gedicht ist nichts als eine versifizirte Reisebeschreibung, eine Folge von Schilderungen, Empfindungsergüssen und Betrachtungen; der Titelheld ist ein bloßes Schattenbild, welches zu nichts dient, als daß von Zeit zu Zeit gesagt wird: Childe Harold sah das, dachte das und so weiter. Wenn es sich nun hiermit wirklich so verhielte — und es ist in der That der Fall — was wäre damit bewiesen? Würde dadurch der außerordentlichen Schönheit auch nur im mindesten Abbruch gethan sein? Childe Harold übt

fortwährend durch die Magie der Schilderungen und Gefühls-
ausströmungen eine bestrickende Macht über alle für Poesie
Empfängliche, und diese würde sicherlich nicht höher sein,
wenn er nach den Rezepten der Aesthetik komponirt wäre
und Gestalten „von Fleisch und Blut", sowie eine regelrecht
durchgeführte Fabel hätte.

Bei seinem Aufenthalt am Genfersee vollendete Byron
den dritten Gesang dieser Pilgerfahrt, indem er die Gestalt
des Ritters ganz fallen ließ und nur noch in eigenem
Namen fortsprach. Der Eindruck, welchen der Anblick der
Wunder des Berner Oberlandes und des Chamounithals
auf ihn gemacht hatte, erfüllte eine andere Dichtung, die
er hier verfaßte, mit besonders erhabenen Anschauungen.
Es ist dies sein „Manfred", ein dramatisches Gedicht,
welches auf die Bühne zu bringen sicher ein verkehrtes
Beginnen ist, indem die Form des Monologs darin vor-
herrscht, welches jedoch seinem poetischen Wert nach sehr
hoch steht. Dem mächtigen und hinreißenden Odem des
Naturgeistes, der es durchweht, verdankt es eine ganz eigen-
tümliche Wirkung, wie sie vielleicht kein anderes Werk in
gleicher Stärke ausübt. Daß es darin an mannigfaltigen
Charakteren fehle, daß Byron in Manfred, wie in den
meisten anderen seiner Helden sich selbst darstelle, ist ein
höchst wohlfeiler Tadel, dessen Wert auf sich beruhen möge.
Die düstere Seelenstimmung Manfred's wird gerade dadurch
so überwältigend, daß der Dichter seine volle Subjektivität
in sie ergossen hat. Die anderen noch in dem Drama
auftretenden Figuren kommen in Bezug auf die Idee
des Ganzen so wenig in Betracht, daß es genügte, sie
mit flüchtigen Strichen zu charakterisiren. Es ist vielfach

behauptet worden, Goethe's Faust habe den Manfred hervorgerufen. Man könnte ebenso gut behaupten, wie dies auch wirklich geschehen ist: Goethe habe zu seinem Faust das gleichnamige Drama von Marlow und den Wunderthätigen Magus von Calderon benützt, insofern wirklich Scenen in dem Werk des deutschen Dichters an sie erinnern. Aber wenn es von Goethe gewiß ist, daß er die beiden Dichtungen des Engländers und des Spaniers nicht gekannt hat, so befand sich Byron ihm gegenüber so ziemlich in derselben Lage. Er verstand kein Deutsch; eine englische oder französische Uebersetzung des Faust war meines Wissens 1816 noch nicht vorhanden; also müßte der Lord sich denselben haben mündlich übersetzen lassen. Uebrigens findet sich im Grunde auch keine andere Uebereinstimmung in den zwei Dramen, als daß beide mit einem Monolog anfangen und daß darin Geistererscheinungen vorkommen. Faust ist der Denker von ungestilltem Wissensdurst, Manfred dagegen von Schuldbewußtsein und Lebensüberdruß gequält.

Von Genf begab sich Byron nach Italien und verbrachte daselbst die sieben bis acht folgenden Jahre seines Lebens in Venedig, Ravenna, Pisa und zuletzt Genua. In ersterer Stadt verfiel er eine Zeit lang in ein wüstes Leben, wie er es bereits in einer früheren Periode seiner Jugend geführt; aber aus diesem rettete ihn die junge Gräfin Guiccioli, durch die er, wenn er auch schon vor seiner verhängnisvollen Ehe in Leidenschaft für ein Mädchen erglüht war, welches nicht sein werden sollte, zum ersten Male durch die Bande dauernder Liebe mit einem Weibe verbunden ward. Die Gräfin muß außer ihrer Schönheit auch Gaben des Herzens besessen haben, durch die sie ihn an sich fesselte.

Ob sie seinen Geist zu fassen vermochte, erscheint nach den zwei Bänden Erinnerungen an ihn, die sie später herausgab, als sehr zweifelhaft; allein er hatte so viel von Herzlosigkeit, Prüderie und Bigotterie in seinem Vaterlande gelitten, daß er schon durch die warme Zuneigung dieser Italienerin beglückt wurde, auch wenn sie auf seine Gedankenwelt einzugehen nicht fähig war.

Byron konnte nicht in Italien weilen, ohne von den damaligen trostlosen politischen Verhältnissen dieses Landes mit Schmerz und Unmut erfüllt zu werden. Die Lombardei und Venedig seufzten unter dem Joche Oesterreichs, und unter der schützenden Hand des Kaiserstaats konnten alle die Gewaltherrscher, unter die das Land seit dem Sturze Napoleon's verteilt war, dem Drange der Nation nach Einheit und Freiheit Trotz bieten. Schon in jenen Tagen regte sich dieser Drang, der erst in den unsrigen sein Ziel erreicht hat, mächtig auf der ganzen Halbinsel, und ein Netz von Verschwörungen, der sogenannten Carbonari, verbreitete sich geheim von den Alpen bis in die Südspitze Siciliens. So oft durch die Polizei ein Revolutionsplan aufgespürt war, füllten sich die Kerker mit neuen Opfern, und glücklich waren noch die, welche wenigstens in der Heimat die Ketten tragen durften und nicht in die schrecklichen Gefängnisse des Spielbergs hinweggeschleppt wurden. Byron selbst, der als Brite von den italienischen Schergen kaum angetastet werden konnte, leistete den Carbonari allen Vorschub und machte einmal vor einem projektirten Aufstande in Toscana sogar seine Wohnung in Pisa zu einer Niederlage für ihre Waffen. Mit der Revolution, die 1822 in Neapel ausbrach, sympathisirte er lebhaft; um so größer

war sein Unmut, als dieselbe bald wieder zu Boden geworfen ward. Er schleuderte bei Gelegenheit des Kongresses von Verona eine bittere Invektive gegen die Mitglieder der heiligen Allianz in seinem „Ehernen Zeitalter". — Die Gabe der Satire war eine der glänzendsten Seiten von Byron's Talent. Er züchtigte die Fürsten und Minister, welche damals die Geschicke Europas lenkten, in jenem Gedicht mit glühenden Ruten, und vielleicht werden die Machthaber und Staatsmänner, über welche darin Gericht gehalten wird, in den Versen des Briten noch eine keineswegs beneidenswerte Unsterblichkeit haben, wenn die Geschichte es kaum noch der Mühe für wert halten wird, ihre Namen zu nennen, wie die Tyrannen Italiens im Mittelalter verschollen sein würden, wenn Dante ihnen nicht sein Brandmal auf die Stirn gedrückt hätte. Auch die Zustände in Großbritannien, das gleich den übrigen Staaten Europas ganz im Sinne einer geistlosen Reaktion regiert wurde, erregten Byron's Galle und er machte seinem Groll beim Ableben des Königs Georg III. Luft in der „Vision des Gerichts", die von bitterstem Sarkasmus getränkt ist. Eine volle satirische Ader durchdringt auch das Epos Don Juan, an welchem Byron während mehrerer Jahre seines italienischen Aufenthalts schrieb, um es doch unvollendet zu hinterlassen. Als Vorbild für den Stil desselben diente ihm ein humoristisches Gedicht in Oktaven von Frere, pseudonym Whistlecraft, wie er dies selbst mehrfach anerkannt hat. Daß die Strophen im Don Juan und in Frere's Ansterfair, der ganzen Manier nach, auffallend übereinstimmen, davon kann sich Jeder leicht überzeugen, indem längere Proben aus letzterem in mehreren neueren Ausgaben von

Byron's Werken abgedruckt sind. Uebrigens ist Italien die Heimat dieser Stilart; dieselbe ist beinahe so alt wie die neuere Literatur. Und schon in einem der ältesten Heldengedichte aus dem Sagenkreise Karl's des Großen, dem Morgante von Pulci, begegnen wir ihr, sogar mit dem Zubehör burlesker Reime. Bei Pulci finden sich so viele Spöttereien über religiöse Dinge, daß ein deutscher Literarhistoriker, Valentin Schmidt, ihn einen hämischen Atheisten genannt hat. Allein wenn man die frommen Anrufungen der Heiligen und der Dreieinigkeit zu Anfang der Gesänge liest, kann man auf den Gedanken kommen, daß die Witzeleien so harmlos gemeint seien, wie dergleichen in den alten Mysterien bei aller Andacht, aus der sie hervorgegangen, mit unterlaufen. Daß Byron auch den Morgante kannte, hat er selbst bekundet, indem er dessen ersten Gesang metrisch übersetzte. Außer dem Engländer und dem alten Italiener hatte er übrigens noch ein näheres Vorbild in dem Abbate Casti, dessen Novelle galanti er nach Aussage des Kapitän Medwin gerne las. Leider sind diese Novellen so ausgelassen und anstößig, daß man den Verdacht der Frivolität auf sich zieht, wenn man sie rühmt. Aber poetisch haben sie große Reize, und die leichtgleitenden ottave rime sind von hinreißendem Fluß. Casti's Novelle La Diavolessa nun hat Byron offenbar die Idee zum Don Juan gegeben. Es werden darin die Abenteuer eines Vetters des sevillanischen Wüstlings erzählt, welcher in die Fußstapfen seines Cousin tritt. Auch ein Seesturm kommt vor; und selbst ein paar einzelne Stellen des englischen Gedichts nehmen sich nahezu wie Uebersetzungen aus dem Italienischen aus. Daß Byron's Epos hoch über der Novelle steht, ist freilich

unbestreitbar. Ohne irgend von früheren Produktionen Einflüsse erfahren zu haben, ist vielleicht kein literarisches Werk der Welt entstanden, außer solchen, die an den ersten Anfängen der Literatur stehen, und es kann selbst die Frage sein, ob nicht dem ersten Buche Mosis eine ältere Schrift vorherging, aus welcher dies und das in dasselbe übergegangen ist. Es ist wunderbar, daß Byron jetzt oft als besonders original gepriesen wird, während er sich bei seinen Lebzeiten mehrfach Plagiate vorrücken lassen mußte. In seiner „Belagerung von Korinth“ kommt eine ganze Anzahl Verse aus Coleridge's „Christabel“ vor, und als er hierauf aufmerksam gemacht wurde, sagte er lachend: er wisse nicht, wie sie hineingeraten seien. Hätte Coleridge sich über eine solche Entlehnung beschweren wollen, so würde man ihm haben vorhalten können, daß er, wie dies mehrfach hervorgehoben worden ist, sich des gleichen Verfahrens bedient habe, indem er Gedichte von Friederike Brun und vom jüngeren Grafen Stolberg benutzte. Sogar wegen des Anfangs seiner „Braut von Abydos“: „Kennt ihr das Land“, ward Byron des Diebstahls aus Goethe bezichtigt. Verständige jedoch werden ihm aus dergleichen keinen Vorwurf machen, denn sie wissen, daß man nur nachzuspüren braucht, um bei jedem Dichter der Welt Aehnliches zu entdecken. Nur die Armut, die von solchen Entlehnungen lebt, darf man deshalb anklagen. Wer aber selbst reich ist und viel des Eigenen gibt, bei dem kommt es nicht in Betracht, daß er Einiges Anderen verdankt. Byron's Don Juan nun wird wohl unbedingt das Recht zugestanden werden müssen, zu den vorzüglichsten Dichtungen der Welt zu gehören. Wer sich nicht von einmal berühmten Namen

bestechen läßt, wird ihm sicherlich den Vorrang vor Ariost's Rasendem Roland einräumen. Denn während der Brite in seinem Werk einen gleich glänzenden und farbenbunten Teppich des Lebens ausbreitet, wie der Italiener in dem seinigen, erfliegt Byron's Phantasie noch lichtere Höhen, als diejenige Ariost's mit allen ihren Flügelrossen, und steigt sein Gedanke zugleich in Tiefen hinab, welche diesem gänzlich verschlossen sind. Die Komposition des Ganzen spottet übermütig aller Regeln; auch hatte sich der Dichter gar keinen festen Plan entworfen. In seinen Gesprächen mit Medwin sagt er nur einmal, er habe die Idee, seinen Helden während der Revolution nach Paris zu führen und ihn dort durch die Guillotine sterben zu lassen. Letzteres, wie überhaupt schon die Abenteuer im Türkenkriege und am Hofe Katharina's von Rußland, stimmt übrigens kaum zu dem Anfang des Gedichts und zum Namen des Helden, welcher doch der alte burlador von Sevilla sein soll. Der Stil des ersten Gesanges und des größten Teiles des zweiten paßt nicht recht zu den späteren; der Anfang ist ganz skurril und die erste Liebesaventure des Helden sieht wie ein gereimtes Kapitel aus Casanova's Memoiren oder dem Faublas aus. Erst mit dem Schiffbruch nimmt das Gedicht einen höheren Schwung. Doch selbst bei der an der Grenze des Erlaubten stehenden Schauderscene, wie Don Juan's Lehrer von den Verhungernden im Boot geschlachtet wird, lauert der Spott im Hintergrunde, und man glaubt, die Parodie irgend einer schreckensvollen Begebenheit aus einem Sensationsroman vor sich zu haben. Die Inselidylle mit Haydee und die Erstürmung der Festung Ismail sind wohl die Glanzpartien; der Dichter läßt bald die

bukolische Flöte, bald die epische Drommete erklingen. Die Erzählung wird sehr häufig von langen Digressionen unterbrochen, und einige von diesen, wie die feurige Invektive gegen Wellington, die Schilderung von Byron's Abendritten durch den schon von Boccaccio gefeierten Pinienwald bei Ravenna und die melancholische Betrachtung am Grabe des jungen Gaston de Foix sind von ganz besonderer Schönheit. Dagegen die häufigen, zuweilen sehr weitschweifigen Ausfälle gegen die Mitglieder der Seeschule könnten weggewünscht werden; denn sie sind ungerecht, zeugen nur von der persönlichen Verbitterung des Dichters und haben für die Nachwelt kein Interesse. — Allein, genug! Wenn man Einzelnes an dem Werke anders wünschen möchte, so sagt man sich doch bald, man müsse ein solches Gedicht hinnehmen, wie es ist. Hätte Byron dem freien Erguß seines Genius Fesseln anlegen wollen, so würde die Spontaneität des Ganzen darunter gelitten haben. Wer den Don Juan regelrechter wünscht, der möge ihn beiseite werfen und sich etwa an Trissino's „von den Gothen befreitem Italien“ entschädigen; dort wird er eine allen Gesetzen der Epopöe entsprechende Komposition, eine epische Maschinerie und so weiter, aber auch viele Langeweile finden.

Mit unerschöpflich sprudelnder Produktion dichtete Byron zwischen den Gesängen des Don Juan noch eine beträchtliche Anzahl anderer Werke. Zu den hervorragendsten gehört „Mazeppa“, seinem Stoff nach nur eine Anekdote aus Voltaire's Geschichte Karl's XII., und nach Hebbel ebenso wie die anderen Erzählungen Byron's völlig trivial, allein trotz dieses dünkelhaften Machtspruchs durch seine unvergängliche Lebenskraft noch der Fortdauer gewiß, wenn

Hebbel's sämmtliche Dichtungen längst zu Grunde gegangen sein werden. Dieser an das unbändige Steppenroß geschmiedete und in die ukrainischen Wälder hinausgejagte Hetman ist, wie Victor Hugo dies sehr schön ausgemalt, ein Bild des Genius des Dichters selbst. Das Talent Byron's zur Schilderung wilder und schrecklicher Scenen hat sich nirgends glänzender gezeigt. — Noch bedeutender, nach der Ansicht Mancher sogar sein größtes Werk, ist das Mysterium „Kain". Von den religiösen Schauspielen des Mittelalters hat der Brite wohl keines gekannt, sonst würde er seinem Stück nicht einen solchen Titel gegeben haben. Denn mit jenen Mysterien hat dasselbe nur den biblischen Gegenstand gemeinsam. Alfieri hatte bereits wohl zwanzig Jahre vorher ein den nämlichen Stoff behandelndes Drama „Abel" geschrieben. Byron erwähnt dasselbe in seiner Vorrede, indem er sagt, er habe es nicht gelesen; indessen möchte man Letzteres bezweifeln. Der englische Dichter rühmt sich an einer andern Stelle: zu seiner Schilderung des Sturms und Schiffbruchs im Don Juan eine ganze Bibliothek von Reisebeschreibungen benützt zu haben, um dieser die möglichste Naturtreue und Anschaulichkeit zu geben; wie sollte er nun den Abel des berühmten Italieners nicht gelesen haben, da er denselben Stoff zu behandeln gedachte? Alfieri's Drama, mit dem übrigens dasjenige Byron's keine auffallende Uebereinstimmung zeigt, gehört zu dessen vorzüglichsten Leistungen. Wenn fast alle Trauerspiele des begabten italienischen Poeten durch die engen Schranken, in welche sie gleich denen der Franzosen wegen des bei beiden Völkern herrschenden Aberglaubens an die Satzungen des Aristoteles gezwängt wurden, verkümmert sind, so waltet

in diesem ein freierer Geist und es ist von einem frischen Odem der Poesie belebt. Alfieri übertraf in seinem Haß gegen religiöse und politische Tyrannei selbst Byron, und viele seiner Tragödien, noch mehr seine Schrift „Ueber die Tyrannei“, sind ganz von diesem Hasse getränkt. Seine philosophischen Anschauungen waren die französischen des vorigen Jahrhunderts. Dennoch ging er nicht so weit, was bei seiner Geistesrichtung erwartet werden konnte, dem ersten Mörder einen prometheischen Trotz gegen den „ungeheuren Weltdespoten“ zu leihen; aber dieser Gedanke ist bei ihm schon nahe gelegt. Die an Aeschylos reichende Größe von Byron's Dichtung beruht nun darauf, daß sein Kain und Lucifer in solchem Trotz an den Säulen des Weltgebäudes zu rütteln wagen. Der zweite Akt, wo die Beiden den unermeßlichen Sternenhimmel durchschreiten und in ihren Reden alle Höhen und Tiefen von Raum und Zeit, Vergangenheit und Zukunft ausmessen, hat an Glanz und Kühnheit nicht seinesgleichen. Doch ist nicht mit Unrecht hervorgehoben worden, daß Shelley's schon geraume Zeit früher verfaßtes Jugendgedicht „Queen Mab“ in einer ähnlichen höchst prächtigen Schilderung das Vorbild dazu gegeben hat. Daß dies wundervolle Drama nur für eine ideale Bühne berechnet ist, versteht sich von selbst. Beinahe unglaublich erscheint Hebbel's höhnisches Urteil über den Kain, welchem er besonders vorwirft, daß Lucifer wie ein Deutscher philosophire. Nun, wenn es nicht erlaubt wäre, auch die ferne Vergangenheit mit den Ideen der Gegenwart zu erfüllen (nur unter dieser Bedingung kann deren Behandlung für die letztere Interesse haben!), so würde auch Shakespeare's Hamlet zu verwerfen sein.

Welche Begabung Byron, wie er in Manfred, Kain und dem unvollendet gebliebenen „Himmel und Erde“ zeigte, auch für diese Art von metaphysischem Drama besaß, so scheint er doch für das in der realen Welt sich bewegende und zur wirklichen Aufführung bestimmte Trauerspiel weniger organisirt gewesen zu sein. Vorzüglich nachteilig wurde es seinen derartigen Werken, daß er bei denselben Grundsätze befolgte, welche kaum verschieden von denen der Boileauschen Schule waren. Schon in früheren Jahren hatte er sich theoretisch zu solchen Lehren hingeneigt und ein kleines, im Stil der Ars poetica gehaltenes Gedicht „Andeutungen nach Horaz“ verfaßt, das er selbst dem Childe Harold vorzog. Für Shakespeare gab er stets, der in England und der ganzen Welt herrschenden Ansicht entgegen, eine gewisse Geringschätzung kund; auch publizirte er während seines Aufenthalts in Italien eine in Briefform gehaltene Zuschrift, in welcher er Pope für den größten Dichter Englands erklärte. Aber meistens hatte er derartige Theorien praktisch nicht befolgt; alle seine schöneren Dichtungen bieten denselben Trotz. In den vier Trauerspielen jedoch, die in seinen letzten Lebensjahren entstanden, beschloß er, möglichst die Regeln zu befolgen, welche, wie er sagt, bis vor kurzem in der ganzen zivilisirten Welt anerkannt worden seien. Hätte er nun den weitgehenden Freiheiten der altenglischen Bühne gegenüber nur eine strengere Form einzuhalten gesucht, etwa wie dies auch Schiller that, so würde das seinen Dramen zum Vorteil gereicht haben. Allein er begnügte sich nicht hiermit, sondern steuerte auf die drei Einheiten los, wenn er sie auch nicht völlig zu beobachten vermochte. Einen Beleg dafür, wie so enge Schranken es einem Dichter

bisweilen unmöglich machen, selbst einem guten Stoffe die gehörige Entfaltung zu geben, liefern die „Beiden Foscari". Würde Jacopo Foscari uns zuerst in seiner Verbannung vorgeführt, wie er sich in Sehnsucht nach dem geliebten Venedig verzehrt, wie er dann endlich beschließt, ungeachtet der ihn von seinen Feinden bedrohenden Gefahr, dorthin zurückzukehren, so würde das Ganze ungemein an Leben und Interesse gewonnen haben, während jetzt beim Beginne des Stücks im Grunde schon Alles abgemacht ist und die mit den Gefängnisqualen des Unglücklichen und den Machinationen seiner Gegner erfüllten fünf Akte einen peinlichen Eindruck hervorrufen. Noch schlimmer jedoch als diese halbe Unterwerfung unter die Satzungen der französischen Dramaturgie war es, daß Byron auch die Kühnheiten des poetischen Stils, auf denen die Wirkung seiner besseren Werke wesentlich mit beruhte, hier zu Gunsten einer nüchternen Korrektheit im Sinne Pope's aufgab. Die beiden schwächsten von diesen Tragödien sind wohl Marino Faliero, der noch überdies an großer Breite leidet und die Länge von zwei gewöhnlichen Stücken hat, und „Werner", in welchem eine gute ältere Erzählung einer Miß Lee fast ohne eigene Zuthat des Dichters dramatisirt ist. Vorzüglicher ist jedenfalls Sardanapal. Denjenigen, welche über Byron's Trauerspiele überhaupt den Stab brechen und sie für völlig verfehlt erklären, kann man zugeben, daß dieselben seinen anderen Dichtungen weit nachstehen. Allein es wäre ungerecht, zu verschweigen, daß in einzelnen Partien und Stellen, besonders in den Beiden Foscari und in Sardanapal, sein Genius glänzend hervorbricht. Da sinken die unwürdigen Fesseln, die er sich selbst in unbegreiflicher Verblendung

auferlegt hat, von ihm ab, und wir hören wieder den Vollklang der Poesie, wie in Manfred und Childe Harold.

Fast gleichzeitig mit den Revolutionen in Spanien und Neapel brach der Aufstand der Griechen gegen das türkische Joch aus. Nachdem jene durch die Heere der Franzosen und Oesterreicher niedergeschlagen waren, loderte dieser immer höher empor, und Byron begleitete ihn mit der lebhaftesten Sympathie, wie das ein schönes, in den Don Juan eingeschaltetes Lied zeigt. Die Aelteren unter den heute Lebenden erinnern sich noch des Enthusiasmus', welchen die Sache der Hellenen damals in fast ganz Europa hervorrief; die Herzen aller Edleren flammten für sie, Schaaren von Kriegern, besonders aus Deutschland und Frankreich, zogen dem hartbedrängten Volke zu Hilfe, und wenn auch das befreite Griechenland noch nicht ganz die Hoffnungen erfüllt hat, die man an seine Losreißung von der osmanischen Herrschaft knüpfte, so wird man zugestehen müssen, daß diese Hoffnungen zu überspannt waren, als daß nicht eine Ernüchterung hätte eintreten müssen. Eine Nation, die jahrhundertelang im Sklavenfron der Barbaren geseufzt, kann sich nicht in kurzem so regeneriren, um, wie man es damals erwartete, sich sogleich auf die Höhe der Athener aus der Zeit des Perikles zu erheben. Es ist daher eine empörende Ungerechtigkeit, die heutigen Griechen, wie man es vielfach hören muß, gering zu schätzen, weil sie chimärischen Erwartungen nicht entsprochen haben. Daß sie der Freiheit würdig sind, haben sie in ihrem Unabhängigkeitskampfe zur Genüge gezeigt; in demselben haben die Canaris, Miaulis, Bozzaris, Nikittas, Maurocordatos Thaten vollbracht, welche sie den großen

Helden der Geschichte anreihen, und wie ihnen, so sollte die Nachwelt auch allen den tapferen Philhellenen, die Gut und Blut dem hohen Werke weihten, ein dankbares Andenken bewahren. In die Reihen Dieser trat mit kühnem Entschluß auch Byron. Gleich unserem Theodor Körner nahm er den Lorbeer des Dichters, nur einen ungleich reicheren, von seinem Haupt, um den des Kriegers zu erringen. Was er wirklich, nachdem er griechischen Boden betreten, auszurichten vermochte, war nicht bedeutend; denn er erlag nur zu bald der mörderischen Fieberluft Missolunghis. Dennoch war seine heroische Teilnahme für die Hellenen sicher nicht fruchtlos. Sie entzündete von neuem die Begeisterung für deren Freiheitskampf in vielen Edlen, trieb sie ihren Fahnen zu, und drei Jahre nach seinem Tode hat gewiß sein Geist siegreich in der Schlacht von Navarino mitgefochten, welche die Unabhängigkeit Griechenlands begründete.

Mehr noch als bei seinen Lebzeiten übte Lord Byron's ganze Erscheinung ebensowohl wie seine Dichtungen nach seinem Tode eine Art von Faszination über die Gemüter aus. Bei Solchen, die wirklich ein Organ für Poesie besaßen, war es natürlich, daß die außerordentlichen Schönheiten seiner Werke über den ersten blendenden Eindruck hinaus eine nachhaltige Wirkung hatten, welche noch heute fortdauert und nicht leicht aufhören kann. Aber bei Manchen verhielt es sich auch anders. Wie Byron in seiner Mißgunst gegen Shakespeare spöttisch sagte, es sei jetzt „fashion", diesen zu bewundern, so erging es ihm selbst: er wurde Mode. Schon vor seiner Abreise nach Italien war es in den Londoner Zirkeln der vornehmen

Welt fashion geworden, ihn in seiner äußeren Erscheinung zu kopiren. Während damals die seit der französischen Revolution eingeführte Sitte herrschte, daß die Herren hohe und steife Krawatten trugen, welche fast jede Kopfbewegung verhinderten, erschien Byron in den Soiréen mit weit entblößtem Halse und fand bald darin bei den jungen Elegants Nachfolge, so daß es zum guten Ton gehörte, sich ebenso zu kleiden. Man glaubte dadurch genial zu erscheinen, und es fehlte nicht viel, so hätten die Dandies auch das Hinken des Lord nachgeahmt, der als Kind durch einen unglücklichen Fall sein linkes Bein beschädigt hatte. Aehnlich glaubten manche Mittelmäßigkeiten in der Literatur sich ein interessantes Ansehen zu geben, wenn sie eine finstere Miene annahmen und in ihren Schriften eine melancholische, menschenfeindliche Stimmung fingirten, wie sie in den Dichtungen Byron's herrscht und selbst in dessen Don Juan unter dem ausgelassenen Humor hie und da hervorbricht. Nahezu ein halbes Jahrhundert hindurch hat diese Thorheit grassirt, und die Zahl Derer, welche behaupteten, der große Riß der Schöpfung gehe mitten durch ihr Herz, war Legion. Es ist dafür der, ich weiß nicht von wem, aufgebrachte Ausdruck „Weltschmerz“ in Brauch gekommen und meistens in spöttischem Sinne wiederholt worden. Wo solcher Weltschmerz affektirt, wo Koketterie mit ihm getrieben wird, ist ein solcher Spott gewiß vollauf berechtigt; allein man muß sich wohl hüten, nun auch den echten Schmerz, wie er tieferen Seelen nie erspart wird und mit aller Existenz verbunden ist, mit jenem erkünstelten zu verwechseln und gleichfalls zu verhöhnen. Poeten, die immer fröhlich sind, weil sie sich nur auf der Oberfläche des Lebens

bewegen, können anmutig und liebenswürdig sein. Dahin gehören ein Anakreon, ein Ariost. Allein zu den großen Dichtern gezählt zu werden, haben sie keinen Anspruch. In Allen, welche diesen Namen verdienen, sogar in denen primitiver Zeitalter und des heiteren Griechenvolkes, finden sich Stellen düsterer Schwermut, Ausbrüche eines durchbohrenden Wehs. Die Unmöglichkeit dauernder Befriedigung auf Erden, das sich Jedem, der nicht leichtsinnig darüber hinweggeht, aufdrängende fruchtlose Brüten über die Rätsel des Daseins, das Unerreichbare der dem schaffenden Geiste vorschwebenden Ideale machen, daß eine solche Wolke des Trübsinns ihren Schatten über alle großen Dichtwerke breitet. Der alte Homer kennt diesen Schmerz; er tönt in gewaltigen Klängen aus dem Prometheus des Aeschylus, bricht sich übermächtig bei Firdusi Bahn, dringt aus Dante ebensowohl wie aus Shakespeare erschütternd zu unserem Gemüt und erfüllt auch viele Werke unseres wegen seiner heiteren Lebensanschauung gepriesenen Goethe, besonders den Werther und Faust. Man kann bei allen den Genannten und noch bei vielen anderen Dichtern ersten Ranges der Vergangenheit, auch bei Schiller, von Weltschmerz reden: ohne ihn würden ihre Werke nicht so bedeutend sein, wie sie es sind. Aber wie der große Florentiner nach der Wanderung durch die untersten Höllenschlünde zum Paradiese emporstieg, so rangen sie sich aus den Abgründen des Gedankens, in denen sie das ganze Weh der Menschheit empfunden, wieder an das Licht, und nach der finsteren Gewitternacht stieg siegreich und verklärend die ewige Sonne herauf. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dagegen trug die unglückliche Weltlage viel dazu bei, die

Geister zu verdüstern. Allerdings hat es noch weit schlimmere Perioden in der Geschichte gegeben, wo sich Verzweiflung vieler Gemüter bemächtigte. So die Zeit der späteren römischen Kaiser, wo Plinius, Seneca, Lucanus, Svetonius und Tacitus ihre Werke mit Ausströmungen der düstersten Weltverzweiflung erfüllten. Jedoch die Epoche, welche nach der französischen Revolution anbrach, war, wenn auch die Tyrannei Napoleon's nicht an die der Neronen reichte, gleich sehr dazu angethan, die Seelen gerade der Edleren niederzudrücken. Die hohen und überspannten Hoffnungen, welche Viele an die französische Revolution geknüpft hatten, die Erwartung, durch sie werde ein neues goldenes Zeitalter für die Menschheit anbrechen, waren furchtbar getäuscht worden. Statt des geträumten Millenniums brachen Elend und Knechtschaft abermals über die Völker herein. Als das eiserne Joch des französischen Despoten abgeschüttelt war, zwängte eine zugleich geistlose und gewaltthätige Reaktion sie in neue Ketten und verfolgte Jeden, der an Freiheit zu mahnen oder von Verbesserung der sozialen und politischen Zustände zu reden wagte. Der alte religiöse Glaube, schon früher erschüttert, hatte durch die Philosophie des vorigen Jahrhunderts einen schweren Stoß erlitten, und alle Versuche, ihn künstlich wieder in das Leben zu rufen, trugen nur dazu bei, seinen in näherer oder fernerer Zeit sicher bevorstehenden Untergang zu beschleunigen. Wenn zahllose Geschlechter der Menschen aus ihm Trost geschöpft hatten und in der felsenfesten Ueberzeugung von seiner Wahrheit zu Grabe gegangen waren, so konnte man wohl beklagen, daß die neue Generation dieses Ankers auf der stürmischen Fahrt durch das Leben entbehren müsse. Allein

man sagte sich zugleich, daß die einzelnen Segnungen, welche die Religion verbreitet, durch die fürchterlichen von ihr über die Erde gebrachten Greuel mehr als aufgewogen worden seien und daß man deren Untergang schon deshalb nicht beklagen könne. Dennoch fühlte man eine große Leere, weil kein neuer Glaube an die Stelle des alten getreten war, keine hohe Ueberzeugung den Geistern den Pfad nach einem erhabenen Ziele wies. Hieraus entstand denn der Weltschmerz, der so viele der bedeutendsten Männer jener Zeit zu Boden drückte.

Am gewaltigsten hat ihn unstreitig Arthur Schopenhauer ausgesprochen — um so niederschmetternder, als aus seiner Philosophie nicht der kalte Verstand, sondern das Weh einer warmen, tiefempfindenden Seele in erschütternden Worten spricht. Nur ein Jahr jünger als Lord Byron, hatte er sein Hauptwerk schon herausgegeben, als Letzterer noch kaum in das erste Mannesalter getreten war. Doch der Stumpfsinn der Nation ließ es bis nahezu an das Ende seines Lebens unbeachtet, um ihm erst nach seinem Tode eine posthume Anerkennung zu teil werden zu lassen. So ist es gekommen, daß Schopenhauer erst ein vielgelesener Autor wurde, als die düsteren Zeitumstände, welche seinen Pessimismus hervorgerufen, sich verändert hatten. Seine Schriften werden wegen ihres Reichtums an genialen Ideen immer eine der ersten Zierden unserer Literatur bleiben; auch werden die tiefen Blicke in die verborgensten Regionen des Gedankens, die sich in ihnen finden, für die Folgezeit nicht verloren sein. Doch ist zu wünschen, daß seine trostlosen Lehren die Periode, die sie erzeugt hat, nicht lange mehr überleben.

Dieselbe Weltverzweiflung, wie unsern Philosophen, beherrschte dessen etwas jüngeren Zeitgenossen, den Italiener Giacomo Leopardi, und sie gewann, während sie in seinen Gedichten in rührenden Klagen hervorbricht, einen wahrhaft vernichtenden Ausdruck in seinen prosaischen Schriften. Es ist bemerkenswert, daß diese Beiden jedenfalls völlig unabhängig von einander zu derselben finsteren Weltanschauung gelangten und daß Beide in keiner Weise von Lord Byron beeinflußt wurden, wie denn auch dieser nichts von ihnen wußte. Wenn der Engländer sich als Apostel des Weltschmerzes zu dem Deutschen und dem Italiener gesellt, so predigt er doch nicht wie sie die Wertlosigkeit und Nichtigkeit alles Daseins; er war mehr nur ein von düsterem Geist beseelter Skeptiker, der nicht lehren, sondern seine individuellen Schmerzen ausströmen wollte. Weil er Empfindungen der Unbefriedigung und Trostlosigkeit, die in Tausenden schlummerten, mit dem süßesten Zauber der Poesie umkleidete, fand er ein Echo in unzählbaren Gemütern und machte einen überwältigenden Eindruck auf seine Zeitgenossen. Wegen ihrer dichterischen Herrlichkeit verdienen seine Werke nicht unterzugehen. Aber wenn heutige und künftige Poeten glauben sollten, sie würden eine gleiche Wirkung wie er auf die Herzen der Menschen ausüben, wenn sie ihre Leier auf denselben Ton des Weltschmerzes stimmten, so möchten sie sich hierin irren. Denn wenn in England schon bald nach Byron's Tode durch die Einführung der Reformbill eine glücklichere Epoche anbrach, so wurde nach und nach auch in den anderen Hauptländern Europas die Reaktion gestürzt, und Deutschland und Italien haben erreicht, was noch vor einem Menschenalter Keiner

zu hoffen wagte, was ganze aufeinanderfolgende Geschlechter vergebens erstrebt hatten: Nationaleinheit und gesetzliche Freiheit. Zugleich ist durch Entdeckungen der Naturwissenschaft von ungeheurer Tragweite eine Sonne der Erkenntnis emporgeführt und der Schleier von dem geheimnisvollen Wesen der Welt weiter gelüftet worden, als es in irgend einem vorhergegangenen Zeitalter der Fall gewesen. Diese Erkenntnis aber legt mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit die Annahme nahe, daß die Menschheit, noch im ersten Kindesalter stehend, sich in aufsteigender Bewegung befinde. Wer nun in einer solchen Periode, statt sich den großen Hoffnungen, die dem ahnenden Geiste aufgehen, zu erschließen, nur von der Trauer des eigenen Herzens singen wollte, wer, statt die Hörer zum Mitringen nach den hohen Zielen der Menschheit zu befeuern, nur für die Leiden des Daseins, die in der Zukunft wohl gemildert werden, aber nie ganz verschwinden können, ein Auge hätte, dessen Gesang würde keine Sympathie mehr, ja kaum noch ein Verständnis bei dem neuen Geschlechte finden. Wir ehren die großen Dichter der Vergangenheit, auch wenn wir die Weltanschauung, die aus ihren Werken spricht, nicht teilen, ja kaum noch fassen können. Aber wenn ein Sohn unserer Zeit aus der finster-katholischen Geistesrichtung Calderon's heraus dichtete, so würde er uns wie ein Gespenst aus früheren Tagen, das sich unter uns verirrt hätte, vorkommen. Ebenso fremdartig indes müßte der heutigen und noch mehr den folgenden Generationen der Poet gegenüberstehen, der seinen Saiten nichts als Klänge des Weltschmerzes zu entlocken verstände.

Im Obigen habe ich den Augen des Lesers eine Reihe

von Persönlichkeiten vorübergeführt, die durch ihr längeres oder kürzeres Weilen am Genfersee diesen zu einer Art von Pantheon gemacht haben, gleich der Kirche von Santa Croce in Florenz, welche die Denkmale berühmter Italiener umschließt. Freilich prangen hier, außer der Statue Rousseau's auf der kleinen nach ihm benannten Insel, keine Monumente der Kunst, um die Namen Derer, die in der Villa Deodati, in Ferney, Clarence, Coppet und Genf selbst gelebt, zu verewigen. Aber auch ohne dieselben werden einige von ihnen im Gedächtnis der Menschen nicht leicht ersterben. Wenn nicht alle von Denen, die ich genannt, Anspruch auf unvergängliche Dauer ihres Namens haben, wenn Matthisson, wenn Frau von Staël, Werner, Oehlenschläger und Bonstetten nur Autoren zweiten Ranges sind, so mögen sie doch einer Erinnerung bei der Nachwelt nicht unwert sein, wie die Italiener auch geringeren Schriftstellern einen Platz in Santa Croce gönnen. — Gleich den Genannten haben nun verschiedene andere ausgezeichnete Männer, die großen Alpenforscher Saussure und Agassiz, der auf vielen Gebieten thätige geistvolle Edgar Quinet, der treffliche Botaniker Alphonse de Candolles — Anderer nicht zu gedenken — die Gestade des Leman durch längeren Aufenthalt verherrlicht. Vielleicht daß ich bei sich bietender Gelegenheit auf sie zurückkommen werde. Auch sie haben, während ich mehrmals die goldenen Herbstmonate an diesem See verbrachte, durch den Genuß und die reiche Belehrung, die mir ihre Werke boten, meinen Aufenthalt daselbst verschönert. Ich weiß nicht, ob es Anderen auch so ergeht; allein auf mich machen Dichtungen sowohl wie wissenschaftliche Schriften einen tieferen Eindruck, wenn ich

sie an den Orten lese, wo sie geschrieben worden sind. Wie der Boden, auf dem sie entstanden, durch sie geweiht ist und verklärt wird, so empfangen sie hinwiederum von ihm einen eigenen Reiz. Oft, wenn ich am Abend über den See dahinblickte und den Glanz der gesunkenen Sonne zuerst auf den Felsen von Meillerie, dann auf dem Dent du Midi erlöschen sah und zuletzt nur noch der himmelhohe Gipfel des Montblanc in der Glorie des Lichtes strahlte, war mir, als ob die Seelen der Männer, deren Werke mich während des Tages beschäftigt hatten, von dort aus dem Lande der Unsterblichen zu mir herüberleuchteten.



Ein Wort über die Lyrik.



Man spricht in neuerer Zeit oft von der „eigentlichen Lyrik", indem man darunter das sangbare Lied versteht und geringschätzige Seitenblicke auf die übrigen Gattungen der lyrischen Poesie wirft. So las ich unlängst irgendwo: Das echte lyrische Kunstwerk sei das Lied; dieses bedürfe, um in seine volle Kunstexistenz zu treten, erstens des Poeten, der den Text schaffe, zweitens des Komponisten, der die Weise dazu setze, und drittens des Sängers, der es mit dieser ausführe; was die Lyrik sonst noch an sogenannten Gedichten hervorbringe, sei Zwitter- und Bastardgebilde.

Wie zuversichtlich eine solche Behauptung auch auftritt, so ist sie doch, aus historischer Unkenntnis und einseitiger Geschmacksrichtung zusammengewirrt, grundfalsch und zeugt von einem höchst bornirten ästhetischen Gesichtskreis dessen, der sie ausspricht.

Lyrische Gedichte wurden bei den Griechen zur Leier gesungen und die ganze Gattung hat hiervon den Namen erhalten; aber dieses Singen war weit mehr ein Recitiren; Oden, Hymnen, Dithyramben und Elegien wurden zu den Klängen des Instrumentes vorgetragen; allein die Worte waren dabei durchaus die Hauptsache. Unter allem, was von griechischer Lyrik auf uns gekommen ist, findet sich

nichts unseren sangbaren Liedern Verwandtes; Volkslieder waren zwar auch bei den Griechen vorhanden, und Athenäus hat uns Bruchstücke davon aufbewahrt. Allein keinem der großen griechischen Lyriker ist es je eingefallen, dieselben sich zum Muster zu nehmen, und die Leier, die zum Preise der Götter und Heroen, zur Verherrlichung der Liebe und Freundschaft getönt hatte, durch trivialen Singsang zu entweihen, wozu die Nachkünstelung dessen, was uns in der Natur entzückt, notwendig führen muß. Nichts kann den so gepriesenen Volksliedern unähnlicher sein, als die Gesänge des Pindar, oder die freilich nur fragmentarisch auf uns gekommenen Dichtungen des Alkäos, Stesichoros, Mimnermos, Bakchilides, Ibykus und selbst des echten Anakreon (die gewöhnlich sogenannten anakreontischen Gedichte sind bekanntlich ein Produkt der späten byzantinischen Zeit). Ebenso waren bei den Römern die Oden des Horaz, die Elegien des Tibull und Properz für den Gesang berechnet, und nicht minder später bei den Italienern die Canzonen und Sonette Petrarca's, Bembo's, Tasso's und so weiter. Die Musik war damals nur die Dienerin der Dichtkunst; nicht auf die begleitenden Töne kam es im wesentlichen an, sondern auf den poetischen Text. Die völlig untergeordnete Bedeutung der musikalischen Kompositionen erhellt schon daraus, daß dieselben kaum irgendwo erwähnt werden und daß sie spurlos zu Grunde gegangen sind; man hielt es eben nicht der Mühe für wert, sie aufzubewahren, während die Gedichte, denen sie zur Begleitung gedient, als Kleinode gehütet und von Geschlecht auf Geschlecht überliefert wurden.

In neuerer Zeit verschmäht es die Musik, infolge

ihrer außerordentlichen, von den früheren Jahrhunderten nicht einmal geahnten Ausbildung, die Magd der Dichtkunst zu sein, ja die letztere nur als gleichberechtigt gelten zu lassen; wie sie in selbständigen Schöpfungen sich ganz vom Gesange losgerissen hat, so begnügt sie sich, auch wo ihr noch Worte zu Grunde liegen, nicht damit, diese zu verdolmetschen und ihnen erhöhte Bedeutung zu leihen, sondern erdrückt sie vielmehr nahezu, um selbst in Alleinherrschaft dazustehen. Daß Solches der Fall ist, zeigen die Werke unserer großen Liederkomponisten auf das evidenteste. Schubert's Lieder haben zum größten Teile höchst mittelmäßige Texte, und letztere stören uns nicht im mindesten im Genusse der herrlichen Musik. Gerade für viele seiner berühmtesten und am populärsten gewordenen Kompositionen hat er Gedichte gewählt, die so schlecht sind, daß man gar nicht auf sie acht geben darf, um nicht aus allen Himmeln herabgerissen zu werden; so verhält es sich mit dem „Wanderer“ von Schmidt von Lübeck, dem „Ave Maria“, einer elenden Ueberſetzung nach Walter Scott, dem „Lob der Thränen“, einer Reimerei von Schlegel. Schubert hat auch einige der besten Goethe'schen Lieder gleich vortrefflich in Musik gesetzt, zum Beispiel: „Ach, wer bringt nur eine Stunde“, „Dem Sturm, dem Regen“, „So laßt mich scheinen, bis ich werde“ und so weiter. Wären nun noch jetzt die Worte die Hauptsache bei einem gesungenen Liede, ja kämen sie bei demselben auch nur wesentlich in Betracht, so müßten die Kompositionen Schubert's der genannten Goethe'schen Gedichte einen unendlich höheren Genuß gewähren, als die jener so ganz geringen Verse, oder mehr: er würde bei seinem

„Wanderer", seinem „Ave Maria" seine Kunst ganz vergebens verschwendet haben; diese Verse, bei deren Lektüre man sich kaum des Lachens enthalten kann, würden uns auch in Begleitung der Musik anwidern. Nun aber verhält es sich hiermit gerade umgekehrt. Niemand hat noch behauptet, oder wird behaupten, die Schubert'schen Singweisen zu Goethe's Mignonliedern, so unvergleichlich schön letztere sind, sprächen mehr zum Herzen und zur Seele, als diejenigen zu den vorerwähnten wertlosen Texten; vielmehr zeigt die Erfahrung, daß „Ave Maria", „Wanderer" und so weiter die größere Verbreitung und Beliebtheit erlangt haben, obgleich die musikalische Schönheit der ersteren nicht geringer ist. Mit Beethoven's, Mendelssohn's, Schumann's Kompositionen verhält es sich ebenso; auch für sie haben ihre Meister gleich oft mittelmäßige, wie gute Gedichte gewählt, und wenn wir sie singen hören, richtet sich unsere Schätzung nur nach der höheren oder geringeren Trefflichkeit der Musik, ohne daß wir dabei die Verse berücksichtigten. Die Wahrheit ist: unsere großen Tonsetzer lassen die Musik allein das Wort führen; bei der Wahl der Dichtungen kommt es ihnen einzig auf die allgemeine Stimmung an; das Einzelne überdecken sie so mit ihren Klängen, daß es gar nicht in Betracht kommt; in die nüchternsten und prosaischsten Wendungen und Ausdrücke wissen sie eine solche Fülle der Empfindung zu legen, sie verstehen es, dieselben durch den Zauber ihrer Kunst so zu adeln, daß in der That das Stümperwerk eines erbärmlichen Versifex durch sie in ein herrliches Gedicht umgewandelt wird. Beethoven's „Adelaide" ist trotz des Matthisson'schen Textes die gefeiertste seiner Lieder-

kompositionen, und man stellt ihr diejenige von Goethe's „Freudvoll und leidvoll“ höchstens zur Seite, keineswegs über sie. Beethoven's „Schottische Lieder“ entzücken alle Welt; wollte man indes Jemand fragen, wie die Worte lauteten, so würde er vermutlich die Antwort schuldig bleiben. — Die völlige Unrichtigkeit der erwähnten Ansicht, als sei die Lyrik an die Musik gebunden, und als bedürfe ein lyrisches Kunstwerk zu seiner Herstellung noch des Tonsetzers und des Sängers, geht weiter daraus unwiderleglich hervor, daß eine ganze Reihe gerade der wundervollsten Goethe'schen Lieder, zum Beispiel „An den Mond“, „Auf dem See“, „Trost in Thränen“, „Es schlug mein Herz“, kaum je gesungen werden und auch, wie es scheint, die Musiker nicht besonders herausgefordert haben, Melodien für sie zu erfinden, daß jedoch keiner das bedauert oder an den Dichtungen etwas vermißt. Ich habe den „Fischer“ immer für ein vollkommenes Kunstwerk gehalten und nie darnach verlangt, daß ein Komponist und Sänger ihn erst zu einem solchen machen soll; in gleicher Weise fügt Zelter's Melodie, so vortrefflich sie ist, dem „König von Thule“ nichts an Wert hinzu. — Wenn man die überschwenglich reichen Sammlungen von Liederkompositionen unserer guten Musiker, wie Reissiger, Kreutzer, Abt, Kücken, Franz, Speyer und so weiter mustert, findet man darunter eine ungeheure Mehrzahl, welche sehr geringfügige Texte bei oft hinreißend schöner Melodie haben und wegen letzterer in Aller Munde leben; ist es nun da nicht absurd, es den Dichtern als ein hohes Ziel ihres Strebens vorzuhalten, daß sie „sangbare“ Gedichte abfassen? Ist es nicht das äußerste Maß von Ungereimtheit,

in der Sangbarkeit überhaupt eine Vollkommenheit zu suchen, da dieselbe, wie die Erfahrung zeigt, nichts mit der poetischen Vortrefflichkeit zu thun hat? Wenn die Produkte miserabler Versschmiede schön gesungen und in schönen Melodien gleich großen und verdienten Beifall finden wie die köstlichsten Lieder von Goethe oder Uhland, ja nicht selten vor ihnen den Preis gewinnen, so kann es nur für etwas völlig Accidentelles, mit dem Wert eines Versstückes in keinerlei Verbindung Stehendes gehalten werden, daß dasselbe sich für den musikalischen Satz eignet oder nicht. Ja, wenn man bedenkt, daß die matten Reimereien von X. und Y. einen wahren Wettstreit unter den Komponisten erregt haben, sie in Musik zu setzen, während „Füllest wieder Busch und Thal“ von den Letzteren beiseite liegen gelassen ist, so möchte man annehmen, Sangbarkeit sei weit öfter eine Eigenschaft der Mittelmäßigkeit, als der Vortrefflichkeit. Was hier eine so heillose Verwirrung der Begriffe herbeigeführt hat, ist das Mißverständnis des Wortes „singen“. Mit Recht heißt der Lyriker ein Sänger, mit Recht werden seine Gedichte auch „Gesänge“ genannt; aber wenn ein Orpheus oder ein Arion wirklich sang, das heißt seine rhythmisch gegliederten Worte zur Leier recitirte, so ist das Singen des heutigen Dichters nicht ein äußerliches: dieser Ausdruck bezeichnet nur das melodische Ausströmen seiner Gefühle, den vollen inneren Brustton des Gesanges; nach diesem bestimmt sich der Wert eines lyrischen Gedichts. Ihn hat Schiller, ihn hat Victor Hugo in den besten seiner Oden in unendlich höherem Grade, als zahllose Verfasser beliebter „sangbarer“ Lieder, und jene sind daher unermeßlich viel größere Lyriker als diese.

Aus der angedeuteten irrigen Auffassung sind unglaublich viele verkehrte Urteile hervorgegangen. So sagt ein achtbarer Schriftsteller in einem seiner Aufsätze, Wilhelm Müller, der „reisende Waldhornist", habe sich in den meisten seiner früheren Gedichte als vorzüglichen Lyriker gezeigt, in seinen „Griechenliedern" dagegen den Fehler begangen, zu „reden" statt zu „blasen". Ich stimme nun in Bezug auf Wilhelm Müller vielmehr Gustav Schwab bei, der hinsichtlich seiner die Bemerkung macht, er halte dessen frühere Gedichte zwar für recht artig, jedoch nicht für so hervorragend, daß nicht auch mancher Andere gleich gute produziren könne; in seinen „Griechenliedern" dagegen sei Müller in eine neue, weit vorgerücktere Phase seines Talentes eingetreten und habe die größten Erwartungen erregt, die leider durch seinen frühen Tod vereitelt worden. Wirklich scheinen mir einige dieser „Griechenlieder", vornehmlich die auf den Kampf und Fall von Missolunghi und auf den Tod Lord Byron's, von hoher Schönheit und eines wahrhaft großen Dichters würdig zu sein; in ihnen flutet der Gesang in vollem, reichem Strome, und ich habe durchaus kein Organ für die Aesthetik, welche diese Ergießungen echt poetischer Begeisterung durch das abgeschmackte Stichwort „rhetorisch" herabzusetzen sucht, um dagegen das triviale Blasen und Tuten schlechter Dorfmusikanten zu verherrlichen.

Der Ausdruck „Lied" bezeichnete ursprünglich sehr allgemein ein lyrisches Poem. Noch Schiller hat seine Rhapsodie „Die Glocke", Platen sein in antikem Odenmaße gedichtetes „Trinklied von Bajä" so genannt. In neuerer Zeit ist es Gebrauch geworden, unter solcher Benennung kleine, stimmungsvolle Gedichte von melodiöser

Form zu verstehen, in welchen der Dichter seinen Empfindungen der Freude oder der Trauer Ausdruck gibt. Unsere Literatur hat außerordentlich viel Schönes in der Gattung aufzuweisen, und Viele haben sich von dem Zauber derartiger Versstücke, wie sie nach dem Vorgange von Claudius und Goethe besonders vortrefflich von Uhland, Eichendorff und Heine gedichtet worden sind, so bestricken lassen, daß sie den anderen höheren Formen der Lyrik kein Recht auf Existenz mehr zugestehen wollen. Dem unbefangenen Beurteiler muß dieser ästhetische Standpunkt als ein unerhört beschränkter erscheinen. Nicht leicht hat etwas Anderes einen gleich unheilvollen Einfluß auf unsere Literatur geübt. In der Musik betrachtet man es als ein sicheres Zeichen des ungebildeten Dilettantismus, wenn Jemand nur für eine einfache, leicht ins Gehör fallende Melodie Sinn hat, allem aber, was darüber hinausgeht, sein Ohr verschließt. Was eine solche einfache Melodie in der Musik, ist nun das Lied in der Poesie. Man kann Beides hochschätzen; wie es jedoch von einer sehr unausgebildeten Empfänglichkeit für das Schöne zeugt, nur für kleine melodische Sätze Sinn zu haben, so steht auch Derjenige auf einer sehr untergeordneten Stufe des Geschmacks, der in dem Liede die höchste oder gar einzige Gattung des lyrischen Gedichts findet. Indessen, handelt es sich nur um einen individuellen Geschmack, und wird dies ausgesprochen, so möge es noch hingehen. Wenn Jemand das kleine Vergißmeinnicht am Bache allen anderen Blumen vorzieht oder das Veilchen wegen seines süßen Duftes ganz besonders liebt, so läßt sich nichts dagegen einwenden; wenn er aber nun seiner individuellen Neigung

zu liebe zu beweisen versuchte, Vergißmeinnicht oder Veilchen seien die höchste oder einzige Gattung von Blumen, die herrliche Rose, die prächtige Lilie hätten kein Recht zur Existenz, so würde man ihm mit Grund die Thür weisen. Auf gleiche Art läßt sich auch manchen Freunden der Poesie die Idiosynkrasie zu gute halten, daß sie die innigen und gefühlstiefen Lieder eines Eichendorff und Anderer als die schönsten Blüten unserer Lyrik verehren. Wollen sie aber nun doziren, jene kleinen, meist momentane Stimmungen ausdrückenden lyrischen Stücke seien allein berechtigt, die schwungvolle Hymne, die gedankenreiche und zugleich von Empfindung erwärmte Elegie dagegen gehörten einer falschen Gattung an, so muß man sie allen Ernstes zurechtweisen und ihnen darthun, auf wie bodenloser Verkehrtheit, welcher Unkenntnis der Literatur, welcher ästhetischen Befangenheit eine solche Ansicht beruht.

Wenn ein gebildeter, mit der Poesie der verschiedenen Völker vertrauter Mann zum ersten Male die jetzt so vielfach ausgesprochene Behauptung hörte, in dem Liede, dem einfachen Ausdrucke einer Empfindung, erschöpfe sich die Lyrik, so würde er sie kaum fassen können. Nur die Gewohnheit, weil man ihr in neuerer Zeit in so vielen Schriften begegnet, macht, daß man gegen ihre Paradoxie abgestumpft ist. Es ist wohlbekannt, daß selbst das Absurdeste, wenn es nur recht häufig wiederholt wird, sich nach und nach Eingang verschafft, ja von Einigen geglaubt wird wie ein Evangelium. So verhält es sich mit der in Rede stehenden Doktrin. Nach ihr hätte die lyrische Poesie erst im vorigen Jahrhundert, und zwar bloß in Deutschland, begonnen; denn von dem, was man heute in

so engherziger Weise allein als lyrisch gelten lassen will, finden sich in früherer Zeit und in anderen Ländern, abgesehen von der Volkspoesie, auf die ich zurückkomme, nur ganz vereinzelte Spuren. Sämmtliche lyrische Dichtungen, welche andere Nationen für herrliche Zierden ihrer Literatur halten, sind, laut jener Doktrin, nur rhetorische Kunststücke; die Hymnen und Klagelieder der Propheten, die Psalmen und das Hohe Lied haben nur den Wert von Deklamationsübungen; die erhabenen, die Seele im Schwunge der Begeisterung durch alle Himmel emportragenden Gesänge der persischen Sufis gehören einer falschen Gattung an; Dschelaleddin Rumi hätte erst von Claudius' „Lieber Mond, du gehst so stille“ lernen müssen, wie wahre Lyrik aussieht; Pindar und im Grunde alle anderen griechischen Oden- und Liederdichter sind nichts als Phrasenmacher und hätten vielmehr nach der Melodie „Blühe, liebes Veilchen!“ dichten müssen; auch Petrarca ist nur ein Wortdrechsler. In Bezug auf die Genannten wird, weil sie einmal einen so großen Namen haben, nun ein solches Verwerfungsurteil zwar nicht ausgesprochen; man läßt sie weislich unerwähnt, weil ihre Herbeiziehung in den Augen Mancher die aufgestellte ästhetische Lehre doch auf gefährliche Weise kompromittiren könnte. Aber über neue Dichter, wie über Schiller und Victor Hugo (ich nenne nur diese Beiden, könnte jedoch noch viele Andere hinzufügen), verhängt man ohne Bedenken den Verdammungsspruch, der eigentlich auch Jene treffen müßte. Nur in Deutschland ist, wie ich glaube, eine solche Absurdität möglich; wollte Jemand zum Beispiel in England Aehnliches aussprechen, man würde ihm mit allgemeinem

Hohngelächter antworten. Großbritannien besitzt einen Liederdichter ersten Ranges in seinem Burns; dessen Gedichte sind, wenn auch im schottischen Dialekt abgefaßt, in allen drei Königreichen populär und gefeiert; noch Keinem jedoch ist es eingefallen, diesen in seinem beschränkten Genre wirklich eminenten Dichter über die großen englischen Lyriker, einen Shelley, Coleridge oder Byron zu stellen, oder gar die Gedichte der Letzteren für verfehlte Produkte zu erklären, weil sich in ihnen „Reflexion" finde, weil sie nicht sangbar, nicht im Volkston gehalten seien, und was der Abgeschmacktheiten noch mehr sind, die so viele unserer Aesthetiker vorbringen.

Höchst seltsamerweise führen die Bekenner solcher beschränkten Theorien beständig zur Unterstützung derselben Goethe als den einzig großen Lyriker an, um gleichzeitig die „Reflexionsdichter", „diejenigen, welche nicht singen, sondern reden", herabzusetzen. Wir verdanken Goethe eine Anzahl Lieder von bisher unerreichter Schönheit; aber diese bilden nur einen Teil, und einen verhältnismäßig kleinen seiner gesammten lyrischen Produktion. Er ist der große Lyriker gerade dadurch, daß er ebenso wie im Liede auch in der Ode, der Hymne, der Elegie und so weiter Meister ist. Möge sein „Ach, wer bringt nur eine Stunde", sein „Kennst du das Land" und so weiter besonders beliebt sein, seine Oden „Ganymed", „Meine Göttin", „Prometheus", „Wanderers Sturmlied", dann: „Ilmenau", „An Werther", und so viele andere sind nicht minder herrlich. Das Kriterium der Sangbarkeit jedoch paßt auf sie, auf die „Römischen Elegien", „Euphrosyne" und so weiter nicht im mindesten; auch Reflexion

findet sich in manchen von ihnen, und sie würden, wenn nicht der Name Goethe's davorstände, von dem Verdammungsurteil betroffen werden, mit dem man Gedichte derselben Gattung von anderen Autoren zu belegen immer schnell bei der Hand ist. Goethe's Sprache ist hier, wie in seinen übrigen Werken, meist einfacher und schmuckloser, als die anderer Odendichter und Elegiker; allein man kann die Eigentümlichkeit eines großen Poeten doch vernünftigerweise nicht zur Norm für alle übrigen machen, oder dem einfachen Stil größeren Wert als dem bilderreichen zuschreiben. Sophokles ist ungleich einfacher als Aeschylos, dessen Sprache oft ins Hyperbolische und Metaphorische übergeht; aber noch Niemand hat deshalb den jüngeren Tragiker seinem großen Vorgänger vorgezogen; wenn man ihm auch die feinere Ausbildung der Tragödie zum Ruhme anrechnet, so neigt sich doch die Meinung Vieler und auch die meinige dahin, in Aeschylos den größeren Dichter zu erkennen. Was die gepriesene Einfachheit anbelangt, so sei es mir erlaubt, hier eine Anekdote zu erzählen. In einer Gesellschaft, welcher ich beiwohnte, stellte Jemand mit apodiktischer Miene den Satz auf: „Die größte Einfachheit sei auch die höchste Poesie." Darauf wendete dann ein Zweiter der Anwesenden ein: „Nun denn, es gibt wohl nichts Einfacheres, als: Es ist heute schönes Wetter! — Das ist also die höchste Poesie!"

Aus der in so vielen Büchern verbreiteten Lehre von der einzigen Vortrefflichkeit des sangbaren Liedes und von der Verwerflichkeit aller übrigen lyrischen Gattungen ist es nun hervorgegangen, daß unsere Literatur mit einer

wahren Sündflut von derartigen Produktionen überschwemmt worden ist, einer Ueberschwemmung, mit welcher sich nur die Sonettenflut in Italien während des sechzehnten Jahrhunderts vergleichen läßt. Hoffentlich wird auch sie sich, wie es mit der letzteren längst geschehen, in die Vergessenheit verlaufen. Es ist so unendlich leicht, sein kleines Weh und Ach in ein paar Strophen zu fassen, ein Stimmungsbildchen in glatte Reime zu bringen. Wer hundert Seiten mit solchen Herzensergüssen oder dürftigen Anschauungen angefüllt hat, läßt sie als zierliches Bändchen drucken und wird dann als „echter Lyriker" in alle Winde ausposaunt, dünkt sich selbst auch hoch erhaben über die Reflexionspoeten, die doch nur sekundäre Talente und eigentlich Invaliden der lyrischen Kunst seien. Die Kritiker, welche solche Goldschnitt-Sänger glorifiziren, bekreuzigen sich, wenn sie in den Sammlungen anderer Autoren irgend einen Gedanken gewahren. Denn Gedanken sind absolut vom Uebel, wahre Contrebande; nur wo sie völlig herausdestillirt sind, so daß der reine Katzenjammer des Herzens übrig bleibt, blüht die echte Lyrik. Was neben solchem Gefühlsdusel, in welchem auch nicht ein Gran wahrer Empfindung vorhanden ist, allein noch Anerkennung findet, das sind Naturbildchen der harmlosesten Art, wie sie Jeder täglich auf seinen Spaziergängen in sich aufnehmen und dann bequem in ein paar Reimzeilen zu Papier bringen kann. Diese Gattung „echter Lyrik" grassirt nun seit einem halben Jahrhundert in Deutschland. Früher war das trauliche Schwaben seine Heimat; wenn ein Tübinger Stiftler nach seinen Lektionen ins Freie wanderte und sich eine Mücke auf seine Nase

setzte, so gab das ein anmutendes Gedicht, das wegen seines innigen Naturgefühls gepriesen wurde. Nachdem sich besagtes Genre der Poesie in Süddeutschland erschöpft hatte, emigrirte es an den Ostseestrand, und gegenwärtig gilt es als ein trefflicher Stoff für ein lyrisches Miniaturbild, wenn ein Dichter auf seinem Spaziergange einen „Käthner" erblickt, der sein mit der Schlafmütze bedecktes Haupt zum Fenster hinausstreckt. „Welch ein Zauber der Stimmung!" ertönt es in allen Blättern, sobald eine ähnliche Naturscene in einer kläglichen Strophe verewigt ist. Mit Gedichten dieses Kalibers sind nun alle unsere Anthologien überfüllt, und wenn ich in eine solche hineinblicke, erröte ich oft für die deutsche Nation, die sich dergleichen als Poesie bieten läßt. Daß die Sammler sich bei ihrer Wahl, mögen sie auch noch so vornehm auf angebliche ästhetische Prinzipien pochen, doch nur von der Mode leiten lassen, ist übrigens klar; wir haben schon verschiedene derartige wechselnde Moden gehabt. Zu Anfang unseres Jahrhunderts war der Stil Schiller's auch in der Lyrik Mode; ich kenne mehrere Chrestomathien aus jener Zeit, zum Beispiel eine solche von Pölitz, welche fast ausschließlich Nachahmungen der Weise jenes großen Dichters enthalten, dagegen nur sehr wenige Lieder, obgleich damals so herrliche von Goethe schon vorhanden waren. Hierauf folgten die Anthologien der Romantiker, die von Sonetten, Terzinen, Sestinen, Ritornellen, Triolletten, Madrigalen strotzten und die Geringschätzung ihrer Herausgeber gegen Alles verraten, was sich nicht in diesen südlichen Formen bewegt. Später begann die gegenwärtige Mode, welche nur Verachtung für alle „Reflexionspoesie" an

den Tag legt, lediglich „unmittelbare Gefühlslaute“ gelten lassen will und endlich zu jener trostlosen geistigen Verödung geführt hat, die jetzt auf dem deutschen Parnaß herrscht.

Eine bedeutende Rolle in dieser Mode spielt die „Volkstümlichkeit“, die nahezu als eine Bedingung für die Vortrefflichkeit betrachtet wird. Es ist dies eine Erbschaft, welche uns die Romantiker hinterlassen haben; von ihnen besonders ging das Lobpreisen der Volkspoesie aus, was man in gewissem Maße noch billigen kann, von ihnen aber auch wurden die Versuche, die Volksdichtung nachzuahmen, in Schwung gebracht. Unter den wirklichen Volksliedern finden sich gewiß manche von großer Schönheit, wir erfreuen uns an ihnen wie an Naturprodukten; aber man sollte doch darüber einverstanden sein, daß sie sich nicht nachahmen lassen, daß alle in dieser Absicht produzirten Gedichte Artefakte der verkehrtesten Art sind. Niemandem würde es gewiß einfallen, den Meghaduta oder die hebräischen Propheten nachzuahmen; und doch erscheint dieses noch viel weniger gewagt, als die Imitation von Volksliedern, denn die genannten Dichtungen gehören der Kunstpoesie an. Wir können uns freilich auch nur künstlich in den Kulturzustand versetzen, aus welchem sie hervorgegangen; aber um wirklich zu singen wie die Volksdichter, müßten wir unsere ganze Bildung abstreifen, was unmöglich ist. Nicht wenig zu solchen verfehlten Versuchen hat es beigetragen, daß Manche glauben, Goethe habe im Volkston gedichtet. Letzteres ist ein großer Irrtum; in Goethe's Werken finden sich einige kleine Stücke, zum Beispiel „Heideröslein“, die wirklich Volkslieder sind und in den ersten Ausgaben auch als solche bezeichnet waren.

Er hatte sie nur etwas in der Sprache verbessert; aber wenn er in seinen eigenen Gedichten hier und da eine Volksballade benützt, hat er dieselbe sogleich auf die Höhe der Kunstpoesie erhoben. Erst mit den Romantikern begann das kindische Stammeln und Lallen im Volkston, und es ist merkwürdig, daß, während man manche der poetischen Leistungen von Tieck und Brentano jetzt auf ungerechte Weise herabsetzt, ihre abgeschmacktesten Verkehrtheiten in dieser Hinsicht noch heute nicht selten Billigung, ja Nachfolge finden. Auch ihre Theorien über Popularität, welche angeblich der Dichter nur durch Anlehnung an das Volkslied erlangen können soll, spuken noch vielfach in unserer Literatur. So las ich in den Schriften eines sonst sehr geistvollen Aesthetikers: „So lange das Gedicht eines Poeten nur in einem Buche stehe oder allenfalls gelesen werde, könne man noch Zweifel darüber haben, ob der Verfasser wirklich ein Dichter sei; höre man aber ein Lied von ihm von Handwerksburschen mit tiefer Empfindung singen, so dürfe man ihn mit Gewißheit für einen Poeten halten.“ Sicher ein seltsames Kriterium! Man hört oft von Handwerksburschen, und wohl auch mit tiefer Empfindung, die ordinärsten Reimereien singen; mehrenteils ist es die Melodie, auf die es ankommt, und die Worte sind ganz Nebensache. Nur der roheste Stand der Bildung kann überhaupt den Wert einer literarischen oder künstlerischen Erscheinung nach dem Erfolg abmessen; aber eine ganz besondere Perversität ist es doch noch, in dem Beifall, den etwas bei den untersten Volksklassen findet, ein Zeugnis für dessen Wert zu erblicken. Geschähe letzteres mit Recht, so müßten die auf den Drehorgeln

gespielten Gassenhauer höher stehen, als die Kompositionen eines Gluck und Beethoven. Was jedoch die Behauptung der Popularität für die im Volkston gehaltenen Poesien betrifft, so entspricht sie nicht einmal der Wahrheit; höchst wenige, wenn überhaupt welche, von den so gearteten Liedern der Romantiker und ihrer Nachfolger sind irgend populär geworden, oder wenn sie es sind, so hängt das von den Kompositionen ab. Die Gedichte Schiller's dagegen, die so weit wie möglich von der Weise des Volksliedes abliegen, sind am meisten in alle Schichten des Volkes eingedrungen, und sie haben dies nur sich selbst zu verdanken, nicht einer sie etwa begleitenden Musik. Ich bin weit davon entfernt, solches als einen Beweis für ihre Vortrefflichkeit anzusehen; ich konstatire nur die unbestreitbare Thatsache. Da diejenigen, welche immer die Popularität einer Dichtung als einen Beweis für deren Vorzüglichkeit anführen, mehrenteils für Schiller's Lyrik nur Geringschätzung haben, dagegen diejenige Goethe's in alle Himmel erheben, so will ich noch bemerken, daß sie nach ihrer eigenen Theorie gerade das umgekehrte Urteil fällen müßten. Denn notorisch ist keines von Goethe's Gedichten so populär, wie viele der Schiller'schen, die Groß und Klein, Alt und Jung auswendig weiß und hersagen kann.

Um noch einmal zu den wirklichen Volksliedern zurückzukehren, so verdienen manche derselben gewiß in hohen Ehren gehalten zu werden. Aber Blüten dieser Art, die nur wild in den Wäldern und auf den tauigen Wiesen gedeihen, in der Studirstube und hinter dem warmen Ofen ziehen zu wollen, ist doch gewiß das thörichteste Beginnen. Nur in einer Zeit dilettantischer Versuche, die

überall umhervagabundirte und die geistige Tramontane verloren hatte, konnte so etwas unternommen werden. Wer kann sich denken, daß es den Griechen der goldenen Zeit, deren poetische Entwicklung die naturgemäßeste war, eingefallen wäre, die von ihren Kindern auf den Straßen gesungenen Krähen- und Schwalbenlieder nachzubilden? Erst in der alexandrinischen Periode läßt sich dergleichen als möglich denken. Indessen auch sie war noch zu gesund, zu jugendlich zu solchem greisenhaften Beginnen. Als in jener überfeinerten Epoche die Sehnsucht nach dem einfachen Naturleben erwachte, verfielen die Dichter des ptolemäischen Hofes und Siciliens nicht etwa darauf, künstliche Hirtenlieder nach dem Muster der vorhandenen volksmäßigen zu züchten, sondern ein Theokrit, ein Bion und Moschos entwarfen mit vollem Kunstbewußtsein in ihren unvergleichlichen Idyllen ein reizendes ideales Spiegelbild des Hirtenlebens.

Wie schon angeführt, werden Sangbarkeit und Volksmäßigkeit oft für eine Bedingung sine qua non des lyrischen Gedichtes bei uns ausgegeben. Daß keine andere Nation, außer der deutschen, je dieser Ansicht gewesen, daß vielmehr bei allen andere Gattungen von Gedichten, die weder sangbar sind, noch irgend etwas mit der Volkspoesie zu thun haben, im höchsten Ansehen standen und noch stehen, kümmert die Bekenner dieser Meinung nicht; sie schleudern auf alles, was über den engen, von ihrer Prädilektion gezogenen Kreis hinausgeht, ein Anathem. Ein Hauptvorwurf, den sie gegen die sich nicht in den Grenzen des simplen Liedes haltende Lyrik richten, ist der, daß sie „Reflexionspoesie“ sei. Dieser Ausdruck gemahnt

an die Zeiten der seligen Hegel'schen Philosophie, welche hauptsächlich mit fremdländischen und unklaren Worten, bei denen sich Jeder denken konnte, was er wollte, operirte und so aus Allem Alles zu machen verstand; sie erinnert besonders an den „niederen Standpunkt der Reflexion", der neben dem absoluten Unsinn der philosophisch Eingeweihten gar kein Recht haben sollte. Wenn man die jetzt zum Glück verstummten Adepten des Hegelianismus in die Enge trieb und ihnen vorhielt, der Gedanke könne doch nicht verpönt sein, denn ohne ihn lasse sich gar nicht philosophiren, so eskamotirten sie regelmäßig dieses Wort und vertauschten es mit dem der Reflexion. Sehr ähnlich nun verhält es sich in unserem Falle. Nur mit einem so vagen und durch seinen ausländischen Klang die Halbgebildeten verblüffenden Ausdrucke läßt sich jener Vorwurf überhaupt machen, ohne daß der Widersinn sogleich zu Tage käme; zu sagen, lyrische Gedichte dürften keinen Gedanken enthalten, wäre doch gar zu absurd. — Wir geben von vornherein unbedingt zu, daß trockene, nüchterne Gedanken nicht in die Poesie gehören; sie sind dort ebenso vom Uebel, wie im Liede die matten, lauwarmen Empfindungsergüsse, mit denen uns so zahllose Sänger heimsuchen. Wenn über manchen Gedichten eine trübe Atmosphäre des Gedankens wie ein regniger Wolkenhimmel hängt, so liegt dies nicht darin, daß sie überhaupt Reflexionen enthalten, sondern daß letztere zu breit ausgesponnen, unbedeutend oder prosaisch sind. Aber es gibt auch poetische Gedanken, auch eine dichterische Reflexion, ohne welche sich höchstens ganz kleine Versstücke behelfen können. In irgend längeren Gedichten würde ohne sie das Gefühl

sehr bald ermatten. Aus dem Gefühl werden Gedanken geboren, und Gedanken regen wieder das Gefühl an. Wenn man nur darauf achtet, findet man nicht selten selbst in den schönsten kleinen Liedern Reflexion. In den größeren Gedichten Goethe's, zum Beispiel in dem herrlichen „An Werther“, in vielen der hymnenartigen Gesänge, in der Rhapsodie „Ilmenau“, in der „Elegie“ herrscht in hohem Grade Reflexion, allein da es eine echt poetische, von Empfindung getränkte ist, keineswegs zum Schaden dieser Dichtungen. — Mir scheint übrigens die hier in Rede stehende Behauptung von dem untergeordneten Werte der Reflexionspoesie oder gar von deren Verwerflichkeit eine so bodenlos unsinnige zu sein, daß ich sie keiner ernsthaften Widerlegung für wert erachte; nur hohle Köpfe, nur Solche, die an leeren Worten, bei denen sie sich nichts denken, ihr Genügen finden, können sie aufrecht halten, und es ist zu hoffen, daß sie wie so viele eitle Phrasen unserer Philosophen bald in Vergessenheit geraten werde. Da jedoch leider oft eine Verkehrtheit die andere ablöst, so muß man fürchten, daß dann ein neues Stichwort aufkommen und nicht allein die schlechten, jetzt unseren Parnaß überschwemmenden, auf den Gesang berechneten Lieder, sondern auch die guten und vortrefflichen darunter den wegwerfenden Namen „Singsang“ erhalten werden.



Die sieben Infanten von Lara.



Die allgemeine Chronik von Alfonso dem Weisen oder Gelehrten gehört zu den interessantesten Werken der spanischen Literatur. Zum Teil aus älteren, castilianischen wie arabischen, Quellen geschöpft, zum Teil aber im Auftrag dieses Königs von Gelehrten, die an dessen Hofe lebten, verfaßt, ist sie eine überreiche Fundgrube für die altspanische Sage und Geschichte, und in der naiven Frische der Erzählung, in welcher viele altcastilianischen Traditionen hier auftreten, sind dieselben manchen der späteren oft verkünstelten Romanzen, welche den gleichen Stoff behandeln, entschieden vorzuziehen. Von jener Chronik sind nur zwei alte, höchst selten gewordene Ausgaben vorhanden, und es wäre in hohem Grade wünschenswert, daß zum mindesten die interessantesten Teile derselben wieder gedruckt würden. Als Probe will ich aus dieser Cronica general die ergreifende Geschichte der sieben Infanten von Lara mitteilen, welche Stoff zu manchen Romanzen und Dramen gegeben und in neuerer Zeit meinen verstorbenen Freund, den trefflichen Gelehrten und Dichter Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, zu einem Epos „El Moro expòsito“ begeistert hat.

* * *

Im Jahre der Geburt unseres Herrn 965 verheiratete sich ein mächtiger Herr an den Grenzen von Lara; er hieß Ruy Velasquez und vermählte sich mit Doña Lambra, gebürtig aus Burueña und Base des Grafen Garci Ferrandez. Und dieser Ruy Velasquez war Herr von Villaren; er hatte zur Schwester ein ehrenwertes Weib, Namens Doña Sancha, welches sehr wohl mit Gütern der Welt gesegnet war und einen braven, bei Gott wohlangesehenen und Demjenigen, welchem er Treue schuldete, loyalen Mann geheiratet hatte. Man nannte ihn Don Gonzalo Gustios, Herrn von Salas, und er hatte sieben Söhne. Dieselben wurden die sieben Infanten geheißen, und diese sieben Infanten waren unterrichtet worden durch einen ehrenhaften, in Abrichtung von Falken höchst geschickten, sowie auch in anderen vortrefflichen Gegenständen geübten Ritter. Man nannte ihn Nuño Salido, und er hatte seine Pfleglinge in guten Sitten und edlen Gewohnheiten erzogen, so daß alle die Sieben an einem einzigen Tage von Garci Ferrandez zu Rittern geschlagen worden waren. Sie waren gute Ritter und sehr kühn in Führung der Waffen. Als sich Velasquez mit Doña Lambra vermählte, feierte er seine Hochzeit in Burgos. Man sah da aus Castilien und Leon, aus Portugal und Burnuña, Estremago und Gascogne, Aragon und Navarra alle seine Freunde und mit ihnen noch manche Andere ankommen. Und zu der Hochzeit begaben sich Don Gonzalo Gustios und Doña Sancha, seine Gattin, mit ihren sieben Söhnen, und Nuño Salido, dem Waffenmeister, der sie erzogen hatte. Diese Hochzeit dauerte fünf Wochen, und prächtig waren die Geschenke, welche von Don Garci Ferrandez und allen anderen edlen Herren, die

zugegen waren, gemacht wurden. Und eine Woche, bevor die Hochzeitsfeier zu Ende war, ließ Ruy ein Ziel über einem hölzernen Gerüst am Ufer des Flusses aufrichten. Die Ritter kamen dorthin, sie suchten das Ziel mit einem Wurfspeer zu erreichen und Keinem gelang es, so daß alle Welt lachte. Dann stürzte Alvar Sanchez, Vetter der Doña Lambra, auf seinem Rosse herbei und ihm gelang es besser als den Anderen: er erreichte das Ziel. Die Neuvermählte hatte große Freude darüber, so daß sie vor ihrer Schwäherin Doña Sancha, welche mit allen ihren Söhnen da war, ausrief: „Seht den guten Ritter und den trefflichen Reiter, er ist der Einzige von Allen, der das Ziel erreicht hat.“ Und Doña Sancha mit ihren Söhnen, als sie diese Worte hörten, lachten darob. Aber da sie bei einem Spiel beschäftigt waren, das sie ergötzte, achteten sie nicht auf diese Frauenreden. Gonzalo Gonzalez, der jüngste der Infanten, hatte sie gehört. Er stieg auf sein gutes Roß, ergriff einen Speer und zerbrach mit einem Wurf desselben eines der mittleren Bretter; Doña Sancha und ihre Söhne hatten große Freude über diesen schönen Wurf. Sehr betrübt darüber aber war Doña Lambra. Sieh, und die sechs Brüder stiegen zu Roß und stürzten zu Gonzalo Gonzalez, ihrem siebenten Bruder, heran, denn sie fürchteten, daß irgend Streit mit ihm gesucht werden würde. In der That begann Alvar Sanchez voll Zorn freche Worte auszustoßen, so daß Gonzalez heftig gegen ihn wurde. Er brachte ihm eine breite Wunde über der Schulter bei und zerschmetterte ihm die Kinnbacken. Einige sagen, er sei dadurch getödtet worden. Als Doña Lambra dies sah, schlug sie sich heftig die Brust, indem sie sagte,

niemals habe eine Frau einen solchen Schimpf bei ihrer Hochzeit erfahren. Ruy Velasquez hörte das. Da er zu Pferde war, ergriff er eine Lanze, stürzte auf die Infanten los und brachte dem Don Gonzalez eine breite Wunde am Haupte bei. Als dieser sich so schlimm verwundet sah, sprach er zu seinem Oheim: „Sicher habe ich nicht eine solche Wunde verdient, denn ich glaube, sie ist tödtlich, und jedenfalls, wenn ich sterbe, sollen meine Brüder nichts davon verlauten lassen; aber verwunde mich nicht noch einmal, Oheim, ich würde es nicht ertragen können.“ Und Ruy Velasquez war durch diese Worte erzürnt. Er wollte ihn noch einmal schlagen. Der Hieb, den er that, war furchtbar. Da er das Haupt treffen wollte, zerbrach er die Lanze an den Schultern des Ritters in zwei Stücke. Da entriß Gonzalo Gonzalez den Händen des Knappen, der ihm folgte, seinen Handschuh. Er hatte keine andere Waffe. Er schlug Don Ruy damit so gewaltsam, daß er ihm das Gesicht zerschmetterte, so daß Ruy Velasquez, als er sein Blut fließen sah, ausrief: „Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ Und auf allen Seiten war großer Lärm. Es war ein furchtbares Geschrei bei dem Feste und entsetzlich drohte das Gemetzel zu werden. Don Garci Ferrandez und Don Gonzalo Gustios besänftigten zuletzt durch gute Worte diese hochmütigen Männer. Sie unterhielten sich da und schienen einer mit dem andern gut befreundet zu sein, so daß Don Gustios sogar dem Ruy Velasquez die Dienste seiner Söhne gegen die Mohren anbot und daß dieser versicherte, daß er ihnen große Ehre anthun wolle, als seinen eigenen Neffen, Kindern seiner teuren Schwester.

Alles schien daher beigelegt. Die Leute, welche der

Hochzeit beigewohnt, hatten sich zerstreut. Don Ruy hatte den Grafen von Castilien begleitet, welcher mit Don Gustios in seine Staaten zurückkehrte. Aber Doña Sancha und ihre sieben Söhne waren mit mehreren Rittern bei Doña Lambra geblieben. Sie begaben sich nach Barvadiello, um sich an Jagd zu erfreuen. Eines Tages waren die Infanten in einen Garten eingetreten, um sich im Schatten der Bäume zu ergötzen, als Gonzalo Gonzalez sich seinen Falken bringen ließ und ihn im Wasser badete, um ihn zu erfrischen. Doña Lambra sah es, und da sie ihn im Herzen haßte, sagte sie zu einem Vasallen: „Nimm eine Gurke, fülle sie mit Blut, geh in diesen Garten und schlage Gonzalo Gonzalez, den Ritter mit dem Falken, damit; dann kehre zu mir zurück, ich werde Dir beistehen." Der Vasall that, was Doña Lambra geboten hatte. Als aber die Infanten ihren Bruder mit Blut überströmt sahen, bäumte sich ihr Herz empor. Sie dürsteten nach Rache. Sie verbargen ihre Schwerter unter ihren Mänteln und sagten: „Ob dieser Mensch ein Unsinniger ist, werden wir erfahren: dann muß man ihm verzeihen; wenn er Befehl dazu erhalten hat, werden wir es auch erfahren..." Sie gingen zu Doña Lambra. Der Vasall war zu ihr geflüchtet. „Doña Lambra, unsere Muhme, laß uns diesen Menschen packen." — „Nein, denn er ist mein Vasall, und so lange er in meiner Macht steht, wird ihm kein Uebel angethan werden." Die Infanten tödteten ihn ohne Mitleid, und mit dem Blut, das aus seinen Wunden rann, bestrichen sie den Kopfschmuck und die Kleider der Doña Lambra, dann ritten sie auf ihren Rossen fort, sprengten zu ihrer Mutter Doña Sancha und kehrten nach Salas zurück.

Ihr könnt wohl denken, wie groß die Angst der Doña Lambra war und wie sehr sie ihren Vasallen beweinte. Nach der Abreise der Infanten ließ sie ihm ein Paradebett inmitten des Gartens errichten. Dieses war mit schwarzem Tuch behängt, wie das für einen todten Mann geziemt. Sie und ihre Damen umgaben es, die größte Trauer tragend, die man je gesehen. Man hätte sagen können, daß sie ihren Gatten und Herrn verloren habe.

Ruy Velasquez kam von seinem Ritt, den er mit dem Grafen Ferrandez und Don Gustios gemacht, zurück. Und sobald er angelangt war, schleppte sich Doña Lambra zu seinen Füßen hin, indem sie ihn bat, des Schimpfes gedenk zu sein, den seine Neffen ihr angethan. Ruy Velasquez antwortete: „Doña Lambra, beunruhigt Euch nicht, ich werde Euch eine solche Genugthuung verschaffen, daß die ganze Welt davon reden soll.“ Er ließ daher an Don Gustios sagen, dieser solle zu ihm kommen, denn er habe ihm Langes und Breites zu erzählen. Don Gustios kam mit seinen sieben Söhnen an und sie sprachen von dem Schimpf, welcher Doña Lambra angethan worden sei. Aber während sie Worte tauschten, schienen sie ihre gegenseitige Zuneigung zu vermehren und die sieben Infanten legten ihre Hände in die des Don Ruy. Und da sie wahre Freunde waren, sagte Ruy Velasquez zu Don Gustios: „Schwager, die Hochzeit ist mir teuer zu stehen gekommen, und der Graf Garci hat mir nicht bei diesen Ausgaben beistehen können, wie er versprochen hatte. Du weißt, daß Almansor mir schon eine große Hilfe gewesen ist, um sie zu feiern. Ich bitte Dich daher als Freund, Dich zu dem Mohrenkönig zu begeben, um ihm in meinem Namen einen

Brief zu überreichen, in welchem ich ihn bitte, mir neue Dienste zu leisten.“ Don Gustios erwiderte alsbald: „Die Sache gefällt mir so.“ Und Ruy Velasquez begab sich mit einem maurischen Renegaten in sein Schloß zurück. Er ließ ihn einen Brief auf arabisch schreiben, in welchem Briefe von den sieben Infanten und ihrem Vater die Rede war, und sodann, als der Brief geschrieben war, wurde dem Mohren das Haupt abgeschlagen.

Don Gustios kehrte nach Salas zurück, dann begab er sich nach Cordova und lieferte seinen Brief an Almansor aus, indem er ihm von seiner Botschaft Rechenschaft ablegte. „Welchen Brief bringst Du mir?“ — „König, ich weiß nicht, was er enthält.“ — „Wisse daher, Gustios, daß Ruy Velasquez will, ich solle Dir das Haupt abschlagen lassen. Aber ich werde mich damit begnügen, Dich in ein gutes und sicheres Gefängnis zu werfen.“ Und dies wurde sogleich vollbracht. Aber der brave Don Gustios hatte zur Wächterin eine schöne Mohrin von guter Herkunft, in die er sich zärtlich verliebte.

Nachdem Ruy Velasquez den Gonzalo Gustios nach Cordova gesandt hatte, sagte er zu seinen sieben Neffen, den sieben Infanten: „Neffen,“ sprach er, „während euer Vater zu Almansor gegangen ist, würde es euch vielleicht angenehm sein, mit mir einen Streifzug bis nach Almenar zu machen? Wenn nicht, so bleibt zu Hause!“ Und sie antworteten: „Don Ruy, es würde nicht schön sein, Euch zum Feinde ziehen zu sehen, während wir zu Hause blieben.“ Und sodann ließ Ruy Velasquez im Lande ansagen, daß Jeder, der in Feindesland zu ziehen gedächte, sich ihm anschließen möchte. Und seine Leute, als sie erfuhren, daß

von Krieg die Rede sei, waren hoch darüber erfreut. Ruy Velasquez, als er diese Menge von Leuten sah, ließ seinen Neffen sagen, sie möchten sich bereiten, ihm zu folgen, er würde sie auf der Ebene von Febros erwarten. Er brach sogleich von Barvadiello auf. Und die sieben Infanten säumten nicht, ihm zu folgen. Aber als sie zu einem Fichtenwalde gekommen waren, spähten sie nach einer Vorbedeutung. Diese fiel schlimm aus. Sie sahen in der Luft einen Adler, der in seinen starken Krallen eine Nachteule davontrug, welche laut schrie. Auch die Raben, welche sie umflatterten, stießen unheilvolles Geschrei aus. Und Don Nuño Salido war sehr betrübt darob, daß diese Vorbedeutungen so drohend erschienen. Er sagte zu den Infanten: „Wir müssen nach Salas zurückkehren." Und Gonzalo Gonzalez, der jüngste von diesen Brüdern, sagte zu ihm: „Don Nuño Salido, sprecht nicht so, dies Vorzeichen geht uns nichts an. Es ist übel, aber bezieht sich auf den Feind. Ihr seid sehr alt, Don Nuño, die Schlachten sind nicht mehr für Euch! Kehrt um, kehrt um, Alter! Für Euch ist die Ruhe, für uns der Kampf!" — „Meine Söhne, ich habe euch die Wahrheit gesagt, wem solche Vorbedeutungen erschienen sind, der soll seine Heimat nicht wiedersehen." Und er fügte noch manche andere Worte hinzu, denen die Infanten nicht Glauben schenken wollten.

Sie trennten sich, aber auf seinem traurigen Wege dachte Nuño Salido, daß er sehr übel thue, so aus Todesfurcht Diejenigen zu verlassen, die er so lange erzogen habe, und er begann zu sich selbst zu sagen: „Sicher, wenn der Tod Jemanden hinwegnehmen soll, so ist es besser, daß er

mich hinraffe als diese Kinder, die noch so jung im Leben sind. Es würde eine üble Nachrede für mich verbunden sein, und ich, der ich in meinen jungen Jahren ehrenhaft gewesen bin, ich würde ein schmachbedecktes Alter haben." Und während er so sprach, schlug er den Weg ein, den die Infanten zogen.

Sie langten dort an, wo Velasquez war, und hier fanden große Erörterungen zwischen ihnen statt; denn Nuño Salido wurde dort beleidigt, und Gonzalo Gonzalez, der dies nicht dulden wollte, tödtete mit einem Dolchstoß einen Vasallen des Ruy Velasquez, der den Greis schlagen wollte. Man rief daher zu den Waffen. Auf beiden Seiten entbrannte große Wut, sodann stellte sich Don Ruy noch, als wäre er in vollem Einverständnis mit seinen sieben Neffen. Und nachdem Alle sich wieder in gutes Einvernehmen und Freundschaft gesetzt hatten, begaben sie sich nach Almenar. Don Ruy legte sich mit den Seinigen in den Hinterhalt und befahl den Infanten, einen Streifzug zu machen. Die Mohren waren davon benachrichtigt und bald sahen sie mehr als Zehntausend, von Bannern und Fahnen umflattert, erscheinen. „Neffen, dies ist nichts," sagte Ruy Velasquez, „alle Streifzüge in diesen Ebenen sind mir geglückt. Seid ohne Furcht, und wenn es nötig sein sollte, werde ich euch beistehen." — Dann ging der listige Don Ruy zu den Mohren, um ihnen von dem Angriff und seinen sieben Neffen zu sprechen. Und es wird erzählt, daß Nuño Salido sich hinter ihn geschlichen und, als er ihn mit den Mohren sprechen sah, einen furchtbaren Ruf ausgestoßen habe. „O Verräter, Mensch ohne Treu und Glauben, Gott hat Dir schlimmen Rat ins Herz

geflößt, denn so lange die Welt dauert, wird man von Dir und Deinem Verrat sprechen!“ Und als er diese Worte gesagt hatte, kehrte er mit verhängten Zügeln zu den Infanten zurück. „Bewaffnet euch, meine Söhne, denn Ruy Velasquez und die Mauren sind jetzt wider euch verschworen. Bewaffnet euch, sie wollen euer Leben!“ Und die Infanten, als sie es gehört hatten, bewaffneten sich in aller Eile. Die Mohren, die sehr zahlreich waren, verteilten sich in fünfzehn Trupps und stürzten gegen die Infanten vor, indem sie dieselben von allen Seiten umzingelten, und Nuño Salido begann sie zu ermutigen, indem er sagte: „Meine Söhne, o meine Söhne, fürchtet nichts, die Vorbedeutungen sind immer gut für die Starken. Ich sage es euch wahrheitsgemäß, ich werde Derjenige sein, der diesen ersten Schwarm angreift. Fortan steht denn in der Hut Gottes!“ Und indem er dies sagte, stürzte er auf die Mauren los und tödtete viele derselben; aber da die Mohren sehr zahlreich waren, tödteten sie schließlich ihn. Sie stürzten die Einen auf die Anderen los und die Christen kämpften so wacker, daß sie viel mehr von den Feinden zu Boden streckten, als welche von ihnen fielen; aber ach! die zweihundert Ritter der Infanten sanken bis auf den letzten in den Staub und die sieben Brüder blieben ohne andere Begleitung, welche ihnen hätte helfen können. Als sie nun sahen, daß ihnen nichts mehr Anderes übrig bleibe, als zu siegen oder zu sterben, riefen sie den Apostel Sant Jago zum Beistand an und drangen von neuem auf die Mohren ein, und Ferran Gonzalez sprach so zu seinen Brüdern: „Guten Mut, Brüder, laßt uns wacker kämpfen, denn es ist hier Niemand, uns zu helfen, außer Gott, und da

unser guter Waffenmeister und so viele brave Ritter gefallen sind, müssen wir sie rächen oder sterben — sterben, Brüder!"

Sie kämpften daher und tödteten viele Mauren, dann flüchteten sie auf den Gipfel eines Hügels und wuschen dort ihre Gesichter, die ganz von Staub und Blut beschmutzt waren. Aber wie sie sich ansahen, erblickten sie nicht den Ferran Gonzalez, ihren Bruder, und sie erkannten wohl, daß er todt oder gefangen oder verwundet sei. Und die Infanten, da sie sich in solcher Lage fanden, faßten den Entschluß, um einen Waffenstillstand von Viara und Galve, den Feldherren der Mohren, zu bitten, bis sie von Ruy Velasquez Kunde bekommen hätten, ob er nicht zu ihrem Beistand herbeieilen wolle. Und so thaten sie. Die Mauren gewährten ihnen den erbetenen Waffenstillstand, und Gonzalo Gonzalez wurde erwählt, um zu einer Zwiesprach mit Ruy Velasquez zu gehen. Aber als er Don Ruy Velasquez gesprochen hatte, antwortete ihm dieser: „Ich weiß nicht, was Du von mir willst, mein Neffe." — „Don Ruy, seid so freundlich und leistet uns Hilfe, denn die Mauren sind zahlreich. Sie haben uns den Ferran Gonzalez getödtet und mit ihm die zweihundert Ritter, die wir befehligten. In Wahrheit, wenn Ihr es nicht für uns thut, thut es für Gott, denn wir sind Christen." Und Ruy Velasquez antwortete: „Freund, kehre zu eurem lustigen Abenteuer zurück. Erinnert euch an die Hochzeit der Doña Lambra! Ihr seid gute Ritter und stark, euch zu verteidigen!" Und als der Jüngling diese Worte gehört hatte, kehrte er zu seinen Brüdern zurück. Und die verlassenen Brüder waren traurig darüber, daß Niemand ihnen zu Hilfe kam. Aber

da flößte Gott in das Herz einiger Christen, die bei Ruy Velasquez waren, ein wenig Mitleid und Mut ein, und ungefähr dreihundert Ritter entschlossen sich, den Infanten zu Hilfe zu kommen. Don Ruy wollte sie zurückhalten. Aber nach dem ersten Halt brachen sie, da sie diesen furchtbaren Verrat sahen, je Dreie oder Viere auf, sich zuschwörend, sie wollten Ruy Velasquez tödten, wenn er sich ihrem Willen widersetzte. Es waren tapfere und mutige Leute.

Und als die Infanten sie so in großer Zahl anlangen sahen, glaubten sie, daß Ruy Velasquez ihre Köpfe verlangte und daß Jene gegen sie heranzögen. Aber die Ritter erhoben die Stimme und sagten: „Infanten von Lara, wenn wir leben, wenn wir sterben, es wird mit euch sein, denn euer Oheim trägt großes Verlangen nach eurem Tod ... Und wir sind keine Verräter ... Aber wenn wir lebend davonkommen, wollen wir, daß ihr uns gegen Don Ruy verteidigt." Und die Infanten versprachen, sie würden es thun.

Nachdem sie so gesprochen hatten, gingen sie, die Mauren anzugreifen, und sie begannen eine so gewaltige und blutige Schlacht, daß kein Mensch zuvor gehört hatte, eine gleiche sei von einer so kleinen Anzahl von Christenrittern geschlagen worden. Und die Geschichte erzählt, daß sie zweitausend Mohren getödtet hätten, bevor von ihnen nur Einer gefallen wäre. Aber die dreihundert Ritter, welche zum Beistand der Infanten gekommen waren, kamen fast alle um, und die Infanten ihrerseits waren so ermattet vom Kampf, daß sie nicht mehr die Kraft hatten, die Hände zum Schwertschlag zu erheben. Und da die maurischen Führer Viara und Galve sie so ermüdet sahen, hatten sie Mitleid mit

ihnen; sie führten sie aus dem Schlachtgetümmel hinweg in ihre Zelte, wo sie ihnen die Waffen abzulegen geboten und wohin sie ihnen Brod und Wein sandten. Aber als Ruy Velasquez hiervon hörte, sagte er den Feldherren, es sei etwas Gefährliches, solchen Männern das Leben zu erhalten, und es würde Unglück daraus entstehen, weil er niemals nach Castilien zurückkehren, sondern sich nach Cordova begeben und den Tod der Infanten verlangen würde. Und Gonzalo Gonzalez sagte zu Don Ruy: „Falscher Verräter! Gott mag Dir verzeihen!“

Aber Viara und Galve sagten ihrerseits zu den Infanten: „Wir wissen nicht, was wir thun sollen. Denn wenn euer Oheim sich nach Cordova begibt, wie er sagt, so wird großer Haß gegen uns daraus entstehen. Almansor wird ihm volle Macht erteilen und für uns wird Unheil daraus erwachsen. Weil dem so ist, wollen wir euch in die Ebene zurückführen, wo wir euch getroffen haben.“ Und als die Mauren die Infanten von Lara in der Ebene erblickten, erdröhnten die Trommeln; sie stürzten über sie wie der Gewitterregen auf die Ebene, und sodann begann ein Schlachten, stärker und grausamer, als man je eines zuvor gesehen.

Und wenn auch die Infanten wie ein einziger Krieger waren und mit gewaltiger Anstrengung kämpften, müßt ihr wissen, daß Gonzalo Gonzalez noch größere Thaten vollbrachte als die Anderen. Aber die Zahl der Feinde war so groß, daß sie nicht mehr Widerstand leisten konnten, und sie waren so müde vom Kämpfen, daß sie auf demselben Platz blieben. Und ihre guten Rosse! Es war ein Jammer, sie zu sehen. Und selbst wenn die Infanten auch noch

hätten kämpfen wollen, sie würden es nicht vermocht haben; denn bald hatten sie keine Schwerter noch andere Waffen mehr; sie waren zerbrochen oder verloren. Und als die Mohren sie ohne Waffen sahen, tödteten sie ihre Rosse und nahmen die Ritter gefangen. Sodann beraubten sie dieselben ihrer Rüstung und schnitten ihnen einem nach dem andern ohne Zögern vor den Augen ihres Oheims den Hals ab. Aber als Gonzalo Gonzalez, der Jüngste von Allen, seine Brüder vor sich hingeschlachtet werden sah, faßte er von neuem Mut und stürzte auf den Ungläubigen los, der ihnen den Kopf abgeschnitten hatte. Mit einem Faustschlag auf die Brust streckte er ihn todt zu seinen Füßen hin. Er tödtete noch Andere. Zuletzt aber bemächtigte man sich seiner und ihm wurde der Hals so wie den Anderen abgeschnitten.

Nachdem dies geschehen war, nahm Ruy Velasquez Abschied von den Mohren und kehrte nach Villaren zurück.

Die Mauren nahmen die Häupter der Infanten und dasjenige des Nuño Salido, ihres guten Waffenmeisters, und schlugen den Weg nach Cordova ein. Als Viara und Galve in Cordova angelangt waren, gingen sie zu Almansor und boten ihm die Häupter der Infanten nebst dem ihres Waffenmeisters Nuño Salido dar. Und als Almansor sie gesehen hatte, erkannte er sie wohl; er befahl, daß man das Blut, welches von ihnen herabrann, mit Wein abwasche. Nachdem man sie gewaschen hatte, ließ er ein weißes Tuch in dem Palast ausbreiten und die Köpfe in einer Reihe aufhängen. Der von Nuño Salido wurde besonders über ihnen befestigt. Dann begab sich Almansor in das Gefängnis, wo sich Don Gustios, der Vater der

Infanten, befand, und sagte zu ihm: „Gonzalo Gustios, wie geht es Dir?" — „Herr, wie Ihr es für gut haltet, und in der That, es freut mich, daß Ihr hierher gekommen seid. Denn ich weiß, daß Ihr mir Gnade angedeihen lassen werdet, und so muß es sein, da Ihr mich zu sehen kommt. Wenn ein König seinen Gefangenen besucht, so ist der Gefangene frei." Und Almansor antwortete ihm: „Ich bin gekommen, Dir zu sagen, daß ich meine Truppen ins Land Castilien gesandt hatte und daß meine Leute sich mit den Christen in der Ebene von Almenar geschlagen haben. Die Christen sind besiegt worden und meine Leute haben mir acht Köpfe gebracht. Sieben dieser Köpfe sind die Köpfe von jungen Leuten. Einer davon ist der eines Greises. Und ich will Dich hinführen, um zu sehen, ob Du sie erkennen kannst, denn meine Adalids sagen, die Häupter seien aus dem Lande von Lara." Don Gonzalo Gustios erwiderte: „Wenn ich sie sehe, werde ich Dir sagen können, wem sie gehören, aus welchem Orte und aus welcher Familie sie sind. Denn in Wahrheit, es gibt keinen einzigen Ritter in Castilien, den ich nicht kennte."

Dann ließ Almansor ihn nach dem Orte führen, wo die sieben Häupter sich befanden. Gonzalo Gustios sah und erkannte sie. So groß war sein Schmerz, daß er davon zu Boden sank. Man glaubte, er sei gestorben. Aber er erhob sich wieder und vergoß große Thränen. Er sagte zu Almansor: „Ich erkenne diese Häupter wohl: es sind diejenigen meiner Söhne, der Infanten von Lara, und das andere ist das des Nuño Salido, welcher sie erzogen hat." Und nachdem er dies gesagt hatte, begann er so schmerzvolle Seufzer auszustoßen, daß kein Mensch

ihn zu sehen vermochte, ohne auch großen Schmerz zu empfinden und Thränen zu vergießen. Er selbst nahm die Häupter eines nach dem andern und sprach mit einem jeden von ihnen über die großen von ihm vollbrachten Thaten. Und in der fürchterlichen Qual, in der er sich befand, ergriff er ein Schwert, das man ihm im Palaste gelassen hatte, und tödtete damit sieben Häscher ebendort und vor den Augen Almansor's. Die Mauren hinderten ihn, deren noch mehrere umzubringen, und er bat Almansor, ihn sterben zu lassen, denn er wollte nichts mehr vom Leben wissen. Almansor hatte Mitleid mit ihm und wollte, daß ihm kein Leid angethan würde. Und während Don Gustios in solcher Qual war und — wie ihr gehört habt — schwere Seufzer ausstieß, kam die maurische Dame, die ihn bediente. „Mut, Herr Don Gonzalo, und hört auf zu weinen. Wisset, daß ich dreizehn Söhne, gute Ritter, gehabt habe und daß so ihr Schicksal und das meinige gewesen ist, daß sie mir an einem einzigen Tage, in Einer Schlacht entrissen wurden. Aber ich schöpfte wieder Mut und bewahrte in der Folge ein langes Stillschweigen darüber. Um wie viel mehr müßt Ihr dasselbe thun — Ihr, der Ihr ein Ritter seid! Und bedenkt, wie viel Ihr auch Eure Söhne beweinen mögt, Ihr ruft sie dadurch nicht wieder ins Leben und Ihr werdet sie alle Tage Eures Lebens nicht von neuem sehen. Laßt Euch daher nicht vom Schmerz tödten." Almansor sagte zu Don Gustios: „Gehe in Dein Land. Es ist lange Zeit, seit Dein Weib Doña Sancha Dich nicht gesehen hat. Was die Köpfe Deiner Söhne anbetrifft, so werde ich für sie Alles thun, was nötig ist." Die maurische Dame nahm ihn sodann beiseite. „Herr Don Gustios, ich

bin von Euch schwanger und Ihr müßt mir sagen, wie ich handeln soll.“ — „Wenn es ein Sohn ist, so gebt ihn zwei Ammen, daß sie ihn erziehen. Sie sollen ihn gut erziehen, und wenn er in das Alter kommt, um zu begreifen, was gut und schlecht ist, müßt Ihr ihm sagen, er sei mein Sohn, und ihn nach Salas schicken.“ Indem er dies sagte, zog er einen Ring, den er am Finger trug, herab, zerbrach ihn in zwei Stücke und reichte die Hälfte davon der maurischen Dame, damit sie dieselbe eines Tages ihrem Sohne gäbe. Don Gonzalo nahm Abschied von Almansor und allen Großen des Hofes und kehrte nach Salas zurück.

Die maurische Dame gebar bald einen Sohn, den Almansor zwei Ammen übergab, auf daß sie ihn erzögen, und er erhielt den Namen Mudarra Gonzalez. Und nach dem vierten Jahre der Regierung des Königs Bermudo bis zu dem elften haben wir nichts zu sagen, was sich auf diese Geschichte bezöge. Und was nun folgt, wollen wir euch in wenigen Worten kund thun. Ihr werdet erfahren, auf welche Art die sieben Infanten von Lara gerächt wurden.

Mit zehn Jahren wurde Mudarra von Almansor zum Ritter geschlagen, und man sagt, daß Almansor ihn sehr liebte, weil die maurische Dame, welche ihn geboren, seine eigene Schwester gewesen sein soll. Und in der Folge wurde Mudarra Gonzalez ein starker Ritter. Er wußte, daß sein Vater ein Christ war, was er im Kerker erduldet hatte, wie seine Brüder durch Verrat gestorben waren: seine Mutter hatte ihm Alles erzählt. Eines Tages sagte er zu seinen Begleitern: „Meine Freunde, ihr wißt, wie mein Vater Don Gustios großen Schmerz mit Unrecht erlitten

hat. Ihr wißt auch, auf welche Art die sieben Infanten von Lara umgekommen sind. Ich sage euch, daß ich es für passend halte, in das Land der Christen zu ziehen und sie zu rächen."

Er nahm Abschied von Almansor und ging nach Salas. Er gab sich seinem Vater zu erkennen, und als dieser die Hälfte des Ringes, die er trug, erblickte, gefiel er ihm sehr. Er hatte große Freude darüber. Aber nach einigen Tagen sagte Mudarra zu Don Gustios: „Ich bin hierher gekommen, um von Dir zu erfahren, wie es Dir ginge, und den Tod der Infanten zu rächen, und da es so ist, scheint es mir am besten, daß wir diese Sache nicht in die Länge ziehen." Er begab sich nach Burgos, wo sich Garci Ferrandez und Ruy Velasquez befanden. Er forderte diesen in Gegenwart des Grafen heraus, allein derselbe wollte den Kampf nicht annehmen. Mudarra ward sehr erzürnt darüber und er schritt auf ihn zu, um ihn mit dem Schwerte zu schlagen. Aber Garci Ferrandez hielt ihn mit seiner eigenen Hand zurück und ließ es nicht geschehen. Er gebot einen Waffenstillstand von drei Tagen, aber weiter konnte er ihn nicht verlängern, und Alle, welche zugegen waren, nahmen Abschied vom Grafen Ruy. Mudarra Gonzalez erwartete ihn auf dem Wege, den er einschlagen sollte, und als er vorüberging, sprach er zu ihm mit lauter Stimme: „Du mußt sterben, falscher Verräter!" Dann sprengte er mit der ganzen Gewalt seines Rosses auf ihn los und that einen so starken Schwertschlag nach ihm, daß er todt niedersank. Er tödtete auch dreißig Reiter, Vasallen des Don Ruy. Und sodann nahm Mudarra Gonzalez Doña Lambra gefangen und gebot, sie zu verbrennen. Aber während des Lebens

des Garci Ferrandez konnte dies nicht stattfinden, weil Doña Lambra seine Verwandte war.

Und nun mögt ihr wissen, ihr, die ihr diese Geschichte gehört habt, daß, als Mudarra Gonzalez aus Cordova in Salas angelangt war, sein Vater ihn getauft und zum Christen gemacht hatte. Vorher war er ein Maure gewesen.

* * *

Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, hat seinem in der Einleitung schon genannten Epos „El Moro expòsito“ einen Anhang hinzugefügt, in welchem er das freilich nur dürftige Resultat seiner Nachforschungen über die berühmte Sage niederlegte. „Indem ich mich erinnerte,“ sagt er, „daß mein Freund der Herzog von Frias der jetzige Besitzer der Ortschaft Salas sei, richtete ich an ihn die Bitte, er möge mir alle die Erinnerungen mitteilen, die in seinem Hause bezüglich der sieben Infanten von Lara aufbewahrt würden. Ich bat ihn, mir zu sagen, ob sich einige Dokumente zur Beglaubigung der Tradition fänden, laut welcher man behauptete, daß die Häupter der Infanten in dieser Ortschaft wären. Er war so gefällig, mir sogleich zu antworten, indem er mir die folgenden Auszüge aus den Dokumenten seiner Hausarchive sandte:

„‚In einem Manuskript, welches dem Connetable von Castilien, Don Pedro Ferrandez, dem dritten Herzog von Frias, welcher den 12. November 1559 starb, zugeschrieben wird, findet sich da, wo die Rede von dem Ursprung dieses großen Hauses von Velasco ist und bei Erwähnung der Stadt Salas de los Infantes das Folgende: Hernan

Sanchez de Velasco, Sohn des Sancho Sanchez und der Doña Sancha Carillo, starb in einem Kampfe bei der Belagerung von Algeciras um die Jahre 1313 oder 1314. Er war vermählt mit Doña Mayor de Castaneda, welche ihm als Mitgift die Stadt Palacios de la Sierra und andere Lehen auf dem Gebiete von Lara, sowie das Haus, welches Gonzalo Gustios, der Vater der sieben Infanten von Lara, in Salas besaß, zugebracht hatte. Warum dieselben Infanten hießen, weiß ich nicht. Vielleicht bezeichnete man sie so, weil es junge Ritter waren, denn sie waren weder Söhne noch Enkel eines Königs, noch weniger hinterließen sie Nachkommenschaft. Die von Lara stammten von einem Bastardsohn ab, den Gonzalo Gustios von einer Maurin, einer Schwester des Königs Almansor von Cordova, hatte und welcher Mudarra Gonzalez hieß. Er kam nach Castilien, wurde Christ und rächte den Tod seiner Brüder, welche auf Anstiften des Ruy Velasquez von den Mohren getödtet worden waren. Mudarra Gonzalez erbte von seinem Vater die Stadt Salas, ebenso das Haus und alle Güter, welche dem Gonzalo Gustios gehört hatten.'

„Weiter fügt der Verfasser des Manuskripts hinzu, er wisse nicht, ob Doña Mayor de Castaneda eine Verwandte Derer von Lara gewesen und wie sie zu dieser Wohnung gekommen sei, welche dem Gonzalo Gustios gehört habe und die man unter dem Namen des Hauses von Lara kannte.

„Am 12. Dezember 1579 ward eine offizielle Information von dem Gouverneur der genannten Stadt Salas, unter dem Beistande von Don Pedro de Tovar, Marquis von Berlanga und seiner Frau Doña Maria de Recalde,

von Miguel Redondo, seinem Geheimschreiber, angestellt, aus welcher Information hervorgeht, daß damals in der großen Kirche Santa Maria, in der Mauer der Kapelle selbst, nach der Seite des Evangeliums zu, die Häupter der sieben Infanten aus dem Lande Lara, dasjenige ihres Vaters Gustios und das seines Bastardsohnes Mudarra Gonzalos sich befanden. Und obgleich sie seit so vielen Jahren dort waren, befahl man, da Einige wegen des hohen Alters der Inschriften an der Wahrheit zweifelten, an dem Orte der Malereien die Wand da zu öffnen, wo die Mauer mit Wappenschildern bedeckt war, um zu erfahren, was sich darin befände, und um sich von den Thatsachen zu überzeugen. Und da der genannte Gouverneur dies in Ausführung brachte, befahl er einem Arbeiter, eine Tafel, welche in der Mauer angebracht war und sieben Häupter in alter Malerei enthielt, die mehr als hundert Jahre alt zu sein schienen, herauszunehmen. Und darüber befindet sich diese Inschrift: Diego Gonzalez, Martin Gonzalez, Suero Gonzalez, Don Ferrand Gonzalez, Ruy Gonzalez, Gustios Gonzalez, Gonzalo Gonzalez, und weiter, etwas mehr unten befindet sich ein anderes Haupt, welches nach der Inschrift darüber das von Nuño Salido ist. Anderswo unterhalb der Häupter sieht man ein vergoldetes Schloß, ferner oben zwei menschliche Körper; die Inschrift des Einen sagt: Gonzalo Gustios, die des Anderen: Mudarra Gonzalez. Jeder von ihnen hält in der Hand die Hälfte eines Ringes, welche er mit der andern Hälfte, die man ihm hinreicht, zusammenfügt. Und als das Brett einmal hinweggenommen war, erschien eine andere sehr alte Malerei auf der Mauer, mit den nämlichen Namen, wie diejenigen, die auf der

ersten geschrieben standen, nur daß der Name über dem Haupte, welches sich in dem unteren Teil der Tafel befindet, Nuño Salido lautet, während die älteste den Namen Nuño Sabido trägt. Da die genannten Malereien auf Stein waren und kein Arbeiter sich dort befand, um die Mauer zu durchbrechen, brach man die Untersuchungen ab. Trotzdem befahl der Befehlshaber selbst dem Steinschneider Pedro Saler am 16. desselben Monats im Jahre 1579 die genannte Mauer zu untersuchen, um zu erfahren, ob sie hohl sei. Und nachdem man mit einem Hammer Schläge an der Stelle gethan hatte, wo sich das Wappen befindet (nämlich das goldene Schloß), hörte man es hohl klingen. Als man dann das gemalte Brett, das sich über dem genannten Stein befand, hinwegnahm, fand man einen andern Stein, welcher leicht herausgezogen wurde. Und der genannte Maurer nahm ihn hinweg, während mehrere Bewohner der Stadt dabei zugegen waren. Und im Innern fand man eine große Höhlung, wie von einer Kapelle, wo man einen Koffer gewahrte, dessen Deckel zwei Nägel verschlossen hielten, und nachdem man den Koffer herausgezogen hatte, stellte man ihn bei den Stufen des Altars hin, wo man die Nägel aus ihm herausnahm. Da zeigte sich ein sehr feines, aber in vortrefflichem Zustand befindliches und ganz unzerrissenes Leichentuch. Dasselbe hatte dazu gedient, die schon erwähnten Köpfe zu umhüllen. Diese waren infolge der langen Zeit halb zerstört und zerfallen. Jedoch das Gebiß und die Wölbungen der Schädel befanden sich noch wohl erhalten . . . Und nachdem dieselben von den Einwohnern dieser Stadt und anderen Personen gesehen worden waren, befahl der Gouverneur, der Arbeiter

solle den Koffer wieder schließen, was er that, indem er fünf oder sechs Nägel anwandte, mit welchen er den Deckel befestigte, indem er die Köpfe darin ließ und den Kasten wieder an den früheren Platz in der Kapelle zurückstellte.' Da dieses Dokument keinen Zweifel über den Ort läßt, wo die Häupter der sieben Infanten von Lara, diejenigen ihres Vaters, des Mudarra und des Nuño Salido waren und noch heute sich befinden, so kann man Dasjenige für wahr annehmen, was die Mönche von San Pedro di Arlanza behaupten."

* * *

In der obigen Erzählung der Chronik Alphons des Weisen und den angehängten Mitteilungen aus den Archiven der Ortschaft Salas in Altcastilien ist Alles enthalten, was wir von den sieben Infanten von Lara und ihrem tragischen Untergang, sowie von ihrem Stiefbruder wissen. Diese Geschichte ist in Spanien von Alters her verbreitet, hat jedoch selbst dort nicht die Popularität gewonnen, welche ihr gebührt hätte. Die Romanzen, in welchen sie behandelt, und die Komödien der einheimischen Dichter, in denen sie dramatisirt ist, sind nicht eben hervorragend. Im Auslande aber ist sie wenig bekannt geworden. Wie sich die Sagen von Gudrun und von den Nibelungen im skandinavischen Norden und in Deutschland lokalisirten, so blieb die von unseren Infanten auf Spanien beschränkt. Unter den altcastilischen Ueberlieferungen war es nur diejenige vom Cid, die früh über die Pyrenäen gedrungen und in Frankreich auch schon, bevor Corneille das Drama des

Guillen de Castro bearbeitete, Verbreitung gefunden hatte. Nur die Sagen von Karl dem Großen und seinen Paladinen eroberten sich zuerst in dem französischen und deutschen Rolandsliede, dann besonders durch die italienischen Romanzatoren einen großen Teil von Europa, und selbst bis in die altrussischen Volkslieder von Wladimir und seiner Tafelrunde scheint sich deren Einfluß erstreckt zu haben. Und doch ist der Stoff der Infanten von Lara ein so gewaltiger, tief tragischer, daß er in dieser Hinsicht keinem andern nachsteht, und man muß es daher beklagen, daß er nicht zur rechten Zeit von einem spanischen Dichter der mittleren Jahrhunderte zu einem echten Epos gestaltet worden ist. Als der treffliche Angel de Saavedra sich des Stoffes bemächtigte, war die Zeit hierzu schon vorüber, und er handelte daher sehr weise, daß er sich durch die jetzt herrschende Mode nicht verführen ließ, sich als einen Volkssänger zu geberden, in welchem Falle doch, wie es immer bei solchen Vermummungen stattfindet, der moderne Poet sogleich unter der Maske des Joglar hervorgeblickt haben würde. Seine Dichtung enthält reizende Partien und fesselt durch treffliche Lokalschilderungen, die ihm besonders gelangen, da er in Cordova, der alten Hauptstadt des Maurenreiches und Heimat des Bastard Mudarra, seine Jugend verbracht hatte. Als er nun später sein Gedicht in der Verbannung schrieb, hat die sehnsuchtsvolle Erinnerung an seine Heimat demselben einen Schmelz und eine Weichheit gegeben, wie sie ihm schwerlich ein Anderer hätte verleihen können.

Das Grab in Syrakus.



Wenn man von der Insel Ortygia an längs der Meeresküste und über die niedrigen Uferhügel bis nach Epipolä wandelt, so kann man sich kaum überreden, daß auf diesem weiten Todtenfelde einst die größte Stadt des griechischen Altertums gestanden hat. Selbst im altägyptischen Theben, ja in dem noch halb der Mythenwelt angehörigen Memphis, das längst in Trümmern lag, als Syrakus erst aufblühte, ist die Verwüstung nicht so gewaltig gewesen wie hier, und das alte Athen wie Rom erscheinen durch die noch emporragenden Denkmale ihrer früheren Herrlichkeit neben dieser Kolonie der Dorer fast als noch wohlerhaltene Städte. Die halbverwitterten Sitze des Theaters, welches das des Dionysos an der Akropolis an Größe weit übertraf, möchte man fast für wundersame Felsenbildungen halten. Es ist, als ob die schaffende Natur, eifersüchtig auf die Werke der Menschen, den alten Prachtbau wieder in eines ihrer eigenen Gebilde hätte umwandeln wollen. Und doch sind diese Ueberbleibsel des Theaters neben einigen, aus Schutt aufsteigenden Säulen fast die einzigen noch vorhandenen Reste der ehemaligen Riesenstadt. Auf weiten, von Lentiskgesträuch und wilden Myrten überwucherten Strecken verkündigt kaum noch Steingeröll,

daß dort einst Gebäude gestanden. Das Häusergewimmel, die Tempel und Hippodrome, Thermen und Gymnasien sind durch die allvernichtende Zeit zu Staub zermalmt worden. Was die Verheerung so ungeheuer gemacht hat, läßt sich schwer erklären. Wenn man denkt, daß selbst in Agrigent die barbarische Zerstörungswut der Karthager noch glänzende Reste der ehemaligen Pracht übrig gelassen hat, so muß man annehmen, daß hier Erdbeben das zu Boden gestürzt und in unterirdische Abgründe hinabgeschlungen haben, was wilde Eroberer noch aufrecht stehen ließen. Wer tief melancholische und doch durch die süßesten Reize der Natur gemilderte Eindrücke liebt, der kann sie kaum irgendwo mächtiger empfangen, als wenn er von Achradina aus das Auge über das weite, vom Schneegipfel des Aetna und dem Höhenzuge des honigreichen Hybla überragte Gefilde hingleiten läßt. Freilich, die gleichen seeleerhebenden Erinnerungen wie Athen weckt das alte Syrakus nicht in uns. Wir Alle, die wir unsern Geist an den Werken der griechischen Dichter und Geschichtsschreiber genährt haben, nehmen noch jetzt Partei für die hellenischen Republiken gegen die von Tyrannen unterdrückten Staaten und hassen die Stadt der Dionyse besonders wegen der Niederlage, die sie den Athenern bereitete, und der Grausamkeit, mit welcher sie die griechischen Gefangenen behandelte. Allein wenn schon die Wehgeschicke, in welche die Sieger später ebenso wie die Besiegten hinabgerissen wurden, der Untergang, der sie Beide ereilt hat, unsern Haß gegen Erstere in Mitleid verwandeln muß, so wird derselbe noch mehr gedämpft, wenn wir denken, daß die Syrakuser, obgleich von despotischen Machthabern

beherrscht, doch wie alle Griechen für Freiheit glühten und vielfache Versuche machten, das auf ihnen lastende Joch abzuschütteln, und daß die Dichtkunst an den Ufern des Anapos ebenso feurige Verehrer fand, wie an denen des Ilissos. Selbst die Sklavenhalter, welche die athenischen Gefangenen unter schwerem Frondienst in den Latomien schmachten ließen, konnten ihr Herz nicht der Rührung verschließen, als sie dieselben beim Schleppen der Steinlasten einen Chor des Euripides singen hörten. Bewegt von dem Gesange, in welchen die Unglücklichen ihr Heimweh nach den Hängen des Hymettus und dem Oelwalde der Akademie aushauchten, schenkten sie ihnen die Freiheit. Diesem Hange der Syrakuser zur Poesie entsprechend lauschten dieselben von früh an mit Begeisterung den Tönen der dorischen Leier und sahen von den Sitzreihen ihres berühmten Theaters aus mit Entzücken die Werke der Tragiker über die Scene gehen. Später, als die Dichtkunst im Mutterlande Hellas schon mehr und mehr verstummte, wurden die Borde der Quelle Arethusa, die, aus Elis unter dem Meer hindurch vor dem Flußgotte Alpheios entflohen, auf Ortygia wieder ans Licht trat, zur Geburtsstätte einer neuen Gattung der Poesie. Den Hirten, welche an der blauen Flut der Galathea im Thale Enna und an den bienenumsummten Abhängen des Aschenberges beim Weiden ihrer Ziegen und Lämmer die Flöte ertönen ließen, entlauschten die sicilischen Sänger diese bukolischen Klänge und machten die Straßen und Plätze von Achradina, Ortygia und Neapolis von den lieblichen Weisen widerhallen. Vor Allem waren es der große Theokrit und seine nicht unwürdigen Nachfolger Moschos und Bion,

welche diese Idyllen durch vollendete Kunst adelten und ihnen den höchsten bestrickenden Zauber verliehen. Nicht bloß den Wettstreit der Hirten, sondern noch viele andere Bilder des sicilischen Lebens wußten sie so reizvoll zu entrollen, daß die Musen des früheren Griechenlands ihren Lieblingen nur Weniges eingegeben haben, was sich damit vergleichen ließe.

So war der Boden dieser Stadt würdig, die Gebeine eines der edelsten deutschen Dichter zu empfangen, welcher zwei Jahrtausende nach der Lebenszeit des Theokrit hier von allzu frühem Tode ereilt wurde. Im Garten der Villa Landolina ruhen seine irdischen Reste. Auf dem Sarkophag wird er der Horaz der Deutschen genannt. Aber ich glaube nicht von Patriotismus oder einseitiger Vorliebe verblendet zu sein, wenn ich ihm einen höheren Rang zuweise, als er diesem Römer zukommt, der seine Oden doch vorzugsweise aus Fragmenten der griechischen Lyrik zusammenstellte und sich in seinen Satiren und Episteln, besonders aber in seiner Ars Poetica als ein ziemlich nüchterner Poet zeigte. Ich habe den Garten Landolina zu wiederholten Malen und nach Unterbrechung von Dezennien besucht und mich überzeugt, daß dessen Besitzer wohl weiß, welche geweihte Ruhestätte sein Grundstück umschließt. Er hat das kleine, nun schon fünfzig Jahre alte Monument sorgfältig erhalten und schmückt es, wie mir gesagt ward, jedesmal am Sterbetage des Dichters mit einem Lorbeerzweige. Zu den vielen Kränzen, die schon auf das Grab des teuren Todten gelegt worden sind, füge auch ich dieses bescheidene Gedenkblatt. Wenn aus dem Folgenden hervorgeht, daß es keineswegs die seltene

Kunst der Sprache in seinen Werken ist, wegen deren ich diesen Dichter besonders bewundere, so wird zugleich erhellen, daß es andere, höhere Vorzüge sind, die ihn in meinen Augen zu einem der ersten Meister unserer Poesie stempeln.

Platen stammte aus einer alten und angesehenen Adelsfamilie Norddeutschlands und kam in Ansbach zur Welt, wohin ein Zweig dieses Geschlechts durch den Eintritt in Dienste der dortigen Markgrafen gelangt war. Sein Vater besaß kein Vermögen und hatte bei der spärlichen Besoldung, welche ihm sein Amt eintrug, nur geringe Mittel für die Erziehung des Sohnes aufzuwenden. So befand sich der Letztere von Anfang an in einer Lage, welche für einen Dichter oder Mann der Wissenschaft die ungünstigste war. Zunächst sah er sich darauf angewiesen, durch Ergreifung eines Berufs, der einen pekuniären Ertrag abwarf, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Hätte er die Universitätslaufbahn einschlagen und etwa Philosophie studiren können, um später eine Professur anzutreten, so wäre dies einigermaßen mit seinen Bestrebungen im Einklang gewesen. Nun herrscht aber bei dem deutschen Adel das seltsame Vorurteil, durch eine derartige Carrière erniedrige sich ein Mann von edler Geburt. Nur eine Anstellung im Militär- oder Hofdienste, bei den Gerichten oder in der Administration, allenfalls auch im Forstfache, sei für ihn geziemend. Selbst aber wenn Einer, der sich zur Dichtkunst oder Gelehrsamkeit berufen fühlt, einem solchen Joche sich beugt, halten seine Standesgenossen es für unpassend, daß er mit literarischen Arbeiten vor die Oeffentlichkeit trete. Dies ist jedoch noch nicht das Schlimmste;

während das große Publikum und die Kritik Demjenigen, der die abgeschmackten Vorurteile seiner Kaste durchbricht, freudig entgegenkommen sollten, begegnen sie ihm mit Mißgunst, besonders Solchen, die einen höheren Adelstitel besitzen. — Wie ganz verschieden ist das in den anderen Ländern! Ich will hier nicht Italien oder Frankreich anführen, weil es dort selbst der mit Fürsten- und Marquistiteln Prangenden so Unzählige gibt, daß diese Bezeichnungen kaum noch eine Bedeutung haben. England aber, welches einen wirklich blühenden und geachteten Adel besitzt, hat über den Punkt, von welchem hier die Rede ist, völlig andere Ansichten, als solche in Deutschland herrschen. Die jüngeren Söhne eines Herzogs, die auch Lords sind, sehen sich in der Wahl ihres Berufs auf keine Weise beschränkt, und selbst ein Duke, ein Marques, ein Earl werden, mögen auch andere Mitglieder ihrer Familie sich nur als Fuchsjäger auszeichnen, doch von diesen nicht über die Achsel angesehen, weil sie sich durch literarische Leistungen hervorzuthun suchen, und ebenso wenig bringen ihnen das Publikum und die Presse Uebelwollen entgegen. Man weiß, wie viele Mitglieder der Aristokratie als englische Dichter, Historiker, Philosophen und so weiter sich einen berühmten oder geachteten Namen erworben haben; ich nenne aus neuester Zeit nur Lord Derby, den Earl of Lytton, den Herzog von Argyll und dessen mit der Tochter der Königin vermählten Sohn, den Marques of Lorne.

Nach Lage der Dinge mußte denn der junge Platen seine Grafenwürde als Unglück empfinden; ihm wurde von seinem Vater keine Wahl des Berufes gelassen, sondern er sah sich schon als Knabe in das Kadettencorps gesteckt

und zur militärischen Laufbahn prädestinirt. Vielleicht durfte er es noch als einen Vorteil betrachten, daß er nicht zur juristischen Carrière bestimmt ward und von früh bis spät Akten zu schreiben hatte. Denn mit den soldatischen Exerzitien ist in den Pausen und Ruhestunden noch immer eher eine höhere geistige Beschäftigung vereinbar, als mit den Arbeiten bei Gericht, von denen man Abends mit erschöpften Geisteskräften nach Hause kommt.

Einige Jahre später vertauschte der junge Platen das Kadettenhaus mit der Pagerie. Lebhafter Drang zu den Studien zeigte sich schon sehr früh in ihm, und er suchte sich durch Privatfleiß auch solche Kenntnisse anzueignen, welche von dem Lehrplan der Anstalt ausgeschlossen waren. Aus seinen Tagebüchern, die wegen Mangels an Teilnahme leider nur zum Teil publizirt werden konnten, geht hervor, wie erstaunlich groß die Menge von historischen, philosophischen und poetischen Werken war, die er schon in den ersten Jünglingsjahren las. Er eignete sich nach und nach nicht nur das Griechische und Lateinische, sondern auch die lebenden Hauptsprachen Europas, mit Ausnahme der slavischen, an, und seine Lektüre umfaßte neben den Hauptautoren des Altertums, neben Shakespeare und Calderon, selbst zahlreiche Dichtungen, die jetzt wohl nur noch Wenigen bekannt sind, zum Beispiel Guarini's „Pastor fido“, für den er eine Zeit lang schwärmte, de Lille's „Gärten“ und viele alte französische Trauerspiele. Um zu begreifen, wie es ihm möglich war, dies Alles zu bewältigen, muß man wissen, daß er so gut wie gar keine Romane las, mit welcher, nach seinem eigenen Ausdruck, „sinnentnervenden Lektüre“ so Viele ihre Zeit verderben.

Nachdem er Lieutenant geworden war, stellte sich bald heraus, daß er für diese Laufbahn nicht paßte.*) Immer in die ihn beschäftigenden Gegenstände vertieft, kam er oft in Zwiespalt mit dem militärischen Reglement und überhörte den Tagesbefehl, so daß er zum Beispiel, wenn seine Compagnie mit weißen Beinkleidern antreten sollte, mit schwarzen erschien und sich dadurch natürlich Verweise zuzog. Hätte die Laune des Schicksals Schiller zum Gerichtsreferendar, Beethoven zum Steuerbeamten gemacht, so würde es ihnen wohl ähnlich ergangen sein. Auch sonst zeigte Platen in Dingen des praktischen Lebens Unschick. Wenn er irgend eine Eingabe bei der vorgesetzten Behörde zu machen hatte, so vermochte er sie nicht selbst

*) Die Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß, obgleich Platen schon starb, als ich noch nicht lange die Universität bezogen hatte, ich im späteren Leben mit den meisten seiner Jugendfreunde und sonstigen näheren Bekannten in persönliche Beziehungen getreten bin; ich nenne besonders den genialen Chemiker Liebig, den Reichsrat von Döllinger, die Generale von Xylander und Schnitzlein, den Geheimen Medizinalrat Pfeufer, den tüchtigen Philologen Konrad Schwenck, der in Frankfurt a. M. mein Lehrer war, den Kupferstecher C. Schütz, den Maler und Dichter August Kopisch, den Staatsrat von Daxenberger, den Archäologen Eduard Gerhard, den Professor des Kirchenrechts C. Röstell in Marburg, den Kunstforscher von Rumohr und den Legationsrat Karl Meyer (Verfasser der Novelle „Eduard in Rom"). Ich empfing von ihnen manche Mitteilungen über den Dichter und werde Einiges davon, was mir charakteristisch für ihn scheint, später erwähnen. Von dem verstorbenen ausgezeichneten Mediziner Pfeufer erhielt ich auch handschriftlich den noch ungedruckten Teil von Platen's Tagebüchern. Es wäre dringend zu wünschen, daß dieses Manuskript, welches sich jetzt auf der Münchener Staatsbibliothek befindet, vollständig erschiene, nicht damit die jetzt so beliebten Klatschereien über große Dichter neues Material erhalten, sondern weil sie vieles literarisch und historisch Interessante bieten.

zu stande zu bringen, sondern mußte sie von seinen Freunden anfertigen lassen. Menschen von beschränktem Horizont meinen oft in solchen Fällen, Derjenige, der sich in dieser Art ungeschickt anstellt, besitze geringe geistige Fähigkeiten. Es zeugt das jedoch von großer Unkenntnis; denn wir haben zahlreiche Beispiele von Gelehrten, Dichtern und Künstlern, die in Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens unerfahren wie Kinder waren.

Beinahe verwundert hören wir, daß der achtzehnjährige Jüngling 1814 den Feldzug der bayerischen Truppen nach Frankreich mitmachte. Er flammte, wie mehrere poetische Episteln aus dieser Periode darthun, von Patriotismus und gab sich lebhaft der Hoffnung hin, daß Deutschland, aus der Erniedrigung erstanden, sich zu einem freien und einigen Reich gestalten werde. In dieser Hinsicht sollte er, wie die ganze deutsche Jugend, bald schmerzlich enttäuscht werden. Wenn ihn die Bewegung der Campagne und der Anblick neuer Gegenden einigermaßen mit seiner soldatischen Stellung ausgesöhnt hatte, so fühlte er sich nach der Rückkehr höchst unbehaglich in dem Gamaschendienst, dem er in München obzuliegen hatte. Ein Glück war es noch für ihn, daß er unter seinen Kameraden verschiedene fand, die Verständnis für sein geistiges Streben hatten. Vor allem schloß er ein inniges Freundschaftsbündnis mit dem Grafen Friedrich von Fugger, einem Sprößling jenes Geschlechts, das zur Zeit Karl's V. die oberste Geldmacht in Europa repräsentirte. Fugger, der übrigens einem verarmten Zweige der berühmten Familie angehörte, scheint das Muster eines echten Freundes gewesen zu sein. Selbst nicht die Poesie, sondern die

musikalische Komposition übend, war er ein begeisterter Bewunderer von Platen als Dichter, jedoch kein blinder, sondern suchte den Freund, wo er ihn auf falschen Wegen zu finden glaubte, auf den rechten Pfad zurückzuführen. Wenn es sonst den Mitgliedern herabgekommener Adelsfamilien eigen zu sein pflegt, in ihrer drückenden Situation sich um so ängstlicher an ihr Wappenschild zu klammern und auf ihre Herkunft zu pochen, so lag dies übrigens unserem Platen stets völlig fern. Bei der Wahl seiner Freunde fragte er nie nach ihrer Geburt, sondern nur darnach, ob sie geistig mit ihm harmonirten. Mit Xylander, der sich schon als Jüngling mit sprachwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigte, denen er später ein achtbares größeres Werk gewidmet hat, trieb er linguistische Studien, mit Schnitzlein verband ihn der Beiden gemeinsame patriotische Sinn. Es ist etwas Herzerhebendes, zu hören, wie diese jungen Männer neben ihren Exerzitien und Wachtparaden höhere Interessen pflegten. Wenn jedoch die Genannten in ihrem militärischen Beruf Befriedigung fanden und nachher zu den höchsten Graden emporstiegen, so konnte Platen sich nicht mit seiner Dienststellung befreunden und fühlte stets den lebhaften Drang, sich von ihr freizumachen. Da die Verhältnisse ihm hierzu keine Aussicht gönnten, sah er es schon als eine Begünstigung an, daß er im Sommer 1817 auf einige Monate einen Landaufenthalt in dem schöngelegenen Schliersee machen konnte. Ein Stübchen des Pfarrhauses mit Aussicht auf Wald und See diente ihm als Wohnung, und dort, umgeben von seinen Büchern, bei täglichen Streifereien durch das Gebirg verbrachte er selige Stunden. Er belebte die

Gegend mit Erinnerungen aus Poesie und Geschichte und nannte, wie er in seinem Tagebuch schreibt, zum Beispiel einen kleinen Fluß Rio Verde nach der bekannten Romanze aus den Maurenkriegen. Schon hier frönte er der Neigung, die ihn später sein ganzes Leben hindurch begleitete, große Spaziergänge zu machen und sich bald da, bald dort, ein Buch in der Hand, niederzulassen. Wir finden ihn um diese Zeit und in den folgenden Jahren lebhaft mit poetischen Arbeiten beschäftigt. Da er später mit so starkem Selbstgefühl seine Bedeutung als Dichter betonte, überrascht es, in seinen fast Tag für Tag niedergeschriebenen, nur für ihn selbst bestimmten Ergüssen aus der früheren Periode häufige Zweifel an seiner Begabung ausgesprochen zu sehen und der Klage zu begegnen, daß wenn er etwas zu Papier gebracht, er nachher nie damit zufrieden sei. Im Gegensatz zu der schneidenden Schärfe, mit der er sich später über die meisten lebenden Dichter aussprach, fällt auch die Bewunderung auf, womit er in seinen Briefen und Jahresheften bisweilen von Dichtungen redet, denen gewöhnlich nicht so hohe Bedeutung beigemessen wird. So begeisterte er sich für ein Drama „Renata“ von Friedrich von Heyden. Das überschwengliche Lob, das er demselben spendet, hat mich bestimmt, es zu lesen, und ich habe es wohl recht artig, indes keineswegs so hervorragend gefunden, wie ich vermutete. Dergleichen ganz unberechenbaren literarischen Neigungen oder Abneigungen begegnet man häufig und findet, daß Männer, denen man gleiche Einsicht zutraut, diametral entgegengesetzte Urteile fällen. Persönliche Motive konnten Platen nicht so günstig für F. von Heyden stimmen, denn er kannte ihn gar nicht.

Auch einen „Konradin" desselben rühmt er hoch, ein an Länge drei gewöhnliche Stücke übertreffendes Trauerspiel, das, wie alle Werke dieses talentvollen, jedoch nicht eminenten Dichters, wenig bekannt geworden ist.

Eine zärtliche Herzensneigung zog ihn zu Euphrasia von Boissaisons hin, einer jungen Dame von französischer Herkunft, die jedoch schon in den Kinderjahren nach Deutschland gelangt war. In seinen Tagebüchern spricht er mehrmals mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Liebe von ihr; auch findet sich in denselben ein an sie gerichtetes Sonett, in welchem er klagt, daß er bei seiner Rückkehr nach München nur flüchtig ihr „göttliches Profil" habe gewahren können. Platen's Lebensverhältnisse machten es ihm unmöglich, an eine Verbindung mit ihr zu denken, und ihre Verwandten scheinen beflissen gewesen zu sein, ihn von ihr fern zu halten. Euphrasia vermählte sich später mit einem Herrn von Pillement und war dann als Witwe lange Oberhofmeisterin der Königin von Bayern.

In den folgenden Jahren empfand der junge Dichter das Drückende seiner Lage immer mehr, und er blickte sehr trüb in die Zukunft, da er kaum je eine Aenderung der Situation hoffen durfte. Einstweilen war er zufrieden, daß er, ohne deshalb aus der bayerischen Armee zu treten, auf einige Jahre zum Zweck von Studien nach Erlangen gehen konnte. Dort ward er ein eifriger Zuhörer Schelling's, dessen Philosophie ihm, im Gegensatz zu der Hegel'schen, über die er sich immer nur spöttisch geäußert hat, eine Zeit lang imponirte. Die Bekanntschaft mit Rückert verlockte ihn, sich mit der Erlernung des Persischen zu beschäftigen. Schwerlich ist er jedoch viel über die Anfänge

dieser Sprache hinausgekommen, wie er denn auch das Studium derselben bald wieder aufgab. Die Erlanger Bibliothek soll eine Auswahl von Ghaselen des Hafis, von seiner Hand aus dem Originalmanuskript abgeschrieben, aufbewahren. Die Uebersetzung des Hafis von Hammer, welche zwar sehr unpoetisch ist, aber den Text ziemlich genau nach dem türkischen Kommentar des Sudi wiedergibt, konnte ihm zum Verständnis des Persers behilflich sein. Durch diese Beschäftigung angeregt, verfaßte Platen seine Ghaselen, welche er nach und nach in drei kleinen Sammlungen herausgab. Die erste derselben, nebst einem Bändchen „Lyrische Blätter", wurden, als sie im Druck erschienen, von dem trefflichen Sänger der Griechenlieder, Wilhelm Müller, mit großer Anerkennung besprochen. Platen's Ghaselen waren neben denen von Rückert die ersten Gedichte in deutscher Sprache, in denen die Reimfolge dem orientalischen Schema nachgebildet ward. Daß zu den vielen ausländischen Formen, welche schon die Romantiker bei uns eingeführt, nun auch noch diese kam, konnte als Beweis für die Fähigkeit der deutschen Sprache zu allen möglichen Kunststücken interessant sein; doch scheint mir Mannigfaltigkeit der Reime, wie sie in den meisten anderen Strophenbildungen vorkommt, solcher Durchführung eines einzigen Reims weit vorzuziehen zu sein. Unter Platen's kleinen Versstücken dieser Art finden sich einige auch dem Inhalt nach sehr schöne, gleichwohl beruht seine Bedeutung als Dichter auf anderen Werken, die erst später folgten. In mehreren Dramen, die er in Erlangen schrieb, zeigen sich Einflüsse der damals noch herrschenden romantischen Schule, welcher er sich jedoch

keineswegs blindlings zugethan zeigte, indem er in einer Epistel aus dieser Zeit von der Poesie des Unsinns spricht, die Brentano und der „tolle Werner“ gelehrt hätten. Das Vorzüglichste unter den erwähnten Dramen ist sicher ein höchst anmutiges, auf eine von Herodot erzählte altägyptische Anekdote gegründetes Lustspiel: „Der Schatz des Rhampsinit“, das zu dem Besten gehört, was wir in dieser Art besitzen; es sprudelt von Witz und guter Laune und strahlt zugleich in den reizendsten Farben der Poesie. Der überbildete nubische Prinz Bliomberis, welcher Hegel'sche Phrasen aufgeschnappt hat, und sein Diener Kaspar, der die ihm von seinem Herrn eingeschärften Redensarten immer verkehrt anbringt, sind köstliche Figuren. Es ist wirklich eigentümlich: man klagt oft über den Mangel an Lustspielen im höheren Stil bei uns, aber solche, die man besitzt, ignorirt man. Goethe, der sich anerkennend über die früheren Arbeiten Platen's aussprach, soll, nach Eckermann's Aufzeichnungen, über dessen Lustspiele zu ihrer Herabsetzung gesagt haben: es fehle ihnen an Tiefe. Ich möchte glauben, daß der gute Eckermann, der überhaupt wohl wenig geeignet war, Goethe zu fassen, die betreffende Aeußerung seines großen Meisters nicht recht verstanden hat. Unmöglich konnte es diesem einfallen, in solchen heiteren Scherzspielen etwas zu suchen, was, ihrem ganzen Charakter nach, ihnen fremd sein mußte, und was sich auch in seinen eigenen: „Jery und Bätely“, „Scherz, List und Rache“, die „Fischerin“, und vielen anderen leichten Produktionen seiner Muse nicht findet.

Platen war damals von dem Drange beseelt, sich das Theater zu erobern, und zwar besonders mit Komödien,

welche „ein freies Spiel des Geistes sind und der Zeit Gebrechen höhnen“. Allein es gelang ihm nur einmal, und zwar in Nürnberg, eines seiner Stücke auf die Bretter zu bringen. Es war dies „Treue um Treue“ nach der altprovençalischen Sage von Aucassin und Nicolette. Daß das Hoftheater in München es ablehnte, etwas von ihm aufzuführen, erfüllte ihn mit Unmut. Er sollte sich früh an herbe Erfahrungen gewöhnen, wie sie bei uns dem wahren Dichter selten erspart bleiben. Bitterer wurde sein Gefühl noch dadurch, daß zur nämlichen Zeit, wo man sein reizendes Lustspiel abwies, Eduard von Schenk's höchst schwaches Trauerspiel „Belisar“ auf der Bühne der bayerischen Hauptstadt großen Erfolg hatte, von dort als Meisterstück ausposaunt wurde und einen Triumphzug durch ganz Deutschland machte.

Neben dem Drange zu Studien und zu literarischer Produktion lief in Platen stets der lebhafte Hang zu Reisen einher. Nachdem er von Erlangen einen Ausflug nach der Schweiz und einen andern durch verschiedene Gegenden Deutschlands gemacht, auf dem er den von ihm sehr verehrten Jean Paul besucht hatte, war es ihm ein hochfreudiges Ereignis, sich im Herbste 1823 auf einige Monate nach Venedig begeben zu können. Das Tagebuch, das er dort verfaßte, kann noch jetzt dem Fremden besser zum Führer dienen, als die meisten Reisebücher; es schildert warm und wahr sein Entzücken bei der Betrachtung aller merkwürdigen Lokalitäten und Kunstschätze der Dogenstadt. Bald von der Seufzerbrücke herab die ehemalige Herrlichkeit der nun in Trümmer sinkenden Prachtpaläste betrachtend, bald sich auf einer Gondel im Canale Grande

wiegend, bald vor den Engeln und Madonnen seines Lieblings Gian Bellin in San Zaccaria und im Redentore weilend, oder vom Markusplatz dem Fluge der Tauben zuschauend, wie sie die orientalischen Kuppeln der Kirche umkreisten, sah er Woche auf Woche verstreichen und konnte sich nicht von dem unvergleichlichen Venedig trennen. Noch heute erfüllt uns sein Schmerz mit Wehmut, wenn er schildert, wie er zuletzt notgedrungen mit schwerem Herzen aufbrach, und dann auf jeder Station mit Trauer dachte, daß er sich mehr und mehr von dem geliebten Orte entferne, vielleicht um ihn nie wieder zu sehen. Eine Frucht dieser Reise war jener herrliche Cyklus von Sonetten auf Venedig, welche wohl unbedingt die vorzüglichsten Sonette, die wir besitzen, genannt werden müssen, und die allein, auch wenn er nichts weiter geschrieben hätte, Platen zu einem unserer ausgezeichnetsten Dichter machen würden. Tiefe der Empfindung und lebendige Anschaulichkeit vereinigen sich hier mit wunderbarem Zauber der Form, so daß ich einem begeisterten Verehrer Platen's kaum Unrecht geben könnte, wenn er diese Gedichte für die schönsten in deutscher Sprache erklärte. Mich empört oft die Kälte Anderer gegenüber von Werken, die mich in tiefster Seele bewegen. Man hört nicht selten das Stichwort, das, ich weiß nicht von wem aufgebracht, gedankenlos wiederholt wird, Platen sei kalt. Seine Sonette aus Venedig haben nun mich und mehrere meiner Freunde begeistert, als wir noch Knaben waren; sie haben uns mit einer Sehnsucht nach dieser Stadt erfüllt, die uns nicht ruhen ließ, bis wir dieselbe erblickten. Ihre göttlichen Verse, welche wir auswendig können, sind uns Begleiter durch das Leben gewesen,

und sie reißen uns noch jetzt zu demselben Entzücken hin wie vor fünfzig Jahren. Können Gedichte, welche solche Wirkung üben, kalt sein?

Als ein völlig Anderer trat Platen ein paar Jahre später vor das Publikum mit dem Lustspiel „Die verhängnisvolle Gabel", das eine Meisterschöpfung genannt werden muß. Die Vorzüge desselben sind so glänzend und außerordentlich, daß man denken sollte, alle Welt müßte in seiner Bewunderung übereinstimmen. Aber leider ist Bewunderung heute eine seltene Sache. Sie wird affektirt für Produkte, die von einem berühmten Autor herrühren; doch für ein Erzeugnis, das nicht den oft sehr unverdienten Ruf der Klassizität besitzt, gibt es meistens nur Teilnahmlosigkeit. Statt es in sich aufzunehmen und von seiner Schönheit sich durchdringen zu lassen, findet man dies und das daran auszusetzen. So werden Goethe's „Vögel", ein in schwacher Stunde von unserem großen Dichter hingeworfenes Stück, welches nicht den entferntesten Begriff von dem attischen Komiker gibt, hochgepriesen, Platen's Komödie dagegen, die wirklich eine geniale Reproduktion des Geistes des Aristophanes ist, muß es sich gefallen lassen, als eine verfehlte Studie betrachtet zu werden. Nun sind schon der Humor und Witz in dieser „verfehlten" Arbeit so blendend, daß sich Weniges ihnen gleichstellen läßt; in dem Ganzen herrscht ein wahrer bacchischer Taumel, der es des ersten Preises beim dionysischen Wettstreit würdig gemacht hätte. Allein eine hinreißende Begeisterung für alles Schöne und Große erhebt es zugleich zu einer Dichtung im hohen Stil. Der anapästische Schwung der Verse, mit dem zuvor nichts in

unserer Sprache sich messen konnte und der höchste Wohllaut sind nur mitwirkende Faktoren bei dem außerordentlichen Eindruck, den das Lustspiel auf jeden für das Schöne Empfänglichen ausüben muß. Dieser Eindruck ist auf mich noch gegenwärtig beim jedesmaligen Lesen ein gewaltiger, und „Die verhängnisvolle Gabel“ dient mir seit lange als Prüfstein, ob Jemand für Poesie ein Organ hat. Wer sie nicht bewundert, den halte ich einfach für einen Barbaren. Gleich anfangs jedoch mußte Platen bei einigen seiner Freunde auf Mangel an Verständnis stoßen. Es gibt Leute, die überhaupt keinen Sinn für das Hochkomische besitzen und das, was den mit solchem Sinne Begabten entzückt, kurzweg als dummes Zeug ansehen; hört man doch sogar von Personen, die ihre Meinung gerade heraussagen, nicht selten äußern: der Don Quijote sei ein albernes Buch! — Indes nicht bloß unter seinen Bekannten begegnete Platen ähnlichem Mangel an Einsicht, auch in der Kritik wurden die verkehrtesten Urteile laut, die sich in den Literaturgeschichten bis auf den heutigen Tag fortgeschleppt haben. Man wirft der verhängnisvollen Gabel vor, sie gehöre als „Literaturkomödie“ einem an sich falschen Genre an und könne, nachdem die in ihr verspotteten Werke in Vergessenheit gesunken, kein Interesse mehr erregen. Als ob dieses Lustspiel ein Pamphlet und nicht vielmehr ein echtes Kunstwerk wäre! Ueber politische Zustände konnte Platen in jener Zeit nicht die Geißel der Satire schwingen, ohne sich in Untersuchung wegen Demagogie zu verwickeln, und es wäre noch die Frage, ob die deutsche Misère von damals, der Gräflich-Benting'sche Erbfolgestreit oder die Bundesverhandlungen über die Titel

Durchlaucht und Hoheit ihm einen günstigeren Stoff geboten hätten. Unter diesen Umständen wählte er ein literarisches Thema, und die Parodie der „Ahnfrau“ — jener lange Zeit allgemein verhöhnten, nun plötzlich wieder gepriesenen Jugendsünde Grillparzer's — bot ihm eine Fabel dar, wie sie sich glücklicher nicht hätte wünschen lassen. Selbst wenn die Schicksalstragödien, wenn alle Tageserscheinungen, auf die in dem Stück angespielt wird, vergessen sind, werden wenige kurze Erklärungen genügen, um das Ganze vollkommen verständlich zu machen. Welche Berge von Kommentaren sind nicht über Rabelais' „Gargantua“, den Roman des Cervantes und den Aristophanes geschrieben worden! Ferner wird eingewendet, das Lustspiel müsse, um dauernden Wert zu behalten, die sich immer gleich bleibenden Thorheiten und Fehler der Menschen verspotten. Nun, wer dieser Ansicht ist, der möge sich an den Geizhälsen, Quacksalbern und rechtsverdreherischen Advokaten bei Goldoni ergötzen; mich langweilen diese seit zwei Jahrtausenden abgedroschenen Gegenstände der Satire, und ich glaube, daß Mopsus und der Jude Schmuhl weit bessere Gebilde der komischen Muse sind als der „Lügner“ des Italieners und die „Verschmitzten Sklaven“ des Terenz. Man sagt noch achselzuckend, in der verhängnisvollen Gabel fehle es an Charakteren, eine Aeußerung, welche völlige Unkenntnis des Wesens dieser Art von Komödien zeigt. Charaktere sind mit demselben ganz unverträglich, indem das Komische hier, wie auch bei Aristophanes, zum Teil darauf beruht, daß die Personen beständig aus der Rolle fallen. Endlich wendet man noch zur Herabwürdigung des Platen'schen Meisterstückes

ein, es setze zu viele gelehrte Bildung voraus, um bei dem größeren Publikum Eingang zu finden. Sage man doch lieber, unsere Bühne sei zu verkommen, unser Publikum zu ungebildet dafür und deshalb müsse sich der Dichter diesem ihrem Zustande anbequemen! Gestehe man ein, daß unsere Leser sowohl wie Theaterbesucher tief unter denen Spaniens zur Zeit Philipp's IV. stehen, welche an Burlesken, wie Calderon's „Cephalus und Prokris", einen Hochgenuß fanden! Uebrigens ist die verhängnisvolle Gabel mehrfach auf deutschen Universitäten von Studenten unter großem Beifall ausgewählter Kreise aufgeführt worden.

Während Platen Pläne zu neuen Dichtungen entwarf und eine Sammlung seiner lyrischen Kompositionen vorbereitete, wurde in ihm die Sehnsucht immer mächtiger, sich ganz und rückhaltslos der Poesie zu widmen. Er sagt in der verhängnisvollen Gabel:

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Akten, Abends auf den Helikon.
Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt,
Der den Hunger wen'ger fürchtet, als er seine Freiheit liebt."

Er erkannte das Drillen der Rekruten als ebenso unvereinbar mit seinem Beruf, wie es Advokatengeschäfte gewesen wären. Nun ist aber gegenwärtig bei uns dem wahren Dichter beinahe jede Möglichkeit geraubt, von seiner Kunst zu leben, wie es doch der Musiker, der Maler, der Bildhauer vermag. Mit Neid muß er auf die Poeten im arabischen Spanien zurückblicken, die von den Kalifen und Fürsten überschwenglich belohnt wurden, mit Neid auch auf einen Pindar, der wegen seiner Siegesgesänge von Hieron von Syrakus und Theron von Agrigent über die Drangsale

des Lebens hoch hinausgehoben wurde. Bei uns ist wohl hie und da von edlen Fürsten in bescheidenem Maße eine ähnliche Großmut geübt worden. Aber verwegen wäre es doch von einem jungen Dichter, auf eine solche Hoffnung eine Existenz gründen zu wollen. Die Aussicht, von den Honoraren für seine Gedichte auch nur notdürftig sein Leben fristen zu können, ist noch weniger für ihn vorhanden, da gerade die besten Produkte dieser Art gewöhnlich am wenigsten Beifall finden, und selbst wenn eine Sammlung eine Reihe von Auflagen erlebt, doch der Ertrag davon nur ein höchst mäßiger ist. In noch bedenklicherer Lage befindet sich der Dramatiker, insofern er Bühnenwerke höheren Stils schaffen will. Sehr selten gelingt es ihm, ein solches zur Aufführung zu bringen, und wenn ein Theaterdirektor so vielen guten Willen gezeigt hat, dem Publikum etwas Derartiges darzubieten, hat er es bald wieder wegen der Teilnahmlosigkeit des letzteren und der Bosheit unverständiger Kritiker zu bereuen. So war die Situation Platen's eine verzweifelte. Obgleich seine verhängnisvolle Gabel ein gewisses Aufsehen erregte, wurden doch nur wenige Exemplare abgesetzt, und bei seinen Lebzeiten erschien keine neue Auflage davon. — Sich als Bühnendichter Geltung zu verschaffen, durfte er noch weniger hoffen. Wir können nicht darüber urteilen, ob er als Tragiker Großes geleistet haben würde, da er kein Trauerspiel vollendet hat; für das höhere Lustspiel dagegen ließ sich Hervorragendes von ihm erwarten. Weil ihm indessen keine Gelegenheit geboten wurde, seine derartigen Werke zur Darstellung zu bringen, so trat Entmutigung bei ihm ein, und obgleich er keineswegs die Absicht aufgab, sich der

dramatischen Komposition zu widmen, machte er sich doch keine Illusion darüber, daß er als Bühnendichter den gewöhnlichen Theaterlieferanten weichen müsse. Ihm schien daher keine Wahl zu bleiben, als nach wie vor in seiner Lieutenantsstellung zu verharren oder als Schriftsteller sein Fortkommen zu suchen, indem er die Unterhaltungsliteratur mit leichter Ware, wie sie immer Absatz findet, bereicherte. Hierzu jedoch konnte er sich bei der Idee, die er von der hohenpriesterlichen Würde seiner Kunst hatte, nicht entschließen. — Endlich zeigte sich ihm ein Ausweg, bei dem allerdings auch noch zweifelhaft blieb, ob seine Zukunft dadurch gesichert werde. Durch die Gunst des Königs Ludwig, dessen Thronbesteigung er in einer schönen Ode gefeiert hatte, wurde ihm der Abschied aus seiner militärischen Stellung unter Belassung seines kleinen Gehalts gewährt. Außerdem erhielt er durch die Vermittlung von Schelling einen jährlichen Zuschuß von der bayrischen Akademie der Wissenschaften. Die ganze Summe war kaum groß genug, um ihn vor Not zu schützen. Dennoch, darauf vertrauend, daß ihm seine Dichtungen noch einen Ertrag zuführen würden, ging er freudigen Mutes der Zukunft entgegen, um nun mit ungeteilter Kraft nach dem Lorbeer des Dichters zu ringen. Das Verlangen, in Italien seinen Aufenthalt zu nehmen, hatte ihm seit lange kaum Ruhe gelassen. Nur dort, so sagte er in einem früheren Briefe, könne er seine Kunst zur Vollendung bringen; er werde nach Rom aufbrechen, müßte er auch dahin bettelnd gehen.

In den nächsten Jahren, und, mit kurzen Unterbrechungen bis an sein Lebensende, finden wir daher Platen

im gelobten Lande der Künste. Nachdem er einen sehr regnerischen Winter in Rom verlebt, wo er vielfach über körperliches Leiden zu klagen hatte, begab er sich nach Neapel und hier empfing ihn zuerst der volle Zauber der italienischen Natur und entzückte ihn in einem Maße, daß der Wunsch in ihm rege ward, daselbst seinen beständigen Aufenthalt nehmen zu können. Wie vorher Venedig, so begeisterten ihn jetzt die anderen Hauptstädte des südlichen Landes und ihre Umgebungen zu einer Reihe von Gedichten, welche, nebst den früher entstandenen Jugendliedern, den Ghaselen und Sonetten, seine im Jahre 1828 erschienene lyrische Sammlung bilden. Es ist wichtig, wenn man diesen Band beurteilen will, nur die beiden vom Dichter selbst veranstalteten Ausgaben zu berücksichtigen; später sind unglücklicherweise nach der bei uns herrschenden Gewohnheit viele Versstücke, die er ausgeschieden hatte und die das Urteil verwirren müssen, aufgenommen worden. Es ist nun ein abscheulicher Unfug, daß sogenannte Literaturgeschichtsschreiber bei uns solche von Platen selbst nur in flüchtiger Stunde niedergeschriebene und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Verse citirt und benützt haben, um deren Verfasser als einen ordinären Reimschmied hinzustellen. So hat Julian Schmidt eine kleine Spielerei, die der Dichter wahrscheinlich in einem müßigen Augenblick auf das Papier geworfen, um sich in der Alliteration zu üben, als ein Specimen seiner Kunst angeführt. Wer den Abschnitt, in welchem dieser, von allem und jedem Sinn für Poesie entblößte Autor über Platen handelt, liest, muß glauben, dessen Sammlung, welche so viel Unvergleichliches zu dem besten, in der gesammten deutschen Lyrik Gehörendes

enthält, bestehe aus dergleichen Spielereien. Was würde aus Goethe werden, wenn man die zahllosen, seiner unwürdigen Versstücke, die seine Werke anschwellen, zum Maßstab für seinen Wert als Dichter überhaupt machen wollte? Und, wohlgemerkt, ein solches Verfahren würde noch nicht so empörend sein, wie das gegen Platen angewandte. Denn Jener hat viele solche, seinen Ruhm nicht erhöhende Produkte selbst unter seine Werke aufgenommen, während dem Letzteren keine Schuld daran beizumessen ist, daß nach seinem Tode sämmtliche in seinem Nachlasse vorgefundenen Papierschnitzel in die Druckerei gewandert sind. Wahrlich, man muß jedem Dichter, dem es um die Ehre seines Namens zu thun ist, raten, alle Produkte seiner Muse, die er als in schwacher Stunde hingeworfen erkennt, rechtzeitig zu verbrennen, damit sie nicht nach seinem Tode von gewinnsüchtigen Verlegern gedruckt, sodann aber von boshaften Kritikern benützt werden, um den Verfasser herabzusetzen! Was nun die Lieder betrifft, welche Platen für wert hielt, das erste Buch seiner Gedichte zu bilden, so befindet sich darunter keines, das nicht eines guten Dichters würdig wäre. Einige von ihnen sind sogar von außerordentlicher Schönheit, zum Beispiel das „In der Nacht, in der Nacht“ und das „Noch im wollustvollen Mai des Lebens“. Nach meinem Gefühl ist in keinem einzigen von Lenau's Gedichten der sogenannte Weltschmerz mit so erschütternder Gewalt ausgesprochen worden, wie in diesem. Die Balladen König Odo, das Grab am Busento und der Pilgrim von Sankt Just, zu welchen in der zweiten Auflage noch einige andere, wie namentlich der herrliche Luca Signorelli, hinzukamen,

sind wahrhaft klassisch. Dennoch wird die erste Abteilung (die Ghaselen und Sonette übergehe ich hier, weil sie schon erwähnt wurden) von der letzten bei weitem übertroffen. Wenn ich die in dieser enthaltenen Oden, Hymnen und Elegien wegen ihres hohen Gedankengehaltes und des in ihnen waltenden begeisterten Schwunges unbedingt dem Schönsten zuzähle, was die deutsche Dichtkunst hervorgebracht, so verwahre ich mich von vornherein gegen die Annahme, als ob die große, in ihnen herrschende Sprachvollendung mich zu ihren Gunsten bestäche. Daß Platen in dieser Hinsicht der größte Meister ist, den Deutschland je hervorgebracht, wie das wohl allgemein anerkannt wird, will ich nicht bestreiten. Wäre jedoch solche Sprachvollendung der Hauptvorzug seiner Dichtungen, wären letztere, nach dem oft auf sie angewandten Ausdruck, marmorglatt, aber auch marmorkalt, wären sie arm an innerem Gehalt, so würde ich der Vorzüglichkeit der Form wenig Wert beilegen und manche äußerlich vernachlässigte, dagegen sich durch Gefühl, Phantasie und Ideenreichtum auszeichnende Dichtungen vorziehen. Allein es ist nur Platen's große Sorgfalt in der Metrik, welche ihn in den Ruf gebracht hat, ganz in der Form aufzugehen. Seine Virtuosität blendet so sehr, daß sie bei flüchtiger Betrachtung jenen Wahn erzeugt, und deshalb wäre es fast mein Wunsch, er möchte weniger peinlich auf Vermeidung des Hiatus und der unreinen Reime, der Trochäen im Hexameter und so weiter bedacht gewesen sein; der Wert seiner Poesie hätte sich dadurch kaum vermindert. Einen wahren Mißgriff aber beging Platen, indem er die komplizirten Strophen der griechischen Lyriker bei uns einzubürgern versuchte.

Vermögen wir die Sapphische und die Alcäische Strophe noch allenfalls aufzufassen und festzuhalten, so fehlt unserem Ohr doch diese Fähigkeit bei den verwickelten Schematen der Hymnen aus Sicilien, und ihre Zeilen erscheinen uns nur noch als Streckverse. Wenn es aber eine Art von Studium erfordert, durch die komplizirte Form zu dem köstlichen Kern vorzudringen, so darf uns dies doch nicht hindern, den letzteren in vollem Maße anzuerkennen. Die Hymnen aus Sicilien bieten Dem, der an sie nicht mit dem Verlangen herantritt, ein leicht aufzufassendes und leicht nachzusingendes Liedlein in Heine'scher Manier zu finden, sondern sich durch sorgfältige und wiederholte Lektüre mit ihnen vertraut macht, einen seltenen Genuß, wie nur Weniges in unserer Literatur. Aber die meisten seiner Oden sind gar nicht so spröd: sie erschließen sich schnell und unmittelbar einem Jeden, der noch Sinn für etwas Anderes hat, als für den ordinären Singsang, der jetzt vielfach für Poesie gilt. Gegenwärtig ist die Anwendung der antiken Versmaße für die Ode überhaupt außer Brauch gekommen; man wendet für dieselbe etwa Reimverse oder ganz freie Rhythmen an, und ich kann dies nicht mißbilligen. Indessen sollte man doch bedenken, daß es sich hier nur um die Form handelt, und daß herrlicher Inhalt seinen Wert behält, in welcher metrischen Gestalt er auch vor uns hintreten möge. Goethe's Elegien würden sich sicherlich dem Ohre mehr einschmeicheln und populärer geworden sein, wenn sie nicht im Versmaße des Properz geschrieben wären. Indessen ist doch nicht leicht Jemand so verwahrlost, diese prächtigen Dichtungen wegen ihrer uns immer etwas fremdartigen Verse zu verschmähen.

Wenn Platen's lyrische Sammlung mit Achtung aufgenommen wurde, so fehlte doch viel daran, daß sie eine bedeutende Verbreitung gefunden hätte. Erst durch sein zweites Lustspiel in aristophanischer Weise, den Romantischen Oedipus, der ein Jahr nachher erschien, erregte er größeres Aufsehen. Allein wenn sein Name von jetzt an in weiteren Kreisen genannt wurde, so geschah dies besonders wegen des Skandals, welche seine bitteren Angriffe gegen eine Anzahl deutscher Poeten und die darauf erfolgten Erwiderungen der Letzteren hervorriefen. Bei aller meiner Verehrung für unsern Dichter kann ich mich in diesem literarischen Streit nicht ganz auf seine Seite stellen. Er war tief mißgestimmt über die geringe Anerkennung, die ihm zu teil geworden, und sah mit Verdruß, daß ihm der Ruhmeskranz vorenthalten wurde, den das Publikum doch sonst sehr freigebig an untergeordnete Talente verteilte. Dennoch hätte persönliche Gereiztheit ihn nicht bis zu der Ungerechtigkeit fortreißen sollen, einen Immermann, der selbst in seinen Verirrungen so viele echte Begabung gezeigt hatte, als den Typus eines ganz schlechten Poetasters hinzustellen. Ueberdies waren die Epigramme, in denen der Düsseldorfer die damals grassirende Ghaselenmanie gegeißelt hatte, von unserem Dichter mit Unrecht speziell auf sich bezogen worden. Immermann hatte schon dadurch, daß er den Vers Platen's: „So viel Arbeit um ein Leichentuch", als Motto vor sein Trauerspiel Friedrich II. gesetzt, gezeigt, daß er denselben schätzte. Nach dem wütenden Angriff, der jetzt auf ihn geschleudert wurde, konnte er zwar nicht umhin, sich in einem nicht eben glänzenden Pamphlet seiner Haut zu wehren; allein nach dem Tode

seines Gegners hat er in nicht genug zu preisender Weise, mit Hintansetzung jedes persönlichen Grolles, dessen Verdiensten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die zweite Zielscheibe der Angriffe im Romantischen Oedipus war Heine, der die erwähnten Xenien in den zweiten Teil seiner Reisebilder aufgenommen hatte. Zu der maßlosen Verunglimpfung, welche Platen über den Letzteren ergoß, wurde er sicherlich ebenso wie zu derjenigen gegen Immermann nicht vorzugsweise durch persönliche Motive oder durch das Gefühl erlittener Kränkung bestimmt; es gibt ausgezeichnete Künstler und Dichter, denen absolut das Organ versagt ist, das Schöne anzuerkennen, was von ihnen völlig heterogenen Naturen hervorgebracht wird und sich in einem Kreise bewegt, der von dem ihnen zusagenden gänzlich verschieden ist. So hat mir einer der Jugendfreunde Platen's, Pfeufer, erzählt, derselbe habe schon lange vor dem Entbrennen des erwähnten Streits von dem Verfasser des Buchs der Lieder immer nur als von einem elenden Versifex gesprochen und sei in wahre Wut geraten, wenn Jemand denselben auch nur irgendwie in Schutz genommen. In einem seiner Briefe sagt Platen, die Reisebilder hätten höchstens den Wert von Impromptus eines reisenden Handwerksburschen. Heine dagegen scheint nicht gleich einseitig gewesen zu sein; wenigstens hat er gegen meinen verstorbenen Freund Toynbee, der ihn etwa im Jahre 1836 im Seebad Boulogne kennen gelernt, geäußert: es habe ihm leid gethan, durch die heftigen Ausfälle des Autors des Romantischen Oedipus gegen ihn zu seiner Erwiderung auf diese Angriffe gezwungen worden zu sein, da er dessen Geist und Talent immer

geschätzt habe. Wenn Heine diese Einsicht hatte, so erscheint freilich die empörende Weise seiner Erwiderung in doppelt gehässigem Licht. Gegen eine Verständigung mit seinen literarischen Gegnern verschloß sich Platen stets. Als Professor Wilhelm Röstell im Jahre 1830 aus Berlin in Neapel anlangte und zu dem Dichter sagte: in Deutschland beklage man ungemein das Zerwürfnis zwischen zwei so ausgezeichneten Poeten, geriet der Graf in den heftigsten Zorn, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und fühlte sich tief beleidigt, Immermann's Namen so neben dem seinen genannt zu hören.

Die Folgen, welche der erwähnte, damals in Deutschland lebhaft besprochene Streit für unsern Dichter hatte, waren von der übelsten Art und erstreckten sich auf den ganzen Rest seines Lebens. Immermann allein wäre noch kein so schlimmer Gegner gewesen; denn er besaß keinen großen Anhang im Publikum, und sein literarischer Ruf datirt erst aus späterer Zeit, als er seine Romane herausgab. Dagegen hatte Heine's Popularität, die nachher immer größere Dimensionen annahm, schon damals begonnen, und fast alle Journale stellten sich auf seine Seite und machten den Urheber des Oedipus zur Zielscheibe ihrer täglichen Angriffe, indem sie demselben allen poetischen Geist absprachen und ihn für einen bloßen Versdrechsler ausgaben.

Viel größere Nachteile, als durch dieses Aufstören eines Wespennestes, zog sich Platen noch durch einige Verse zu, in welchen er seine Ueberzeugung von dem Wert seiner dichterischen Produktionen stark betonte. Vorzüglich übel gedeutet wurde ihm eine Stelle in einer schon vor dem

Erscheinen des Lustspiels von ihm an seinen Freund, den Professor Puchta in Erlangen gerichteten Epistel. Die darin enthaltenen Worte: „Laß mich Odyssee'n erfinden, Schweifend an Homer's Gestaden! Bald in voller Waffenrüstung Folgen ihnen Iliaden", sind unzählige Male citirt worden, um darzuthun, der Dichter habe gewaltige Verheißungen gemacht, dieselben aber nicht erfüllt. Es kann wohl nicht geleugnet werden, daß es eine Unvorsichtigkeit von Platen war, eine solche Aeußerung in die Welt zu schicken. Denn selbst hätte er später Epen hervorgebracht, welche würdig gewesen wären, den beiden homerischen an die Seite gestellt zu werden, es wäre dies sicher doch nicht anerkannt worden, da das seit lange in hohem Ansehen Stehende immer als etwas Unerreichbares gilt. Uebrigens bezogen sich jene Verse, wie mir mein früherer Lehrer Konrad Schwenck, der mit Platen nicht lange vor seinem Tode vertrauten Umgang in Rom pflegte, mitgeteilt hat, auf zwei epische Gedichte, deren Pläne der Letztere längere Zeit mit sich umhertrug. Unter der Iliade war ein Epos verstanden, welches die hervorragendsten Momente aus der Geschichte der Hohenstaufen darstellen und im Metrum der Nibelungen abgefaßt werden sollte. Geschrieben scheint Platen keine Zeile davon, auch den Plan dazu später aufgegeben zu haben. Die „Odyssee" dagegen, womit die Abassiden gemeint waren, wurde schon nicht gar lange nach dem Oedipus vollendet, obgleich sie erst mehrere Jahre später erschien.

Wenn Platen geglaubt hatte, seine Gegner Immermann und Heine durch seine Satire vernichten zu können, so hatte er sich sehr getäuscht. Besser war es ihm

geglückt, einige damals noch in Ansehen stehende Dichter, wie Houwald, Müllner und Friedrich Kind, zu diskreditiren. Aber in der That konnte man ihm zu diesem Erfolge kaum Glück wünschen; denn er selbst mußte noch Zeuge sein, wie eine Anzahl neu auftretender Poeten, die sicherlich nicht höher standen als jene gestürzten, die Gunst des großen Publikums gewannen, und wie zugleich eine Anzahl von Tagesschriftstellern, auf welche, wiewohl sie auch Dramen und Romane schrieben, das Epithet Dichter gar keine Anwendung finden konnte, die Literatur zu beherrschen anfingen und laut Chorus gegen ihn machten. Eine tiefe Mißstimmung bemächtigte sich nun seiner, und selbst in den elyseischen Gefilden Neapels und Siciliens konnte er den Gedanken an die deutsche literarische Misère nicht los werden. In einem Briefe sagt er: bei den Italienern sei es niemals einem mittelmäßigen oder gar schlechten Dichter gelungen, das mindeste Aufsehen zu erregen. Wie aber stehe es in dieser Hinsicht in Deutschland, wo gerade die elendesten Poeten die gefeiertsten seien? Das Gefühl des völligen Verkanntseins drückte ihn dergestalt nieder, daß auch seine Produktionslust darunter litt. Es kam hinzu, daß er große Mühe hatte, Verleger für seine Werke zu finden. Sein früherer Herausgeber behauptete, so schlechte Geschäfte mit den Schriften unseres Dichters gemacht zu haben, daß er dessen höchst bescheidene Honorarforderungen zurückwies. So kam es, daß mehrere seiner Arbeiten Jahre lang ungedruckt blieben. Die Abassiden fanden zuerst eine Unterkunft in dem Wiener Taschenbuch Vesta. Das Drama „Die Liga von Cambrai“ und die Geschichten des Königreichs Neapel wurden in Frankfurt

von Sauerländer verlegt, bei welchem Konrad Schwenck sie angebracht hatte. Das kleine Epos die Abassiden fand eine sehr laue Aufnahme. Wenn hierzu schon der Mißkredit, in welchem Platen überhaupt stand, beitrug, so war ihm weiter noch der demselben vorgesetzte Prolog nachteilig, in welchem der Dichter sagte: wenn ihm je unter wärmeren Sonnen ein Lorbeer gediehen, so sei dies dessen reifste Beere. Will man jedoch gerecht sein, so muß man zugeben, daß es, wenn auch keine Odyssee, so doch eine höchst erfreuliche Leistung ist. Es umstrickt uns mit dem vollen Zauber der Tausend und einen Nacht und erfreut durch die Lebendigkeit der mannigfaltigen, darin vorgeführten Gestalten, wie durch den Reiz der landschaftlichen Schilderung. Die Komposition, in welcher verschiedene Erzählungen aus den arabischen Nächten mit einander verschlungen sind, muß sehr glücklich genannt werden. Die gegen das Ganze erhobenen Vorwürfe sind völlig nichtssagend. Besonders hat man der Dichtung vorgerückt, es zeige sich darin Mangel an Erfindungskraft, weil alle in ihr enthaltenen Fabeln schon von Scheherezade erzählt worden seien. Gerade ebenso könnte man auch den Orlando des Ariost tadeln, in welchem nur äußerst wenig von dem faktischen Inhalt erfunden ist; desgleichen Boccaccio's Decamerone, dessen hundert Erzählungen sich fast ohne Ausnahme auf frühere Geschichten zurückführen lassen. Wenn man ferner die Ausstellung gemacht hat, es fehle in dem Märchenepos an Individualität und gehöriger Charakteristik der Figuren, so muß entgegnet werden: die letzteren sind mit leichten Strichen gerade so weit charakterisirt, wie es für eine solche Dichtung angemessen ist. Eine weitere Individualisirung

würde hier gar nicht am Platze gewesen sein, wie auch Ariost's Roland nichts dadurch gewonnen hätte, wenn die Charaktere darin etwa wie in einem Roman mehr im Detail ausgemalt wären. Schlimmer noch als den Abassiden erging es dem dreiaktigen Drama: „Die Liga von Cambrai“; alle kritischen Journale suchten dasselbe in Stücke zu reißen. Die hochgespannte Erwartung, welche Platen selbst für alle seine Werke erregt hatte, war schuld daran, daß sogar seine Verehrer bei dem Erscheinen des Stückes eine gelinde Enttäuschung empfanden. Dies sollte allen künftigen Dichtern eine Warnung sein, daß sie auf ein noch nicht erschienenes Produkt nicht im voraus die Aufmerksamkeit des Publikums zu sehr hinziehen. Noch unangenehmere Erfahrungen als Platen machte in dieser Hinsicht Friedrich Hebbel. Bevor sein Lustspiel: „Der Diamant“, erschien, lief durch viele deutsche Journale ein Passus aus einem Briefe des Dichters, in welchem dieser sagte: die Komödie sei die ureigenste seiner Schöpfungen, eine Produktion, in welcher er das Universum frei aus sich wiedergeboren habe. Ob die Stelle wirklich aus einem Schreiben Hebbel's genommen, oder ob sie etwa von einem seiner Gegner erfunden war, vermag ich nicht zu sagen. Indessen scheint das Erstere nicht unglaublich; denn auch der Prolog zu dem „Diamanten“ verheißt Wunderdinge von dem Stück, als sei dasselbe eine ganz neue Offenbarung der Dichtkunst, und noch bis an sein Lebensende blieb der Verfasser in dem Wahn befangen, es sei eine eminente Leistung. Als nun dasselbe erschien, wurde es allgemein, und selbst von den Freunden des Dichters, als eine unbegreiflich verfehlte Arbeit angesehen. Wenn Platen's

Liga von Cambrai noch jetzt häufig auf ähnliche Weise geringschätzig behandelt wird, so liegt der Grund hierfür übrigens wohl nicht bloß darin, daß die Verheißungen, die der Verfasser von seinen künftigen dichterischen Thaten gemacht, in ihr nicht erfüllt sind; es schadet ihr noch besonders, daß sie nicht als eine Art Prolog zu einer Reihe von Dramen aus der venetianischen Geschichte — was sie offenbar sein soll — sondern als ein selbständiges Schauspiel bezeichnet ist. Sieht man sie nur als einen solchen Prolog oder als ein Eröffnungsstück zu einem Cyklus an, so muß man zugestehen, daß sie diesem Zwecke völlig entspricht. Wenn man ihr Nüchternheit und Trockenheit vorgeworfen hat, so finde ich im Gegenteil, daß ein warmer Hauch der Begeisterung sie durchweht. Die Schilderung der Vaterlandsliebe, die das ganze venetianische Volk erfüllt, ist höchst lebendig, und die Scene, in welcher die jungen Nobili, ehe sie in den Kampf ausrücken, vor dem Dogen vorüberziehen, muß eines ausgezeichneten Dichters würdig genannt werden.

Von dramatischen Plänen, mit denen sich Platen während seiner letzten Lebenszeit beschäftigt hätte, hören wir nichts. In früheren Jahren trug er sich mit Entwürfen zu einem Schauspiel „Tristan und Isolde“ und zu einer Tragödie Rehabeam, von denen jedoch keiner zur Ausführung gelangte. Der Idee, die ihm in seiner Jugend vorleuchtete: von der Bühne herab auf die Nation zu wirken, entsagte er bald, nachdem seine Versuche, den „Schatz des Rhampsinit“ und „Treue um Treue“ in München zur Darstellung zu bringen, gescheitert waren. Doch hatte er, wie aus dem im Jahre 1828 geschriebenen

„Oedipus" hervorgeht, damals noch nicht dem Gedanken entsagt, sich den Preis der Tragödie zu erringen, wenn er dabei auch nicht an die scenische Aufführung der von ihm projektirten Stücke dachte. Nachher scheinen solche Pläne mehr und mehr in den Hintergrund getreten zu sein, und man kann auch wohl bezweifeln, ob er auf diesem Gebiete Großes geleistet haben würde, besonders da er sich in seinen letzten Lebensjahren Theorien über die tragische Kunst hingab, bei deren Verfolgung die Erreichung des höchsten Zieles ihm schwer möglich geworden wäre. Gewiß hatte er recht, die Auswüchse der Shakespeareomanie zu verdammen, welche sich in den älteren Dramen Immermann's, besonders in deren komischen Partien, auf abstoßende Weise zeigen. Allein er blieb hierbei nicht stehen; er wollte, ebenso wie Byron, zu den drei Einheiten zurückkehren, pries, obgleich er Shakespeare wegen seiner Kenntnis des menschlichen Herzens lobte, den reineren Geschmack und die klassische Form des Alfieri und rühmte den redegewaltigen Corneille als Meister der Tragödie.

Wenn man die älteren Tagebücher Platen's durchliest, so begegnet man, wie schon erwähnt, in denselben wiederholt Aeußerungen des Mißtrauens in sein Talent; er ist nie mit dem Geleisteten zufrieden und verzweifelt oft daran, je etwas Gutes hervorbringen zu können. Desto mehr überraschen in seinen späteren Dichtungen die Stellen, wo er von dem Lorbeer, der seine Stirne kränze, spricht, sich als den Messias der Poesie preist und Unsterblichkeitswerke in Aussicht stellt. Der gerechte Unmut über die geringe Anerkennung, welche ihm ward, während er so viele Mittelmäßigkeiten um sich her bewundert sah, scheint

sein Selbstgefühl so aufgestachelt zu haben, daß er sich zu derartigen unvorsichtigen Aeußerungen hinreißen ließ. In einem seiner Briefe erzählt er mit tiefer Mißstimmung, er habe zu München in einer Gesellschaft einen jungen Franzosen kennen gelernt, der eigens nach Deutschland gekommen sei, um die deutsche Poesie zu studiren. Dieser habe von allen möglichen Poeten gewußt, allein seinen Namen noch nie vernommen gehabt. Er mochte wohl glauben, durch pomphafte Verkündigung seines eigenen Werkes solchen Bann am ersten brechen zu können, jedenfalls aber war es ein verhängnisvoller Mißgriff, daß er diesem Impulse folgte. Die Stellen in seiner Epistel an Puchta, sowie mehrere ähnliche im Romantischen Oedipus lenkten zwar die Aufmerksamkeit mehr auf ihn, da kaum je ein Dichter in so starken Worten als sein eigener Lobredner aufgetreten war; doch es war zugleich die üble Folge damit verbunden, daß einmal das bekannte Sprichwort in Betreff des Eigenlobes auf ihn angewendet wurde, zweitens, daß jede seiner künftigen Leistungen nach einem viel strengeren Maße gemessen ward, als es sonst der Fall gewesen sein würde. Das Unglück wollte, daß diejenige seiner Produktionen, an welcher sämmtliche Pfeile des Angriffs abgeprallt wären, und die sicher allgemeine Bewunderung gefunden hätte, „Die Polenlieder", nur in ganz engen Kreisen bekannt wurde, indem sie wegen ihrer politischen Tendenz in Deutschland nicht gedruckt werden durfte. Diese Polenlieder gehören unstreitig zu den schönsten Perlen unserer Poesie und appelliren durch ihre populärere Form auch an weitere Kreise, als die „Hymnen aus Sicilien", die sein letztes Werk waren. Aus der ungeheuren Flut der

politischen Gedichte, welche damals Deutschland zu überschwemmen anfingen, ragen sie als die weitaus bedeutendsten hervor, und auch nachdem die Ereignisse, auf die sie sich bezogen, längst in den Hintergrund getreten sind, hat der Eindruck, den sie auf jedes empfängliche Gemüt machen, nichts von seiner ursprünglichen Kraft und Frische verloren.

Die Teilnahmlosigkeit des Publikums, der Unverstand und die Gehässigkeit der Kritik und das dadurch hervorgerufene Gefühl gänzlichen Verkanntseins vergällten Platen's letzte Lebensjahre. Voll bittern Unmuts setzte er seinen Polenliedern, welche in Deutschland nicht die Zensur passirten und erst nach Jahren in Straßburg erscheinen konnten, folgende Verse vor:

„Zusammen pack' ich meine Habe
Und was im Busen mir gedieh,
Denn länger nicht mehr frommt die Gabe,
Die mir ein milder Gott verlieh.

So hat er mich umsonst begeistert?
So war's umsonst, was ich empfand?
Und jeder arme Stümper meistert
Den Griffel einer Meisterhand?

Der mörderische Zensor lümmelt
Mit meinem Buch auf seinen Knie'n,
Und meine Lieder sind verstümmelt,
Zerrissen meine Harmonien.

Doch gib, o Dichter, dich zufrieden,
Es büßt die Welt nur wenig ein,
Du weißt es längst, man kann hienieden
Nichts Schlecht'res als ein Deutscher sein."

Es ist natürlich, daß ein Dichter das Verlangen hegt, die Ausströmungen seiner Seele auch von Anderen nachempfunden zu wissen, so daß seine Gefühle, Gedanken und Phantasiegebilde in fremden Geistern fortleben. Dieser Drang ist mit dem Triebe zum Schaffen unauflöslich verbunden und weit entfernt von Eitelkeit und gewöhnlicher Ruhmsucht. Mag man Demjenigen, der dies sein Streben nicht erreicht, auch vorhalten, die eigentliche Befriedigung bestehe in der Hervorbringung selbst, so ist das doch nur eine Halbwahrheit, die durch das Verhalten aller echten Künstler und Dichter widerlegt wird. Dieselben haben zwar den höchsten Genuß in der Produktion selbst gefunden, aber doch zugleich das Verlangen gefühlt, Andere an diesem Genusse teilnehmen zu lassen. Kann man sich denken, daß Goethe, wenn seine Werke mit jener Kälte aufgenommen worden wären, welcher heute fast ausnahmslos wahre Schöpfungen der Poesie begegnen, nicht verbittert worden wäre, und daß unter dieser Verbitterung nicht auch seine weiteren Produktionen gelitten hätten? — Wollte man ferner einen verkannten oder von seiner Zeit ignorirten Dichter damit zu trösten suchen, daß er nur das Schicksal trage, welches schon Viele und Größere als ihn ereilt habe, so würde auch dieser Trost keinen Eingang bei ihm finden; er würde sich an den Gedanken klammern, wenigstens die Nachwelt werde ihm zu teil werden lassen, was ihm die Mitlebenden vorenthalten. Es ist dies allerdings eine schmerzvolle Hoffnung, welcher nicht zu bedürfen man jedem Dichter von Herzen wünschen muß. Dem armen Platen aber blieb nach den herben Enttäuschungen der letzten Jahre keine andere Tröstung übrig, und mit wehmütigem Gefühl

gab er ihr in einem Liede Ausdruck, welches er kurz vor seinem Hinscheiden auf der Reise von Palermo nach Syrakus verfaßte. Es heißt darin:

„O mein Gemüt . . . erneue
Der Lieder Flötenhauch,
Auf daß die stumpfen Herzen
Du doch zuletzt besiegst,
Wenn frei von allen Schmerzen
Tief unterm Gras du liegst.“

Dies waren seine letzten Zeilen. Bald nach seiner Ankunft in der Stadt des Dionys schloß der Tod seine melodischen Lippen. Wer sein Grab auf altgriechischem Boden besucht, vermag inmitten allen Zaubers der südlichen Natur den schmerzvollen Gedanken nicht zu unterdrücken, wie undankbar das Vaterland dem Dichter Jahrzehnte lang den Kranz vorenthalten hat, auf den er, wenn irgend einer seiner Zeitgenossen, den vollsten Anspruch besitzt. Doch dürfen wir uns wohl dem Glauben hingeben, daß er dies Ziel, nach dem er so sehnsuchtsvoll und ungestüm gerungen, jetzt endlich erreicht hat. Seine Gedichte sind nicht dazu angethan, um Diejenigen zu entzücken, welche an den Bänkelsängereien des Tages ihr Gefallen haben; aber sie sind langsam in die Herzen aller Derer gedrungen, welche noch Sinn für echte Poesie haben, und sie werden mit dem heiligen Feuer der Begeisterung, das den edlen Sänger durchglühte, noch manche folgenden Geschlechter erwärmen.

Nachschrift. Obgleich im Obigen dem hohen Talent Platen's die gebührende Anerkennung gezollt ist, wird dieselbe doch Denjenigen nicht genügen, welche verlangen, die deutsche Poesie solle streng die Bahn einhalten, welche dieser Dichter, namentlich in der späteren Periode seines Lebens, einschlug. Wenn es besonders die Formvollendung ist, wegen welcher ihn dieselben zu ihrem Meister erkoren haben, so gebe ich zwar zu, daß solcher Formvollendung von jedem echten Künstler nachzustreben sei, denn es läßt sich nicht absehen, weshalb man sich überhaupt der Verse bedienen sollte, wenn diese so stümperhaft sein dürften, wie viele jetzt in Deutschland geschriebene es wirklich sind. Allein ich leugne, daß Platen bei Anwendung der verwickelten griechischen Metra im Deutschen und bei seinem Grundsatze über die sogenannte Reinheit des Reimes den richtigen Weg eingeschlagen habe. Die antiken Metra sind in unsere Sprache, welche eigentlich nur Hebung und Senkung kennt, auf künstliche Weise eingeführt worden; wenn nicht schon beim Hexameter und den einfachen Odenversmaßen, so doch sicher bei den verwickelten Strophenbildungen vermag unser Ohr das zu Grunde liegende Gesetz nicht zu erkennen, und wir lesen daher solche Gedichte nur als eine Art von Streckversen. Ich gebe nun zu, daß es Platen gelungen ist, auch diese schwierigen Formen, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, mit einem edlen Inhalt zu erfüllen; aber es scheint mir, daß das erstrebte Ziel eine solche Anstrengung nicht wert gewesen sei, und daß sich bei freien Rhythmen ganz das nämliche hätte erreichen lassen. — Was dann die sogenannte Reinheit der Reime betrifft, so scheint mir eine

darauf gerichtete Forderung auf etwas Unmögliches abzuzielen. Reinheit der Reime ist, wie ich dies an anderer Stelle ausführlich dargelegt habe, wegen der Verschiedenheit der Aussprache, die in allen Teilen Deutschlands auf unglaubliche Weise variirt, überhaupt nicht zu erzielen, und auch unser Dichter hat sie nicht erreicht, indem die von ihm angewandten Reime nur nach der in seiner Heimat üblichen Aussprache, aber keineswegs überall für rein gelten können. Hätte aber Platen sein erstrebtes Ziel wirklich erreicht, so würde er, der verhältnismäßig nur wenig Reimverse geschrieben hat, sich bei Abfassung umfangreicher Dichtungen bald überzeugt haben, wie sein Grundsatz wegen der beständigen Wiederkehr der nämlichen Reime notwendig unerträgliche Monotonie herbeiführen müßte. — Die Handhabung der verwickelten antiken Metra und die Reinheit des Reimes nun sind es, auf welche die Plateniden weit mehr Gewicht legen, als auf den edlen und reichen Inhalt, der dasjenige ist, was *ich* bei Platen besonders schätze. Wenn man dies beachtet und zugleich erwägt, daß ich in allen meinen dichterischen Produktionen nur ein einziges Mal (im Gedicht: „Das Theater des Dionysos") ein antikes Versmaß angewandt habe, so erstaunt man über die Ignoranz und Verdrehung aller Begriffe, wenn einige nichts wissende, nichts lesende und doch über Alles faselnde Kritiker mich einen Plateniden genannt haben. In Bezug auf die Reinheit der Reime habe ich, die Verkehrtheit dieser Forderung erkennend, mich keineswegs strengen Gesetzen unterworfen und höchstens das übeltönende Reimen von harten und weichen Konsonanten vermieden. Aber zu jenem Epithet gab ich auch darin niemals Anlaß, daß ich meine

eigenen Leistungen gepriesen hätte, wie dies Platen in verzeihlicher Anwandlung gekränkten Selbstgefühls gethan hat. Sicher muß Derjenige, der mich einen Plateniden nennt, meine Schriften nie gelesen haben, denn nichts darin verrät, daß ich mir besonders Platen als Muster erkoren, und selbst meine politischen Lustspiele könnten ebenso gut durch Gozzi's dramatische Fabeln, durch Goethe's „Jahrmarktsfest" und „Vergötterten Waldteufel" oder durch Tieck's „Zerbino" angeregt sein, wie durch den „Romantischen Oedipus". Sogar die Formen derselben sind keineswegs diejenigen, welche Platen mit so unerreichbarer Meisterschaft dem Aristophanes nachgebildet hat, daß ich von vornherein erkannt, ich würde in diesem Punkt in keiner Weise mit ihm wetteifern können.



Die Conquistadoren.



I.*)

Die Entdeckung von Amerika, vielleicht das folgenreichste Ereignis der ganzen Geschichte, war, wie alles Größte in derselben, kein Resultat kalter Berechnung, sondern ging aus der begeisterten Seele eines Mannes hervor, der weit mehr Verwandtschaft mit dem Jesajas hatte als mit den Meistern der empirischen Wissenschaften. Nicht mathematische Berechnungen, nein — die Weissagungen der Sibylle, die Stelle des Tragikers Seneca, Thule sei nicht das letzte der Länder, es werde die Zeit kommen, wo neue Gebiete aus dem Schoße des Ozeans auftauchen würden, leiteten ihn auf der Fahrt nach dem unbekannten Westen. Das durch die Sünde des ersten Elternpaares verlorene Paradies wiederzufinden, war der Gedanke, der schon früh in seiner großen Seele aufstieg. Von der Ostküste Asiens, die er auf dem Wege über das Weltmeer zu erreichen glaubte,

*) Diese Skizze beruht zum größten Teil auf dem umfangreichen Sammelwerke: Voyages, Relations et Mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique par H. Ternaux-Compans, welches reiche und zu wenig bekannte Dokumente zur Geschichte der Eroberung von Amerika enthält. Auch die Werke des trefflichen Prescott, besonders über Mexiko und Peru, sowie die von Robertson und Humboldt sind benutzt worden.

wollte Kolumbus durch das Fabelland Cathai nach dem gelobten Lande vordringen und das Grab des Heilandes mit den Schätzen Chinas, von denen Marco Polo so berückende Kunde in das Abendland gebracht, wieder erobern. Schon war er in das höhere Lebensalter getreten und hatte vergebens getrachtet, von einem der europäischen Herrscher die Mittel zu seinem großen Werke zu erlangen. Endlich befiel ihn tiefe Bangigkeit, sein Leben könne verrinnen, ohne daß er das ihm vom Himmel auferlegte Unternehmen vollführt hätte. Er teilte den damals vielverbreiteten Glauben, mit dem sechzehnten Jahrhundert rücke das Millennium heran, und hatte durch seine Berechnung gefunden, die Welt müsse im Jahre 1505 untergehen. Den Gedanken, dies könne geschehen, bevor er sein großes Werk vollführt, vermochte er nicht zu ertragen, und derselbe stachelte ihn zur Anstrengung aller seiner Kräfte empor. Nicht der Kompaß, nicht geographische Karten — die Prophezeiungen der Delphica und der Cumana leiteten ihn auf seiner Fahrt. Nicht Gold — das Reich des ewigen Friedens, wo das Lamm bei dem Löwen liegt, wollte er jenseits des Ozeans finden. Wie Ezechiel erhob er sich im begeisterten Gesicht und sah, auf den Rücken der Cherubim dahingetragen, das Land der Verheißung aus dem Schoße der unermessenen Gewässer emportauchen.

Derselbe Geist, nicht der Empirie, nicht des Golddurstes, der schon viele Gefährten des großen Genuesen ergriff, begegnet uns noch in manchen Schriften der Zeitgenossen des Kolumbus, so hier und da in denen des Petrus Martyr.

Es ist eine niederschlagende, die Urteilslosigkeit der

Lesewelt in auffallender Weise bezeugende Erscheinung, daß Werke, von denen man glauben sollte, sie müßten durch alle Zeiten hindurch literarisches Ansehen behaupten, nicht selten in die Winkel der Bibliotheken zurückgedrängt werden und nur von äußerst Wenigen gekannt sind. Zu diesen gehören die Dekaden des genannten Petrus Martyr de Angleria, erschienen 1516. Der Verfasser, ein geborener Mailänder, war schon in jungen Jahren nach Spanien gekommen und hatte die Gunst Ferdinand's und der Isabella gewonnen, an deren Hoflager er viele Jahrzehnte hindurch eine angesehene Stellung behauptete. Seine Sammlung lateinischer Briefe, in welcher die großartigen Ereignisse jener hochdenkwürdigen Periode der neueren Geschichte durch einen Augenzeugen an uns vorübergeführt werden, verdiente es sicher nicht, als ein alter, bestaubter Pergamentband ungelesen in den Ecken der Büchersammlungen zu stehen. Noch unerklärlicher ist es, daß die Dekaden eben dieses Petrus Martyr ein nur wenigen Gelehrten bekanntes, nie in eine der lebenden Sprachen übersetztes Buch sind. Wer die Blätter desselben eines nach dem andern durchliest, erlebt gleichsam die Entdeckung der Neuen Welt mit und sieht deren Inseln und Festlande aus dem Ozean emportauchen. Das Werk beginnt mit dem Berichte über die erste Fahrt des Kolumbus, auf welcher er verschiedene Inseln auffand, die nach seiner Meinung an der Küste des großen asiatischen Kontinents lagen, zu dessen Westrande er gelangt zu sein glaubte. An ihrem Schlusse aber war die erste Niederlassung von Europäern auf einem Kontinent dargestellt, in Bezug auf den nach und nach die Ueberzeugung, er sei nicht Asien, sondern ein bisher noch unbekanntes großes

Festland, sich Bahn brach. Kein anderes Werk gab eine so aufregende und fesselnde Darstellung von den ungeheuren Entdeckungen der Spanier; die Wunder der Ritterromane, die nicht lange nachher die Gemüter der europäischen Lesewelt erregten, blieben zurück hinter den hier erzählten Abenteuern, den Kämpfen der kühnen Entdecker und Eroberer mit wilden Völkerschaften, den unbekannten Küsten, die vor den Blicken des erstaunten Abendlandes emporstiegen. Da las man von Völkern, die tödliche Giftpfeile schleuderten, von Menschen, die ihre Dörfer in den Wipfeln von Bäumen erbauten, von furchtbaren Riesen und von Wilden, die das Fleisch und Knochenmark ihrer Feinde verzehrten. Da ergossen eisgekrönte Vulkane von einer Höhe, als wären Aetna, Vesuv und Hekla über einander getürmt, den Flammenschein ihrer Krater auf neu entdeckte Meere, die noch nie von einem Kiel durchfurcht worden; an ihrem Fuße breiteten sich unermeßliche Urwälder, deren tausendjährige Stämme in ihrem Sturze von mächtigen Lianenranken aufgehalten wurden, wo vielfarbige Blumensterne durch das Dickicht leuchteten und in den Lichtungen gigantische Schmetterlinge mit azurenen Flügeln, als hätten sie sich aus dem Blau des Tropenhimmels losgerissen, saugend an Blumenkelchen hingen, und wo Riesenflüsse, nein — strömende Meere, ihre Wogenflut noch unbekannten Ozeanen entgegenwälzten.

Mehr noch als die Dekaden des Petrus Martyr, welcher bei aller Begeisterung, mit der ihn die großen Entdeckungen erfüllten, doch einigermaßen kritische Besonnenheit eines Historiographen bewahrte, zeugen manche andere Werke aus der Zeit der ersten Besitznahme von Amerika durch die

Spanier von der aufgeregten Phantasie der neuen Ankömmlinge. Es war, als seien dieselben in die „Traum- und Zaubersphäre“ eingegangen.

In der „Geschichte des Landes Santa-Cruz, welches wir gewöhnlich Brasilien nennen, von Pero de Magalhaens de Gandavo, Lissabon 1576“, finden sich abenteuerliche Kunden über die Wunder der Neuen Welt, in welchen wirklich Gesehenes mit seltsamen Fabeln verbunden ist. Nicht alles in den merkwürdigen Berichten der letzteren Art darf jedoch von vornherein als Fabel angesehen werden. Die Sage von den kriegerischen Weibern zum Beispiel, die am Maranhon in Brasilien eine Art von Republik gegründet haben sollen, entbehrt nicht eines jeden Fundaments. Der Bericht des Seefahrers Orellana, der während seiner Reise an diesem Riesenstrom streitbare, mit Bogen und Pfeilen bewaffnete, blondlockige Weiber getroffen haben will, erscheint zwar nicht sehr glaubwürdig und vielmehr der griechischen Sage von Penthesilea und ihren Weibern nachgebildet. Aber ein zuverlässigerer französischer Autor, der Pater Yves d'Evreux, versichert, daß er solche kriegerische Weiber in den Gegenden, wo er sich aufgehalten, gefunden habe. Nach ihm sollen diese Amazonen, welche zu dem Stamme der Tupinambas gehörten, gänzlich unabhängig von den Männern gelebt haben. Pero Magalhaens berichtet über diese indianischen Amazonen: „Es gibt Indianerinnen, welche ein Gelübde der Keuschheit ablegen; sie wollen durchaus nichts von den Männern wissen und würden, selbst wenn man sie mit dem Tode bedrohte, verweigern, sich mit ihnen einzulassen. Diese ergeben sich keiner Beschäftigung ihres Geschlechts. Sie ahmen in allen Stücken die Männer nach, als ob sie

aufgehört hätten, Weiber zu sein; sie tragen die Haare kurz geschnitten wie jene und gehen mit einem Bogen und Pfeilen in den Kampf; sie jagen mit den Männern.“ Wenn hier die Existenz solcher kriegerischen Weiber wirklich auf historischer Grundlage zu ruhen scheint, so hat wahrscheinlich der spanische Dramatiker Tirso de Molina in einem Drama, welches die Eroberung von Peru durch Pizarro behandelt, dies Land nur aus seiner Phantasie mit kriegerischen Weibern bevölkert, welche in dem Reiche der peruanischen Inkas die spanischen Eindringlinge bekämpfen.

Ein anderes, noch größeres Wunder, von dem unser Geschichtsschreiber von Brasilien zu berichten weiß, ist das „Eldorado“. Es sollte nach der Aussage der Indianer eine Stadt sein, deren Herrlichkeit der des Himmels glich und deren Glanz sich in der Milchstraße widerspiegelte. Die Sage von dieser Wunderstadt ist fast so alt wie die Entdeckung von Amerika, und schon Kolumbus glaubte, an fernen, unbekannten Gestaden der Neuen Welt liege eine Stadt mit vergoldeten Dächern, das goldene Cipango. Der Name dieser Wunderstadt, die wie eine Fata Morgana vor den neuen Ankömmlingen herschwebte, wechselte beständig bei ihrem weiteren Vordringen in die Neue Welt. Bald soll sie am Gestade eines Riesenstromes, bald in der Mitte gigantischer Berge, im Schoß unermeßlicher Wälder, am Strande grenzenloser Meere liegen und ihre himmelragenden Tempelzinnen in deren Wogen spiegeln. Dann wieder glaubt man, sie befinde sich auf einer Insel inmitten des gigantischen Sees Manoa. Je tiefer die Eroberer in das Innere des neuen Weltteils vordringen, desto weiter entschwebt sie ihnen wie ein Regenbogen auf Wetterwolken

oder wie die Mirage der Wüste. Philipp von Utre behauptet, die Stadt der Omegas und ihre unermeßliche Volksmenge gesehen zu haben, und Walther Raleigh, der zeitweilige Günstling der Königin Elisabeth von England, beschreibt deren fabelhafte Pracht. Bald hier, bald dort in den ungeheuren Länderstrecken zwischen Paraguay und dem Orinoco taucht diese mythische Stadt der Feen auf; doch wäre es schwer, ihre geographische Lage zu bestimmen. In den unermeßlichen Länderstrecken der Neuen Welt, am Fuße der Cordilleren, beim Rauschen des Maranhon und des Orinoco erzählten sich die Conquistadoren von der Stadt mit den goldenen Dächern, und viele von den Wunderberichten getäuschte Krieger ließen sich auf abenteuervollen Zügen in den Untergang reißen. Doch erscheint uns heute vielleicht der Glaube, der so ziemlich allen ersten Eroberern Amerikas die Köpfe verrückte, poetischer, als er in der That war. Das Gold, der lockende Gewinn dieses köstlichen Metalles, war es, was vor allem ihre Sinne bethörte. Uebrigens begegnet uns der Name Eldorado in den spanischen Berichten nicht früher als im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Zuvor hatte das Wundergebiet schon manchen Abenteurer ins Verderben gerissen, aber seinen Namen kannte man nicht. Der Pater Pedro Simon sagt darüber: „Was den Namen Dorado betrifft, der so berühmt in der Welt ist, so war er bis zum Jahr 1536 unbekannt; erst in diesem Jahr wurde er von dem General Sebastian de Belalcazar und seinen Soldaten in der Provinz Quito aufgebracht und zwar bei folgender Gelegenheit: „Als Belalcazar sich in der erwähnten Stadt befand und Erkundigungen über die neuen Länder einzog,

traf er unter den Indianern einen, welcher sagte, er sei aus Bogota, und da der Feldherr sich in Betreff seines Landes erkundigte, sagte er ihm, ein Herr aus diesen Gegenden sei vermittelst einiger Balsas (kleiner Fahrzeuge) in einen See vorgedrungen, und nachdem er sich entkleidet habe, so daß sein Leib völlig nackt gewesen, habe man ihn mit einer klebrigen Substanz gesalbt und dann mit Goldstaub bestreut, so daß sein ganzer Leib geglänzt habe." Belalcazar und seine Leute gaben dem Lande aus diesem Anlaß den Namen Eldorado. Nachdem dieser Name aufgekommen, verbreitete er sich über die weiten Länderstrecken der Neuen Welt. Man suchte das Goldland überall in den undurchdringlichen Wildnissen, und viele kühne Männer wurden dadurch ins Verderben verlockt. Schon verzweifelten die Conquistadoren, das Wunderland zu finden, als von Brasilien aus ihre Hoffnung von neuem mächtig belebt wurde. In dem erwähnten Berichte des Magalhaens findet sich darüber folgendes: „Eine Anzahl Indianer aus dem Lande Santa-Cruz waren in ihrer Heimat nicht zufrieden und drangen in die weiten Einöden des Innern vor. Die Ermattung und große Entbehrung führten den Tod vieler von ihnen herbei, und diejenigen, welche am Leben blieben, langten in einer Gegend an, wo es große Dörfer, eine zahlreiche Bevölkerung und so viele Reichtümer gab, daß sie behaupteten, es wären dort sehr lange Straßen, welche von Menschen bewohnt wären, die sich einzig mit der Bearbeitung von Gold und Edelsteinen beschäftigten. Sie blieben dort einige Tage, und als die Einwohner die Eiseninstrumente sahen, welche sie bei sich führten, fragten sie, woher sie dieselben hätten und wie

sie in ihre Hände gekommen wären. Die Indianer antworteten, sie hätten die Werkzeuge von bärtigen Männern, welche am östlichen Ufer wohnten, indem sie noch andere Kennzeichen hinzufügten, um die Portugiesen zu bezeichnen. Die Eingeborenen sagten, indem sie unstreitig von den Spaniern in Peru sprachen, sie hätten gehört, auf dem gegenüberliegenden Ufer gäbe es ähnliche Menschen. Sie schenkten ihnen goldbesetzte Schilde, indem sie dieselben baten, sie in ihr Land mitzunehmen und dort bekannt zu machen, daß sie bereit wären, derartige Gegenstände gegen eiserne Werkzeuge umzutauschen, und geneigt, diejenigen, welche mit ihnen in Handelsverkehr träten, gut aufzunehmen."

Magalhaens Gandavo erzählt sodann, wie Indianer aus dem Lande Santa-Cruz, welche Zeugen so vieler Wunder gewesen, sich auf dem Amazonenstrom eingeschifft hätten. Er sagt weiter, wie nach zwei vollen, an Mühsalen und Leiden reichen Jahren sie endlich in der Hauptstadt von Peru anlangten, wo ihre Berichte mit Begierde angehört wurden.

Von phantastischen Träumen eines Eldorado war auch dem Ponce de Leon, einem bejahrten spanischen Ritter, der lange Zeit Gouverneur von Porto-Rico gewesen, aber dann bei der spanischen Regierung in Ungnade gefallen war, der Kopf erfüllt. Was kam ihm darauf an, ob er diese Stelle verloren hatte! Lag doch eine ganze weite Welt voll von unerhörten Wundern vor ihm! Er besaß, wie so ziemlich alle Conquistadoren, schon gehörigen Reichtum, aber dieser genügte ihm nicht. Er hatte wahrscheinlich wie der Ritter von der Mancha in seiner Jugend fleißig den

„Amadis von Gallien" und den „Palmerin von Oliva" gelesen und trug sich mit Plänen zu Abenteuern, welche diejenigen der genannten Romanhelden noch übertreffen sollten. Er war mit den neu entdeckten Erdstrichen des Kolumbus nicht zufrieden und glaubte, vor ihm liege noch eine dritte Welt, die sein Fuß zuerst betreten werde. Wie er auf gutes Glück die Gegend durchstreifte, hörte er die Indianer von einem Lande erzählen, das seine kühnsten Träume zu verwirklichen versprach. Vermutlich hatte er die Reden der Eingeborenen nur halb verstanden, und das meiste, was er vernommen zu haben glaubte, war Ausgeburt seiner Phantasie. Die Indianer versicherten ihm, im Norden liege ein Land, wo sich Ueberfluß an Gold finde, und das reich an allen irdischen Wonnen sei; das größte Wunder desselben jedoch bestehe in einem Fluß, der die erstaunliche Eigenschaft habe, daß Jeder, welcher sich in ihm bade, wieder jung werde. Sie fügten hinzu, daß nicht lange vor der Ankunft des Ritters eine Anzahl der Eingeborenen von Cuba nach Norden aufgebrochen sei, um dies glückselige Land und seine Lebensquelle aufzufinden, aber da sie nie zurückgekehrt wären, sei daraus geschlossen worden, daß sie nun der wiedergeschenkten Jugend genössen und jene herrliche Gegend nicht verlassen wollten. In diesem Lande finde sich alles von Glückseligkeit, was die reichste Phantasie nur erträumen könne. Einige der alten Indianer behaupteten sogar, es sei nicht nötig, zur Auffindung der Jugendquelle so weit zu reisen, denn auf einer gewissen Insel der Bahamagruppe, die Bimini heiße und fern im Ozean liege, befinde sich eine Quelle, welche dieselben wunderbaren Eigenschaften besitze. Der

alte Ritter zweifelte nicht an der Wahrheit dieser Berichte. Sein Verlangen, in den Wellen dieses wundersamen Stromes neue Kraft für seine gebrechlichen Glieder, frische Jugend zu wonnigem Lebensgenuß zu gewinnen, war unbezwinglich. Er entschloß sich sogleich, drei Schiffe auszurüsten. Auch fand er leicht eine Anzahl von Abenteurern, die ihm auf dem Entdeckungszuge zu folgen bereit waren.

Am 3. März 1512 segelte er von der Insel Porto-Rico ab, fuhr eine Zeit lang an der Küste von Hispaniola hin und schlug dann nordwärts den Weg nach den Bahamainseln ein. Schnell war das erste der Eilande erreicht. Das Wetter war schön, das Meer ruhig, und der Reisende landete bald hier, bald dort, bis er in Guanahani anlangte, jener Insel, wo Kolumbus und seine Gefährten zuerst die Neue Welt betraten. Vergebens forschte er nach Bimini, er trank aus allen Quellen und Flüssen, die dort sprudelten, und mochte wohl seinen Durst löschen, wurde jedoch um keine Minute jünger. Dennoch war er noch nicht entmutigt, er glaubte, Guanahani sei nur nicht die richtige Insel, und schlug, um diese zu finden, den Weg nach Nordwesten ein. An einem Sonntag, den 27. März, sah er eine Küste, die er für die gesuchte hielt, allein schlechtes Wetter machte ihm die Landung unmöglich. Nachdem er lange von dem wütenden Meer umhergeschleudert worden war, gelang es ihm, am 30. April Anker zu werfen. Die Gegend blühte gerade in voller Pracht des Frühlings. Die Wiesen leuchteten und dufteten von Blumen, und die Landschaft überraschte den alten Ritter so sehr durch ihre Reize, daß er dem Lande den Namen „Florida“, das Blühende, beilegte. Er warf Anker und

nahm im Namen des katholischen Königspaares Besitz von der Gegend. Sodann schiffte er wochenlang an den reizenden Küsten hin, umsegelte ein Vorgebirge, stand aber noch immer in dem Glauben, was er sehe, sei eine Insel, ohne zu ahnen, daß er das Festland von Amerika vor sich habe. Nicht so freundlich wie die Natur waren jedoch die Bewohner; er ward bei jedem Versuche zu landen heftig von ihnen angegriffen. Gold, welches neben der Jugendquelle ihn zu seiner kühnen Fahrt gelockt hatte, fand er ebensowenig wie jene. Enttäuscht wandte er wieder den Kiel seines Schiffes, gab aber seine Hoffnung, das Wundereiland Bimini zu finden, noch nicht auf. Seine Matrosen fingen einmal auf der Fahrt hundertundsiebenzig Schildkröten. Auch bemächtigten sie sich einer beträchtlichen Anzahl von Seewölfen und tödteten eine Menge von Pelikanen und anderen Seevögeln. Dieser Gruppe gab der alte Krieger den Namen der Tortugas- oder Schildkröteninseln. Auf seiner weiteren Fahrt kam er an eine andere Gruppe von Eilanden, welche er die „Alte-Weiberinseln“ nannte, weil er auf denselben nur ein einziges altes Mütterchen fand. Er nahm dieses auf sein Schiff, um von ihm Notizen über den Archipel von Inseln zu sammeln, in welchen er nun eindrang. Doch Stürme machten die Schiffahrt hier sehr beschwerlich, Klippen drohten die Fahrzeuge zu zerschellen, und überdrüssig des langen vergeblichen Suchens nach der Insel Bimini und dem Brunnen der Jugend, gab er dasselbe auf, entsagte jedoch nicht dem Gedanken, daß das Gewünschte noch entdeckt werden würde, betraute vielmehr den Kapitän Juan Perez de Ortubia, an seiner Stelle weiter zu forschen. Dieser begab sich auf die Fahrt,

geleitet von dem alten Weibe und einem Indianer. Ponce de Leon selbst kehrte nach Porto-Rico zurück, wo er nach den Anstrengungen seiner Abenteurerfahrt, statt die ersehnte Jugend errungen zu haben, beträchtlich gealtert anlangte. Bald kam auch der von ihm auf die Entdeckungsfahrt gesandte Juan Perez an, geführt von dem alten indianischen Weibe. Er versicherte, er habe das lang gesuchte Land Bimini entdeckt. Er schilderte es als ein grünendes, blühendes Paradies. Allein den ersehnten Brunnen der Jugend hatte er nicht gefunden.



II.

Neben den berühmten Conquistadoren der Neuen Welt, deren kühne Thaten allgemeinen Ruhm erlangt haben, neben Balboa, Alonso de Ojeda, Diego de Nicuesa, Valdivia und vielen Anderen, stehen noch Manche, die ein ungerechtes Schicksal um den verdienten Ruf betrogen hat. Zu diesen gehört Einer, von dem sich schwer erklären läßt, wie sein Name und seine Unternehmungen so ganz in Vergessenheit geraten sind, da dieselben doch durch ein eigenes, freilich sehr selten gewordenes Druckwerk der Nachwelt aufbewahrt sind. Es war dies Nikolas Federmann, der, obgleich ein geborener Deutscher, eine nicht unbedeutende Rolle in der Reihe der Abenteurer spielte, welche die Eroberung der Neuen Welt vollbrachten.

Bekannt ist, welche hervorragende Stelle die Augsburger Kaufherrnfamilie Welser durch die ungeheuren Schätze, die sie aufgehäuft hatte, im sechzehnten Jahrhundert einnahm. Als die Tochter des Bartholomäus Welser, des Vorstehers dieses Hauses, die schöne Philippine, sich insgeheim mit dem Erzherzog Ferdinand, Sohn des Königs Ferdinand von Böhmen, späteren Kaisers von Oesterreich und Neffen Karl's V.,

vermählte, wagte Letzterer keinen Widerspruch dagegen zu erheben, indem er die Macht der großen Handelsfamilie fürchtete. In der That geberdeten sich die Welser wie Souveräne und sendeten Flotten in fremde Weltteile aus, um Eroberungen für sie zu machen. Das große Augsburger Handelshaus, damals vielleicht das reichste der Welt, hatte dem Kaiser nahezu fünf Tonnen Goldes vorgestreckt, und um sich hiefür wieder bezahlt zu machen, beschloß es, auf seine Kosten die Eroberung Venezuelas zu unternehmen. Der Leiter dieser Expedition war Georg von Speyer, und als Lieutenant begleitete denselben Nikolas Federmann. Letzterer war zu Ulm geboren und hatte bereits längere Zeit in Kriegsdiensten gestanden, als er an der erwähnten Expedition teilnahm. Seine Tapferkeit und Geschicklichkeit wird von allen Geschichtsschreibern seiner Zeit gepriesen. Er verfaßte einen Bericht über seine erwähnte Reise nach Amerika und ließ sie in Händen seines Schwagers Johann Kiefhaber zurück, durch welchen dieselbe zu Hagenau im Elsaß im Jahre 1557 herausgegeben und mit dem kuriosen Titel versehen wurde: „Schöne und angenehme Erzählung der ersten Reise des Nikolas Federmann des Jüngern aus Ulm nach Indien im Meere Ozean und von Allem, was ihm bis zu seiner Rückkehr nach Spanien in diesem Lande begegnet ist, kurz geschrieben und unterhaltend zu lesen. Hagenau 1557.“ *) Diese Schrift, die von der größten Seltenheit ist, enthält so viel Interessantes, daß es sich

*) Da mir von dieser, sowie von einigen anderen, später noch anzuführenden Schriften nicht die erstaunlich seltenen Originalausgaben, sondern nur die französischen Uebersetzungen vorliegen, habe ich mich in dem Titel, wie im Inhalt nur an letztere halten können.

wohl der Mühe lohnt, ihren wesentlichen Inhalt in der Kürze mitzuteilen.

Der schon genannte Kiefhaber von Ulm, der das Itinerarium veröffentlichte, setzte demselben folgende Widmung vor: „An den edlen und mächtigen Herrn Johann Wilhelm von Lubenberg von Lubenbergenstein, Herrn von Bogeckh, Rat S. M. des Königs der Römer u. s. w., meinen gnädigen Gebieter.

„Teurer und gnädiger Herr! Ich habe vernommen, daß Ihr nicht nur Kenner und Liebhaber des Altertums seid, sondern auch ein solcher der überseeischen Unternehmungen, welche in unserer Zeit gemacht worden sind, und die durch Gottes Gnade die Entdeckung der Inseln, genannt ‚Neue Welt', herbeigeführt haben, wo man eine Menge von Gold, Edelsteinen, Gewürzen und kostbaren Holzarten findet, was die große Güte Gottes gegen das Menschengeschlecht beweist. Viele Dinge sind noch verborgen, welche wir vor dem jüngsten Gericht entdecken werden, wie Eure hohe Einsicht es Euch sicher vor mir kund gethan hat. Einige von Denen, welche die Neue Welt gesehen, haben — nachdem sie große und mühsame Reisen unternommen — dicke Bücher herausgegeben, in welchen man erstaunliche Dinge findet. Mein verstorbener Schwager, Nikolas Federmann, welcher zweimal die Meere überschiffte, und nach dem Befehl Seiner kaiserlichen Majestät Bericht über seine erste Reise durch einen Notar, welcher ihn bei seinen Fahrten begleitete, verfassen ließ, hat denselben auf Bitten mehrerer Personen ins Deutsche übersetzen lassen. Da ich erfuhr, daß Ew. Gnaden ihn zu lesen wünschten, habe ich mir die Freiheit genommen, ihn

hochdemselben zu widmen, als einem Bewunderer und Kenner der Wunder Gottes u. s. w. Ulm im Mai 1555.“

Federmann schiffte sich am 2. Oktober 1529 zu S. Lucar de Barrameda in Spanien ein. Er sollte hundertunddreiundzwanzig spanische Soldaten und vierundzwanzig deutsche Erdarbeiter ins Land Venezuela führen, um dasselbe für das Haus Welser erobern zu helfen. Nachdem er auf einer der kanarischen Inseln, wo er mit seiner Truppe gelandet, durch Mauren, die von der afrikanischen Küste herübergeschifft, gefangen genommen und nur durch einen glücklichen Zufall aus ihren Händen gerettet worden war, sodann auf S. Domingo längere Zeit zugebracht hatte, gelangte er nach Coro, der durch die Spanier neu gegründeten Hauptstadt von Venezuela, und trat zunächst von hier aus eine Erkundigungsreise ins Innere des Landes an. Er kam zuerst in ein Dorf, wo die unter einem Kaziken stehenden Einwohner auf seine Versicherung, er komme mit freundlichen Absichten, ihn gastlich aufnahmen, obgleich sie Menschenfresser waren. Dieselben huldigten aus Furcht vor den neuen Gästen auf deren Aufforderung auch dem Kaiser Karl V. Der Weiterzug war äußerst beschwerlich, besonders für die Reiter, da, wie in die ganze Neue Welt, niemals Pferde hierher gekommen waren. Nun ging die Fahrt in das Gebiet eines andern feindlichen Stammes, welcher sich auf den Höhen versammelt hatte und Miene machte, die Fremdlinge mit Waffen zu vertreiben. Ihre Pfeilschüsse thaten jedoch den Eindringlingen keinen Schaden, und sie ergriffen die Flucht. Der deutsche Feldherr setzte ihnen nach, erblickte von der Höhe des Berges etwa dreißig Dörfer, von denen sie

mehrere in Brand gesteckt hatten, und ließ ihnen sagen, er komme als Freund; wenn sie sich aber feindlich benähmen, so würde er sie fürchterlich züchtigen. Die Wilden nahten sich ihm nun mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit. „Ich ließ sie," sagt Federmann, „nebst allen, die sie begleitet hatten, taufen, indem ich ihnen die christliche Doktrin, so gut es ging, auseinandersetzte, wie dies sich wohl denken läßt. Denn wozu nützt es, ihnen lange Predigten zu halten und seine Zeit mit ihnen zu verlieren, da man sie zwingt, ihre Irrtümer abzuschwören? Gott sei Dank, die Kinder kennen noch nicht die Vorurteile ihrer Väter, ihre Religion und ihre teuflischen Zeremonien, und die Alten, welche nicht zu eigensinnig sind, bekehren sich." Nachdem dies geschehen, ließ er den Kaziken einen Huldigungseid für Kaiser Karl leisten. Auf seine Aufforderung stellten sich noch zahlreiche andere Kaziken der Gegend bei ihm ein, um sich dem großen Monarchen zu unterwerfen, und er erteilte ihnen sämmtlich „in aller Eile" die Taufe. Die meisten dieser Indianer waren Zwerge. Federmann hatte wenig von ihren Feindseligkeiten zu leiden. Aber nachdem er einen breiten Strom mit unsäglicher Mühe passirt und jenseits desselben sein Lager aufgeschlagen hatte, kam er durch plötzliches Wachsen des Flusses in große Gefahr und mußte sich mit seinen Begleitern auf die höchsten Wipfel der Bäume retten. Auf seinem Weiterzuge von Stamm zu Stamm fand er auch hier und da Widerstand, aber den meisten der ganz Wilden imponirten die Fremdlinge mit ihren Waffenrüstungen und Rossen dergestalt, daß sie sich zagend unterwarfen. Auf ihrem weiteren Zuge waren die Eroberer genötigt, oft Tage lang tief im Wasser zu

waten, weil sie die ganze Gegend überschwemmt fanden. Manche Stämme zeigten sich feindlich, doch bald befiel sie ein panischer Schrecken, da ihnen die Europäer wie Erscheinungen aus einer andern Welt vorkamen. Einzelne waren zur Unterwerfung geneigt und zogen den Ankömmlingen mit Friedensstäben entgegen, indem sie ihnen Gold zum Geschenk darboten. Zu dem sehr zahlreichen Volksstamme der Kakethios gelangt, welche die Ankömmlinge freundlich aufnahmen, hörte Jedermann von einem nicht fernen Meere, welches die Eingeborenen als Meer des Mittags oder Südens bezeichneten, was seine lebhafte Aufmerksamkeit erregte, da gerade dies Meer das Ziel seiner Expedition war. Dort hoffte er Fülle von Gold, Perlen und Edelsteinen zu finden. Er dachte gleich dahin aufzubrechen, aber nahezu die Hälfte seiner Mannschaft wurde infolge des feuchten Klimas krank. Um nicht immer in jener Gegend zu bleiben, entschloß er sich, Diejenigen, welche nicht selbst weitergehen konnten, in Sänften, die man im Lande Hamaks nannte, fortbringen zu lassen. Doch da er bemerkte, daß die Indianer glaubten, er und seine Leute seien unsterblich und keinen Krankheiten unterworfen, suchte er ihren traurigen Zustand vor denselben geheim zu halten. Seine Verlegenheit ward immer größer, da stets mehr und mehr seiner Leute krank wurden, und die Indianer, die das Gepäck zu tragen hatten, sich, soviel sie vermochten, heimlich entfernten, so daß er und die Gesunden seiner Mannschaft endlich genötigt waren, selbst Packträgerdienste zu thun.

Auf dem mühseligen Weiterzuge kamen sie in völlig unbewohnte Gegenden, wo sie keine Nahrungsmittel fanden,

und da sie selbst keine mit sich führten, gerieten sie in die größte Not. Auf eine Höhe gelangt, sandte Federmann Späher aus, um Erkundigungen über das vor ihm liegende Land einzuziehen. Da gewahrte er plötzlich in der Gegend vor ihm Rauchsäulen, die an verschiedenen Stellen emporstiegen, und schloß daraus, es seien Flammenzeichen, welche sich die Indianer unter einander gäben, um sich zum gemeinsamen Angriff zu sammeln. Trotz der drohenden Gefahr trieb der Hunger die Abenteurer vorwärts, und als sie auf ein Feld gelangten, wo sie unreifes Getreide fanden, mundete ihnen doch diese schlechte Mahlzeit besser als sonst die köstlichsten Gerichte. Weiter vordringend wurden sie in Kämpfe mit den Eingeborenen verstrickt, und der Streit mit denselben, welche sich vergifteter Pfeile bedienten, brachte ihnen große Gefahr. Doch blieb der Sieg schließlich meist auf seiten der Eindringlinge und die Kaziken nahten sich mit Geschenken, um Frieden zu erbitten. Zu ernsten Maßregeln sah sich Federmann gegen den Stamm der Kuzonen genötigt. Sie zeigten sich so feindselig, daß Federmann gezwungen war, Feuerbrände in ihr Dorf zu schleudern, um sie daraus hervorzutreiben. So wurden sechshundert von ihnen gefangen genommen, nachdem noch mehr derselben es vorgezogen hatten, lieber sich lebendig verbrennen zu lassen, um nicht in die Hände der Feinde zu fallen. Wie sie weiter gegen Süden vorrückten, erfuhren die Europäer von den Eingeborenen, in der vor ihnen liegenden Gegend gäbe es bärtige und gleich ihnen bekleidete Männer, die über das Meer her in großen schwimmenden Häusern gekommen wären. Federmann glaubte, dies seien Leute von der Mannschaft des Sebastian

Gabotto (Cabot), die drei Jahre zuvor eine Kolonie am Rio de Solis gegründet. Diese hätten ein großes Meer entdeckt, das dreihundert Meilen weit ins Innere des Landes hineinflute. Federmann war von der Nachricht sehr erfreut und nahm seinen Zug nach der angegebenen Richtung. Einem großen Fluß entlang kam er in einen Landstrich, wo er ein völlig schwarzes Volk traf, das eine höchst feindselige Haltung zeigte. Die Schwarzen waren die bösartigsten Leute, welche die Ankömmlinge noch gefunden hatten. Ihr Kazike zog den Europäern mit einem großen Schwarm von Bewaffneten seines Volkes entgegen, die ganz schwarz waren und mehr Teufeln als Menschen glichen. Federmann fragte ihn, warum er so gerüstet sei, und der Kazike antwortete, das sei wegen der Löwen und Tiger, von denen das Land wimmle. In hoffärtiger Weise sagte derselbe weiter, Federmann werde in der Gegend, wohin er sich begebe, alle seine Leute nötig haben, denn deren Bewohner hätten die meisten von den weißen Männern, die in Häusern über das Meer gekommen, umgebracht. Federmann erwiderte stolz, er brauche gar nicht so viel Begleiter, er würde mit den Wilden leicht fertig werden. Zu einem Kampf mit dem Kaziken kam es trotz der Hoffart desselben nicht, und Federmann setzte seinen Weg fort. Als er sich der Meeresküste näherte, empfing ihn der mächtige Indianerherrscher jener Gegend an einem Flusse, der „ungefähr so breit war wie die Donau bei Ulm“; er fand ihn in aller Majestät, umgeben von den Großen seines Dorfes, und auf seinen Befehl wurden den Europäern Fische und Brod in Ueberfluß geschenkt. Aber das Benehmen des Häuptlings war zweideutig, und Federmann

konnte von ihm keine sichere Auskunft über den noch zu durchziehenden Landstrich erhalten. Der Weitermarsch war schwierig, weil die Gegend zum großen Teil von Wasser überflutet war und die Indianerstämme sich höchst feindlich zeigten. Federmann besiegte sie zuletzt und verbrannte ihre Wohnungen und Dörfer. Dann ließ er zwei Häuptlinge, die sich schlecht gegen ihn benommen hatten und welche er im Verdacht hatte, sie wollten ihn verraten, auf die Folter spannen und peinlich befragen. Diese aber bekannten trotzdem nichts. Federmann ließ nun den Einen vor den Augen der Indianer tödten und fragte den Andern, ob er gestehen wollte. Dieser gestand hierauf, daß der getödtete Kazike sich mit anderen Häuptlingen verschworen hätte, die Europäer am folgenden Morgen zu überfallen. Die Letzteren hatten viele heftige Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen und „schlachteten ihrer eine ungeheure Menge ab, als ob sie Schweine wären". Die Ueberlebenden suchten zu entkommen und sich in den hohen Gräsern zu verstecken oder sich zwischen den Todten zu verbergen. „Aber nachdem," sagt Federmann, „wir mit den Einen fertig geworden, thaten wir auch die Anderen ab." Als die Nacht einbrach, ließ der Befehlshaber, um sich möglichst vor weiteren Ueberfällen zu sichern, die Pferde und solche seiner Leute, die schwimmen konnten, sich ans Jenseitsufer des Flusses begeben, die Anderen aber auf Flößen, zu denen die Schilde zusammengefügt wurden, über das Wasser setzen. Bedrohlicher noch als die Indianer wurde den Fremden der Mangel an Lebensmitteln, und sie waren nahe daran, vor Hunger umzukommen, als der Fang eines Tigers, dessen Fleisch sie verzehrten, sie rettete. Nun kehrten

die Abenteurer nach der Stadt Coro, von wo sie ausgezogen waren, zurück, und ihr Führer lag dort lange fieberkrank darnieder. Endlich, nachdem er genesen, langte er über St. Domingo nach stürmischer Ueberfahrt, auf welcher das Schiff beinahe durch eine fürchterliche Wasserhose verunglückt wäre, am 16. Juni 1532 wieder in Sevilla an, von wo er sich, um Kaiser Karl V. einen Bericht über seine Expedition zu machen, nach Medina del Campo begab.



III.

Unter den unermeßlichen Landstrichen der Neuen Welt ist vielleicht keiner, der sich an Schönheit der Natur, an Mannigfaltigkeit seiner Bodenerzeugnisse mit dem von Mexiko vergleichen ließe. Und wie dieses zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean gelegene Gebiet die Erdstriche des übrigen nördlichen Amerika übertrifft, so zeichnete sich auch dessen alte Bevölkerung vor den meisten anderen Einwohnern jenes gewaltigen Kontinents durch geistige Begabung aus. Ein undurchdringlicher Schleier liegt noch über den ältesten Volksstämmen, welche die Gegend bewohnten. Erst gegen Ende des siebenten Jahrhunderts kam aus Norden der Stamm der Tolteken in das von fünf Seen durchströmte, von mächtigen Gebirgen durchzogene Land. Schon diese hatten sich an Bildung über die rohen Naturvölker erhoben. Ihre Hauptstadt war Tula, lag nördlich vom Thale von Mexiko, und noch zur Zeit der Eroberung durch die Spanier fanden sich Reste großartiger, von ihnen errichteter Bauwerke daselbst, die nach aller Wahrscheinlichkeit von den Tolteken herrührten. Nur vier Jahrhunderte lang soll das genannte Volk in

dieser Gegend seßhaft gewesen und dann durch Hungersnot teils aufgerieben, teils in andere Teile des großen Kontinents ausgetrieben worden sein, wo die kolossalen Trümmer von Palenque und Mitla noch heute als Erinnerungsmale derselben zurückgeblieben sind. Andere Stämme drängten sich sodann auf denselben Boden; unter ihnen ragen die Azteken vor allen hervor. Diese langten gegen Anfang des dreizehnten Jahrhunderts im mexikanischen Thale an und führten zuerst ein nomadisches Leben. Nach abenteuerreichen Wanderungen wurden sie endlich am südwestlichen Ufer des großen Sees von Mexiko seßhaft. Dort erblickten sie auf dem Zweige eines Kaktus, der am felsigen Ufer des Sees wuchs, einen majestätischen Adler, welcher eine Schlange in den Krallen hielt und seine riesigen Flügel gegen die aufgehende Sonne schlug. Sie sahen in diesem Zeichen die Erfüllung einer ihnen durch einen Götterspruch gemachten Prophezeiung, daß an dieser Stelle ihre künftige Hauptstadt sich erheben werde, und legten den Grundstein zu derselben. Dies war der Ursprung der späteren Stadt Mexiko. Die Sage von seiner Gründung ist durch das Sinnbild des Adlers und des Kaktus erhalten geblieben, welche das Wappen der Republik Mexiko bilden.

Die Regierungsform bei den Azteken war seit dem Beginn ein unumschränktes Königtum. Der Herrscher wurde von vier der vornehmsten Azteken aus den Brüdern des verstorbenen Königs oder, falls solche nicht vorhanden waren, aus seinen Neffen ausgewählt. Jeder neue König ward unter großen religiösen Zeremonien in seine Würde eingesetzt. Jedoch konnte er nicht eher Herrscher werden, als bis er durch einen siegreichen Feldzug genügend viel

Gefangene gemacht hatte, um einen pomphaften Einzug in die Hauptstadt zu halten und hinlängliche Schlachtopfer, welche der finstere Aberglaube des Volkes forderte, für die Götzentempel zu liefern. Die Krönung fand unter Abschlachtung einer Menge von Menschen statt.

Während der Blüte des Reiches lebten die Herrscher der Azteken im höchsten Luxus. Ihre Paläste waren glänzend und von großem Umfang. Eine Ratsversammlung stand dem Herrscher bei den Regierungsgeschäften zur Seite. Der König war in seinem Palast von einer Leibwache umgeben, die aus dem vornehmsten Adel des Reiches zusammengesetzt war. Es gab dreißig große Kaziken, welche einen Teil des Jahres in der Hauptstadt wohnten und von denen jeder auf seinen Besitzungen hunderttausend Lehensträger aufstellen konnte.

Die Azteken hatten eine Bilderschrift, in welcher ihre Gesetze geschrieben wurden. In diesen stand Todesstrafe auf jedes größere Verbrechen. Die Sklaverei war in ausgedehntem Maße in Mexiko verbreitet. Das ganze Reich hatte eine regelmäßige Posteinrichtung, die durch Eilboten unterhalten wurde. Der geachtetste Stand war derjenige der Krieger. Der König mußte des Waffenhandwerks besonders kundig sein, und der Kriegsgott war der Schutzgott aller Azteken. Bei ihren Feldzügen war der Hauptzweck, Gefangene zu machen, welche als Opfer auf den Altären bluten sollten. Nach ihrem Glauben wurde ein Krieger, der in der Schlacht blieb, unmittelbar nach dem Tode in das Reich der Seligen versetzt. Es gab verschiedene Abzeichen, um die im Felde bewiesene Tapferkeit zu belohnen, und wer sich mit keinem solchen Abzeichen schmücken konnte,

fiel der Verachtung anheim. Die gewöhnlichen Krieger trugen ein baumwollenes Panzerhemd, die Vornehmeren dagegen einen Brustharnisch, der aus Gold- und Silberplatten gefügt war. Ein darüber geworfenes leichtes Gewand bestand aus Federn. Halsbänder und Armspangen schmückten ihren Leib. Ihre Kriegsführung erregte die Bewunderung der Spanier. Da die scheußlichen Menschenopfer, welche im ganzen Lande herrschten, jeden Gedanken an Humanität auszuschließen scheinen, muß man erstaunen, daß in den Hauptstädten Anstalten zur Pflege der verwundeten Krieger bestanden.

Die Mythologie der Mexikaner scheint aus zwei verschiedenen Glaubenslehren zusammengesetzt zu sein, von denen die ältere einen milderen, die jüngere einen finsteren Charakter trug. Sie verehrten ein höchstes Wesen, von dem sie nicht unwürdige Begriffe hatten; neben diesem aber gab es viele verschiedene Gottheiten, unter denen der fürchterliche Kriegsgott Huitzilopotchli, ein blutdürstiges Ungetüm, der hervorragendste war. Seine Altäre, die in prachtvollen Tempeln standen, dampften von Menschenopferblut. Einen mildern Charakter trug Quetzalcarte, der Luftgott, welcher das Volk in der Bearbeitung der Metalle, in der Regierungskunst und im Landbau unterrichtete. Die zahlreichen anderen Götter von mehrenteils barbarischen Namen sollen hier nicht aufgezählt werden.

Wie die Inder ihre Kalpas, so hatten die Mexikaner in ihrer Glaubenslehre vier große Zeiträume, deren jeder mit dem Untergang des jeweiligen Menschengeschlechts und der Sonne endigte. Ein jenseitiges Leben glaubten sie, in welchem die Gottlosen ihre Frevel in steter Finsternis

büßten, die Tapferen, im Kriege Gefallenen oder als Menschenopfer Geschlachteten dagegen himmlische Wonnen genossen. Sie traten sogleich nach ihrem Tod vor die Sonne und begleiteten diese auf ihrem Lauf mit Tänzen und Gesängen.

Bei dem Tode eines jeden Menschen wurden viele Sklaven geopfert. Dann verbrannte man die Leiche und bewahrte deren Asche in seinem Hause auf. Den neugeborenen Kindern wurde Mund und Brust mit Wasser besprengt und dabei die Gottheit angefleht, daß sie den heiligen Tropfen erlaube, die Sünde fortzuwaschen, welche dem Kinde seit der Erschaffung der Welt anhaftete.

Die aztekischen Priester hatten den mächtigsten Einfluß auf das Volk, welches glaubte, sie könnten über das Schicksal im Diesseits wie Jenseits bestimmen, und ihrer Sterndeuterei wie ihren Wahrsagungen unbedingt vertraute. Die Zahl der Geistlichen war eine erstaunlich große und im Haupttempel der Stadt Mexiko übten allein fünftausend Priester den Dienst. Die obersten derselben waren zwei Hohepriester, welchen die Leitung der Menschenopfer oblag. Die Priester hatten in der Umgebung der Tempel selbst ihre Wohnungen. Dort mußten sie dreimal des Tags und einmal des Nachts ihre Gebete verrichten, fasten und sich geißeln. Noch vieles Andere im Kultus der Mexikaner erinnert an die katholische Kirche. Sie kannten die Beichte und den Sündenablaß. Auch wurden Bußen auferlegt.

Mit den Tempeln verbunden waren Anstalten für die Erziehung der Jugend. Die Mädchen wurden daselbst von Priesterinnen erzogen. Die Knaben hatten die Altäre mit Blumen zu schmücken, die heiligen Feuer zu unterhalten

und mußten bei den religiösen Feierlichkeiten manche Dienste verrichten. Von den unteren Klassen der Priesterschulen stiegen sie in die höheren auf, wo sie die Geheimnisse der Bilderschrift, Sternkunde und Kenntnis der Natur lernten. Die Mädchen erhielten Unterricht in der Kunst der Stickerei und Weberei und lieferten Teppiche für die Altäre.

In allen Teilen des mexikanischen Reiches erhoben sich überaus zahlreiche Tempel. Es gab deren in jeder größeren Stadt mehrere hundert, welche in ihrer Form einige Aehnlichkeit mit den Gotteshäusern der alten Aegypter hatten. Diese Tempel hatten vier oder fünf Stockwerke. Oben war ein breiter offener Raum, auf welchem ein oder zwei hohe Türme sich erhoben. Dort standen die Bilder der obersten Götter. Vor diesen Türmen befand sich der furchtbare Opferstein, vor welchem zwei Flammen Nachts und Tags ununterbrochen loderten. Innerhalb der Vorräume des großen Tempels soll es sechshundert solcher Altäre gegeben haben; und durch sie wie durch andere ähnliche Altäre in den verschiedenen Teilen der Stadt wurde die Nacht in Tageshelle verwandelt. Lange Feierzüge von Priestern zogen beständig längs der Seitenwände der Tempel hin, bis sie die Höhe erreichten, und aus den fernsten Gegenden der Hauptstadt konnte man sehen, wie die unglücklichen Schlachtopfer eines finsteren Wahns unter grausen Zeremonien gefällt wurden. Diese scheußlichen Menschenopfer, welche am Schlusse fast jedes Festes stattfanden, werfen einen dunklen Flecken auf die Regierung und das Volk von Mexiko.

Eines der größten Tempelfeste war das des Gottes Tezcatlepoca, der „die Seele der Welt“ hieß. Ein schöner

Jüngling wurde ausgewählt, um bei dem Feste dieses Gottes als Opfer zu fallen. Man hüllte ihn in die kostbarsten Gewänder. Wenn er ausging, dampfte Weihrauch vor ihm und königliche Edelknaben umringten ihn. Die Menge warf sich ehrfurchtsvoll vor ihm nieder, und er führte ein schwelgerisches Leben; vier der schönsten Jungfrauen wurden ihm zu Begleiterinnen gegeben, und er lebte mit ihnen in der größten Ueppigkeit, bis der Monat seiner Opferung heranbrach. Am Opfertag nahm man ihm dann die festlichen Gewänder ab. Ein königliches Fahrzeug trug ihn über den See nach einem an dessen Ufer gelegenen Tempel. Dort versammelte sich das Volk. Der zum Tod Erkorene wurde die Stufen zum Heiligtum emporgeführt. Oben empfingen ihn Priester, führten ihn an den Opferstein, zwangen ihn, sich auf demselben hinzustrecken und einer von ihnen zerschnitt mit einem scharfen Messer die Brust des Unglücklichen und riß das klopfende Herz heraus, das zuerst von einem Tempeldiener zur Sonne emporgehalten, dann vor die Gottheit hingeworfen wurde, welcher das Fest galt. Auch Frauen und Kinder wurden bisweilen geopfert. Die Zahl Derjenigen, die auf den bluttriefenden Altären der verschiedenen Götter sanken, ist ungeheuer. Die Angaben darüber schwanken zwischen zwanzig- bis fünfzigtausend jährlich. Bei großen Festen war die Zahl der Schlachtopfer noch gewaltiger. So wurden bei der Einweihung eines großen Tempels im Jahre 1486 die zu opfernden Gefangenen in Reihen aufgestellt, welche einen zwei Meilen langen Zug bildeten. Die Feier währte mehrere Tage, und es sollen siebenzigtausend Gefangene dabei umgekommen sein. Wie die spanischen Könige eine Ehre darin sahen, persönlich den Autos de fè

beizuwohnen, so ließen auch die Herrscher von Mexiko es sich nicht nehmen, den grausen Menschenopfern zu präsidiren.

Wenn man von solchen Menschenschlächtereien liest und gar weiter erfährt, daß das Fleisch der Geschlachteten bei festlichen Mahlen von den Mexikanern, gleichsam als wäre dies eine preiswürdige Handlung, verspeist wurde, so sollte man glauben, dieses Volk habe auf der untersten Stufe tierischer Roheit gestanden. Es waren jedoch nicht alle Zeremonien der Mexikaner von so schrecklicher Natur, sondern zuweilen auch friedlicher Art. So hielten bei manchen Festen Weiber und Kinder feierliche Umzüge und brachten keine anderen Opfer als Früchte und Blüten.

Mit Erstaunen vernimmt man ferner, wie dieses Volk sich in vieler Hinsicht zu einem bedeutenden Grade von Kultur erhoben hatte. Die Azteken besaßen eine Bilderschrift, wenn auch eine unvollkommenere als die alten Aegypter. In derselben wurden ihre Gesetze, ihre Götterlehre, die Gebräuche ihres Kultus, die Annalen ihres Reiches, ihre Kalender und so weiter niedergeschrieben. Sie stellten die Hauptbegebenheiten ihrer Geschichte in solcher Bilderschrift dar. In den Priesterschulen unterrichtete man in Sternkunde, Geschichte, Götterlehre und so fort mit Hilfe solcher bildlichen Zeichen. Ganz besonders war die Stadt Tezcúco als Sitz der Wissenschaften berühmt. Die Handschriften der Mexikaner bestanden aus sehr verschiedenen Stoffen, am meisten wurden eigens präparirte Blätter der Aloë dazu verwendet, wodurch eine Art von Material erzeugt wurde, welches das aus Papyrus bereitete übertroffen haben soll. — Daß die Dichtkunst im alten Mexiko kultivirt

wurde, wird ausdrücklich berichtet. Der Beschützer der Universität Tezcúco, König Nezahualcoyotl, war einer der vortrefflichsten mexikanischen Poeten. Dramatische Darstellungen sollen vielfach stattgefunden haben, allein von Werken der mexikanischen Schauspielpoesie ist nichts auf uns gekommen. Eine angeblich aus früher Zeit stammende, erst 1851 niedergeschriebene und elf Jahre später vom Abbé Brasseur de Bourbourg veröffentlichte dramatisirte Erzählung „Rabinal Achi" ist offenbar neuen Ursprungs. Von den hieroglyphischen Schriften und den mündlich aufbewahrten Heldengesängen der alten Mexikaner sind nur sehr wenige Fragmente dem Untergang entronnen. Die Spanier schienen in dem eroberten Lande jede Spur seiner Vergangenheit, in dessen Volk alle Erinnerungen an sein früheres Dasein vernichten zu wollen, — so groß war ihre Zerstörungswut. Die katholische Geistlichkeit half mächtig bei diesem Verheerungswerk, indem sie in jenen seltsamen Figuren, welche die Tempelmauern sowie die Schriftrollen der Azteken überdeckten, Zauberei und Teufelskunst erblickte. Der erste Erzbischof Mexikos vollbrachte wirklich jenen Akt, welcher dem Kalifen Omar nur angedichtet worden ist. Er ließ ungeheure Massen solcher Bilderschriften zu Riesenhaufen emportürmen und verbrennen. Mehr durch Zufall als durch die Sorgfalt der Sieger sind jedoch verschiedene noch unzerstörte nach Europa gerettet worden und blieben lange Zeit unverstanden in dessen Bibliotheken liegen. In unserem Jahrhundert hat Lord Kingsborough in einem Prachtwerke manches, was noch von der Art zu finden war, veröffentlicht. Ferner versuchten gebildete Mexikaner nach anderen unversehrt gebliebenen Dokumenten in der einheimischen

oder auch spanischen Sprache die alte Geschichte ihres Landes herzustellen.

Wenn man der furchtbaren, im alten Mexiko geübten Greuel, der alljährlich dort in ungeheuren Massen gefallenen Menschenopfer denkt, so könnte man glauben, die Zertrümmerung und Vertilgung eines solchen Reiches aus der Welt sei als ein Glück anzusehen. Und wirklich, wenn man in der Geschichte der Eroberung des Landes durch Ferdinand Cortez von jener grausigen Nachtscene liest, wo die gefangenen Spanier im großen Tempel der Hauptstadt unter wilden Orgien und barbarischen Gesängen der Sieger den Götzen hingeschlachtet wurden, liegt dieser Gedanke nahe. Allein liest man dann weiter von dem barbarischen Wüten der Eroberer, wie sie das Volk selbst mit allem, was es geschaffen, auszurotten, alle Denkmale seiner Kultur zu zerstören gestrebt und in den Scheiterhaufen der Inquisition, die noch Jahrhunderte lang nach der Eroberung in allen Teilen des Aztekenreiches gelodert, und bei denen Menschenopfer in sicher nicht geringerer Anzahl als durch die einheimischen Priester, aber bei dem scheußlichen Brauche des Lebendigverbrennens auf noch grausamere Weise gefallen, so wird man sicher über diesen Punkt anderer Meinung werden.

Schon die spanischen Schriftsteller machen kein Hehl aus den von ihren Landsleuten begangenen schaudervollen Missethaten; aber sie thun dies mehrenteils, indem sie dieselben als zur Verherrlichung des dreieinigen Gottes vollbrachte Thaten oder doch zum mindesten als durch die Notwehr gebotene Maßnahmen darstellen. Dagegen sind in neuerer Zeit von eingeborenen Schriftstellern die von

den Eroberern verübten Missethaten mit stark aufgetragenen Farben geschildert worden, um sie dem Abscheu der Nachwelt preiszugeben. Besonders in dieser Hinsicht zu erwähnen ist ein edler Mexikaner, Fernando d'Alva Ixtlilxochitl, welcher ein umfangreiches Werk über die Geschichte seines Vaterlandes geschrieben hat, das indessen in Europa kaum bekannt zu sein scheint. Nur einen Teil, welcher den Titel führt: „Entsetzliche Grausamkeiten der Eroberer Mexikos und der Indianer, welche ihnen zur Unterwerfung dieses Reiches unter die spanische Krone beistanden," hat Henri Ternaux übersetzt. Derselbe ist in einem gegen die Spanier sehr feindseligen Geiste geschrieben und wimmelt von furchtbaren Schilderungen der Greuelthaten, die sie begangen haben. Man mag einiges hiervon auf Rechnung der Uebertreibungssucht des Verfassers setzen. Immerhin wird das meiste davon Glauben verdienen, da auch Schriften der Spanier selbst Erzählungen von schauderhaften, von ihnen begangenen Missethaten enthalten. Dieselben hier auch nur im Auszuge mitzuteilen, wird man uns erlassen. Die Vernichtung so vieler alten Monumente in dem Aztekenlande und der Untergang des eingeborenen Geschlechtes legen schon genügendes Zeugnis dafür ab.



IV.

Interessant ist die im Jahre 1500 verfaßte Beschreibung der Entdeckung Brasiliens von Pedro Vas de Caminha. Der Verfasser segelte am 9. März 1500 von Belem, jener durch ihre noch heute aufrecht stehende herrliche Kirche berühmten Vorstadt von Lissabon, ab. Er machte zuerst kurzen Halt an den kanarischen Inseln, fuhr aber bald weiter und erblickte am Ende des nächsten Monats eine Schaar von Vögeln, welche Boten des nahen Landes waren. Am Abend des nämlichen Tages wurde dann die Küste sichtbar. Man gewahrte einen ziemlich hohen Berg, an welchen sich eine Kette bewaldeter Hügel lehnte. Der Befehlshaber der Flotte gab dieser Küste, weil es gerade Ostern war, den Namen Monte-Pascoal und das Land benannte er Vera Cruz. Nicht weit vom Ufer wurden an der Mündung eines Flusses die Anker geworfen und die Reisenden gewahrte einige Eingeborene am Gestade. Die Schiffsführer der verschiedenen Fahrzeuge begaben sich an Bord der Kommandantenfregatte, um darüber zu beratschlagen, was zu thun sei. Es wurde beschlossen, Nicolas Coelho abzusenden, um den Fluß zu untersuchen. Ehe

dies noch geschehen war, zeigte sich an beiden Ufern je eine Anzahl von Eingeborenen, welche völlig nackt waren und Bogen und Pfeile trugen. Sie kamen nah an das Schiff, legten aber auf Befehl des Nicolas Coelho alle ihre Waffen ab. Es war unmöglich, sich auch nur durch Zeichen mit ihnen zu verständigen. Man bot ihnen eine rote Mütze und andere Geschenke an; sie empfingen dieselben dankbar und gaben zum Gegengeschenk eine Kappe mit langen Federn. Ein anderer Wilder reichte dem Nicolas Coelho ein großes Halsband aus weißen Kernen, welche dem Elfenbein glichen.

In der folgenden Nacht war ein so wütender Sturm, daß alle Schiffe der Flotte und besonders dasjenige des Admirals darunter litten. Am Freitag ward beschlossen, weiterzusegeln, und es wurde nach Norden gesteuert; da ein heftiger Wind wehte, suchten sie eine Küste, wo sie Schutz finden und ihren Wasservorrat erneuern könnten. Auf der Weiterfahrt erblickten sie am Ufer etwa sechzig Eingeborene. Da befahl der Kommandant, eine zum Ankern geeignete Stelle zu erkunden. Die Reisenden waren etwa zehn Meilen von dem Punkt, von dem sie abgefahren. Die vorausgeschickten Schaluppen entdeckten zwischen Klippen einen sichern Hafen. Bald warf die Flotte Anker. Alfonso Lopez, einer der Piloten, welcher sich einschiffte, um den Hafen zu untersuchen, erblickte in einem Kanoe zwei junge, kräftige Wilde; einer von ihnen trug Bogen und Pfeile. Viele andere bewaffnete Indianer waren am Ufer sichtbar. Die beiden jungen Wilden kamen an das Admiralschiff, wo sie freundlich aufgenommen wurden. Sie waren wie die meisten anderen von dunklem, ins Rötliche spielendem

Braun. Sie gingen völlig nackt, ihre untere Lippe war durchbohrt und mit einem beträchtlich dicken und langen Knochenbesatz versehen. Einer von den beiden trug eine Art Perücke von gelben Federn, welche seinen Hinterkopf bedeckte. Als sie anlangten, nahm der Admiral auf seinem Sessel Platz. Die Angesehensten vom Schiff setzten sich neben ihn. Die Indianer traten heran, brennende Fackeln in den Händen tragend, ohne irgend zu grüßen. Einer von ihnen warf jedoch den Blick auf die Kette, die der Admiral trug, berührte sie und legte die Hand auf die Erde, um anzudeuten, daß der Boden Gold enthielte. Er machte dieselbe Geberde, als er einen silbernen Gegenstand erblickte. Man zeigte ihnen einen Papagei, und sie gaben kund, daß dieser Vogel in ihrem Lande bekannt sei. Auf ein Schaf, das man ihnen zeigte, achteten sie gar nicht. Aber als sie ein Huhn erblickten, fürchteten sie sich und wollten es nicht berühren. Man reichte ihnen Brod, Fische, Süßigkeiten, Rosinen und Feigen, aber sie zeigten Widerwillen, von diesen Nahrungsmitteln zu kosten. Auch Wein zu trinken ließen sie sich nicht bewegen. Nicht lange, nachdem man ihnen solchen angeboten, streckten sie sich auf einen Teppich nieder, ohne irgend ihre Nacktheit zu verbergen. Aber der Kommandant befahl, ihnen Mäntel zu bringen, was ihnen sehr angenehm schien.

Am folgenden Samstag schifften die Reisenden weiter und gelangten in eine sehr breite Bucht, welche einen trefflichen Ankerplatz darbot. Dort wurden die beiden Indianer freigelassen, nachdem sie sechs Hemden, sechs rote Mützen und zwei Rosenkränze, sowie kleine Schellen und Glöckchen erhalten hatten. Der Kommandant befahl einem

jungen Mann, Alfonso Ribeiro, welcher wegen mehrerer Verbrechen zur Verbannung verurteilt war, mit diesen Wilden zu ziehen, bei ihnen zu bleiben und ihre Lebensweise genau zu beobachten. Caminha, der Verfasser des Berichts, und Nicolas Coelho begleiteten sie und begaben sich an die nahe Küste, wo sie bald etwa zweihundert nackte, mit Pfeilen bewaffnete Wilde bemerkten. Die bei den Europäern befindlichen Indianer machten den Wilden Zeichen, sich zu entfernen und ihre Waffen abzulegen, was diese sogleich thaten. Dann schritt der junge Verbannte mit seinen beiden indianischen Gefährten zu ihnen hin. Sogleich, als diese dem Schwarm der Wilden nahten, entflohen die Letzteren hastig und ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Sie schwammen eilends über einen ziemlich breiten Strom und machten erst in einiger Entfernung in einem Palmengehölz Halt, wo mehrere Männer von demselben Stamme sie zu erwarten schienen.

Nun kamen die Wilden zu den Fremden heran, umringten ihre Schaluppen und boten ihnen Geschenke an. Sie füllten den Fremdlingen die Krüge mit Wasser und erbaten ein Geschenk zum Lohn für ihre Mühe. Nicolas Coelho, der sich mit allen möglichen Kleinigkeiten, wie sie bei den Wilden beliebt sind, versehen hatte, eilte, deren auszuteilen. Ribeiro, welcher zuerst bei den Indianern bleiben wollte, wurde von ihnen zurückgeschickt. Er hatte einen Krug und einige Mützen mitgenommen, um sie dem König, wenn er einen solchen finden sollte, zu schenken. Aber die Wilden hatten nichts von diesen Geschenken wissen wollen und ihn zurückgesandt. Gegen Abend schiffte der Admiral, von den anderen Flottenführern umgeben, auf

einem Kanoe längs des Ufers hin, aber erlaubte nicht, daß irgend einer sich ans Land begebe, obgleich Niemand dort zu sehen war, und gestattete nur an einer kleinen Insel der Bucht zu landen, wo sie kurze Zeit verbrachten und von wo sie, mit Fischen befrachtet, an Bord zurückkehrten. Am Sonntag nach Ostern ließ der Admiral auf dieser Insel die Messe lesen. Alle Schiffsführer begaben sich in ihren Schaluppen dorthin.

Unter einem aufgeschlagenen Zelt wurde ein Altar errichtet und ein Priester las das Hochamt, während der Admiral das Christusbanner, das er aus Belem mitgebracht hatte, aufpflanzen ließ. Unterdessen kam eine große Menge von Indianern an und sie begannen, nachdem das Hochamt beendet war, auf Instrumenten zu spielen und einen Tanz auszuführen, waren gegen die Portugiesen zutraulich und boten ihnen süßes Wasser zum trinken an. Die Europäer schifften sich nun beim Schall von Trompeten und Flöten, welche die Wilden spielten, wieder zu ihrer Flotte ein. Auf der erwähnten Insel hatten sie Krabben von erstaunlicher Größe und Austern gefunden. An einem andern Tage wandelte der Admiral mit seinen Seefahrern am Flusse, dessen beide Ufer von mittelgroßen Palmen besetzt waren, welche ausgezeichneten Palmenkohl lieferten. Dort sahen sie mehrere Indianer, die einzeln und ohne sich an der Hand zu halten tanzten. Ein munterer Schiffer bat einen Guitarrespieler, ihm zu folgen, und tanzte dann beim Ton des Instrumentes mit den Wilden in die Runde, was ihnen große Freude zu machen schien. Sie hielten den Takt sehr gut nach dem Klang der Musik. Der Schiffer ließ sie dann beim Schall der Saiten mehrere

Touren machen und unter anderen den „Königstanz“ aufführen, was jene mit großer Bewunderung erfüllte. Der Admiral mit seinen Begleitern setzte darauf wieder über den Fluß und machte an der andern Seite einen Spaziergang längs des Ufers. Dort kamen sie an einen großen Süßwassersee. Dann setzten sie von neuem über den Strom. Wieder nahten sich ihnen eine Anzahl Indianer mit einem Haifisch, den einer der Portugiesen gefangen hatte. Der Kommandant schenkte einem alten Wilden eine rote Mütze. Dieser nahm das Geschenk, aber entfernte sich mit demselben und wollte nicht wieder zurückkommen. Auch die Indianer, die an Bord des Schiffes so gute Aufnahme gefunden, waren für immer verschwunden, woraus hervorzugehen schien, daß die Bevölkerung dieses Landes nicht viel von Dankbarkeit wußte. Auffallend war den Portugiesen die große Reinlichkeit dieser Wilden, sowie ihre vollkommene Gesundheit.

Der Admiral befahl, daß Alfonso Ribeiro, jener erwähnte Verurteilte, wieder zu den Indianern zurückkehre. Jedoch am Abend fand er sich abermals bei den Portugiesen ein. Die Wilden hatten ihn nicht unter sich dulden wollen, ihm indessen kein Leides angethan. Sie hatten ihm vielmehr Bogen und viele Pfeile geschenkt. Einer von denen, welche früher entflohen waren, nachdem sie Ribeiro einen Rosenkranz entwendet hatten, war von seinen Gefährten verfolgt und genötigt worden, das gestohlene Gut zurückzugeben. Am nächsten Montag gingen die Portugiesen von neuem ans Land, um Wasser zu schöpfen, und empfingen hier den Besuch der Eingeborenen. Diese wurden nach und nach so familiär, daß sie die Portugiesen umarmten und

mit ihnen spielten. Auf ihre Einladung begaben sich einige der Letzteren mit ihnen an einen Platz, wo sich sehr viele Männer, Frauen und Kinder der Wilden befanden. Die Europäer waren erstaunt, wie sie die nackten Leiber der Eingeborenen mit den bizarrsten Malereien bedeckt sahen.

Dem Alfonso Ribeiro und den mit ihm Verurteilten wurde von neuem befohlen, die Nacht mit ihnen zuzubringen, und ein Mann Namens Diego Dias schloß sich ihnen an. Nach ungefähr anderthalb Meilen kamen sie in ein aus etwa neun bis zehn Hütten bestehendes Dorf. Diese waren ziemlich hoch und mit einem Strohdach bedeckt, enthielten aber nur ein einziges Gemach, welches mit vielen Pfählen versehen war, an denen Hamaks oder Schlafstätten der Indianer befestigt hingen. Jede Hütte konnte ungefähr dreißig Personen fassen. Ribeiro und seine Genossen wurden gut aufgenommen. Man bot ihnen eßbare Wurzeln an, aber da es spät wurde, durften sie nicht länger unter ihren Wirten verweilen und mußten sie verlassen. Einige Indianer begleiteten indes die Fremden und beim Abschied tauschten sie Papageien, Federmützen und verschiedene Stoffe gegen Kleinigkeiten aus.

Am folgenden Morgen gingen die Portugiesen wieder ans Land, um ihr Leinenzeug zu waschen und Holz einzunehmen. Sie fanden am Ufer etwa zweihundert unbewaffnete Indianer, welche sich zutraulich unter die Ankömmlinge mischten. Einige ergötzten sich daran, sich mit den Europäern zu balgen. Während Holz gefällt wurde, fügten die Zimmerleute aus demselben ein Kreuz zusammen. Bald waren sie von Wilden umringt, welche weniger das

Kreuz als die Instrumente, mit denen es gezimmert wurde, neugierig betrachteten. Die Neugier der Indianer war so groß, daß sie den Portugiesen endlich lästig fiel. Während die Letzteren Holz fällten, erblickten sie einige grüne und gelbe Papageien im Walde, woraus sie schlossen, daß viele dieser Vögel in dem Lande wären. Sie sahen auch Tauben, welche größer waren als diejenigen in Portugal. Die Wälder waren übervoll von Wild. An einem der nächsten Tage blieben die Europäer an Bord ihrer Schiffe und sahen von dort die Wilden am Ufer schlafend. Es waren deren etwa dreihundert. Einer von der Schiffsmannschaft Namens Sancho begab sich dorthin. Als er an Bord zurückkehren wollte, hatten viele Indianer die Absicht, ihn zu begleiten. Aber er nahm nur einige junge Leute mit sich. Diese schienen sehr froh zu sein und aßen alles, was man ihnen gab; besonders liebten sie kaltes Fleisch mit Reis. Wein jedoch mundete ihnen nicht. Ein Offizier gab einem von ihnen den Hauer eines Ebers, und der Wilde steckte denselben sogleich durch seine Lippe, daß dessen Spitze oben herausschaute. Da der Zahn nicht festsaß, gab man ihm etwas rotes Wachs, welches ihm Halt verlieh, und der Wilde schien so glücklich hierüber, als ob man ihn aufs reichste beschenkt hätte. Die Nacht schliefen die Indianer in einem Bett, das für sie bereitet worden war.

Als die Portugiesen am andern Tag ans Land gingen wurden sie von wohl fünfhundert Wilden umringt, welche Bogen und Pfeile gegen Mützen und alle Art Kleinigkeiten austauschten. Den Portugiesen war es auffallend, daß sie gar nicht das Land zu bebauen verstanden, auch keine Herden hielten. Sie fanden dieselben aber durchaus

gutmütig und glaubten, daß man sie leicht bestimmen könnte, das Christentum anzunehmen. Wenn man sie fragte, ob sie an Bord des Schiffes Dienste nehmen wollten, zeigten sie sich mit Freuden bereit dazu. Doch nahm man nur vier oder fünf von ihnen mit. Einen der folgenden Tage ließ der Admiral das Kreuz als Zeichen, daß er das Land dem heiligen Symbol weihe, feierlich an einer hervorragenden Stelle aufrichten und in Gegenwart aller der Geistlichen, welche an der Expedition teilnahmen, wurde die Messe gelesen. Etwa sechzig Wilde, die zugegen waren, knieten bei der heiligen Handlung nieder und achteten aufmerksam auf alles, was vorgenommen wurde, und die Portugiesen wurden durch die von ihnen gezeigte Andacht sehr erbaut. Ein Prediger hielt einen Sermon voll von Ermahnungen zur Frömmigkeit, und Nicolas Coelho brachte ihm eine große Anzahl von Kreuzen, damit er sie an die Wilden verteilte. Der Geistliche setzte sich dann an den Fuß des Kreuzes und fing an, einem jeden von ihnen ein kleines Kruzifix um den Hals zu hängen. Etwa fünfzig der Indianer empfingen dies Geschenk.



V.

Wie ungerecht bisweilen das Schicksal ist und wie interessante Werke, welche unter günstigen Umständen zu Volksbüchern, wie die „Heymonskinder“ und der „Eulenspiegel“, hätten werden können, völlig in Vergessenheit geraten sind, zeigt die Reisebeschreibung von Hans Staden von Homberg. Dieselbe, mit wohlgelungenen Holzschnitten geschmückt, war von äußerster Seltenheit und nur wenigen Bibliographen bekannt, als Henri Ternaux sie fast drei Jahrhunderte nach ihrem Erscheinen in einer französischen Uebersetzung herausgab. Der Titel des Buches ist: „Wahrhaftige Historie und Beschreibung eines Landes, welches von wilden, nackten, grausamen und menschenfresserischen Leuten bewohnt und in der Neuen Welt, Amerika benannt, gelegen ist, unbekannt im Lande Hessen, sowohl vor wie seit der Geburt von Jesus Christus bis zum letzten Jahre. Hans Staden aus Homberg in Hessen hat es durch eigene Erfahrung kennen gelernt und macht es gegenwärtig durch das Mittel des Druckes bekannt. Marburg, bei Andreas Kolben. 1557. Unter dem Zeichen des Kleeblatts.“

Hans Staden schiffte sich im Jahre 1547 zu Lissabon als Büchsenschütze auf einem Handelsschiffe nach Brasilien ein. Der Kapitän Pintiado war beauftragt, die berberischen Seeräuberschiffe, denen er auf der Fahrt begegnen würde, anzugreifen. Auch hatte er eine Anzahl Verbrecher übers Meer zu führen, denen man das Leben geschenkt hatte, um das neue Land zu bevölkern. Nachdem der Kapitän in Madeira gelandet, nahm er an der Küste der Berberei ein reich mit Waaren beladenes maurisches Fahrzeug und behielt dasselbe als gute Prise. Dann ging die Fahrt weiter. Die Reisenden wurden durch eine Menge von fliegenden Fischen überrascht, welche sie am Morgen oft auf dem Verdeck liegen fanden. Als sie den Aequator erreicht hatten und die Sonne furchtbar über ihren Häuptern brannte, sahen sie erstaunt auf den Spitzen der Masten die blauen Flammen des St. Elmfeuers. Nach achtundachtzig Tagen, während welcher sie kein Land erblickt, kamen sie im Januar 1548 in Sicht der Küste von Brasilien. In Prannenbucke (Pernambuk), wo sie landeten, bat sie der portugiesische Befehlshaber, sich nach Garasu zu verfügen, weil die Wilden den Ort zu belagern drohten und er selbst den Einwohnern nicht zu Hilfe eilen könne. Staden begab sich mit der kleinen Schiffsmannschaft dorthin, wo er sich mit der Bevölkerung vereinte, so daß seine ganze Macht aus neunzig Christen und dreißig Negern und Brasilianern bestand, während die Belagerer sich wohl auf achttausend beliefen. Die Eingeborenen beschossen die kleine Veste mit brennenden Pfeilen, um sie in Brand zu stecken. Aber dies gelang nicht. Dagegen gerieten die Belagerten durch Mangel an Lebensmitteln in große Not und machten

unter steter Bedrängnis durch die Wilden auf ihrem Schiff einen Zug an die Küste, von wo sie nach bestandenen großen Gefahren Proviant heimbrachten. Zuletzt ließen die Wilden von ihrem Versuch, die kleine Veste einzunehmen, ab. Auf der weiteren Fahrt stießen sie auf ein französisches Schiff, das mit Holz beladen war. Sie wollten sich desselben bemächtigen und griffen es an. Aber die Feinde feuerten Kanonenschüsse ab und thaten dem Fahrzeug großen Schaden. Hans Staden und die Seinen gerieten in verzweifelte Lage und wußten nichts Anderes zu thun, als den Rückweg nach Portugal einzuschlagen. Nach einer Fahrt von hundertundacht Tagen langten sie auf den Azoren an. Von hier begab sich Hans Staden wieder nach Portugal, dann nach dem Hafen von Santa-Maria bei Cadix und hierauf nach Sevilla, wo drei Schiffe nach Rio de la Plata ausgerüstet wurden. Die Eroberung dieses Landes war gerade im Werke, und man hatte von dort nach Spanien gesandt, um Verstärkung zu erhalten. Der Befehlshaber der drei spanischen Schiffe, Don Diego de Senabrie, begab sich aus diesem Anlaß dorthin, und Hans Staden schiffte sich mit ihm ein. Von San Lucar an der Mündung des Guadalquivir ging es zunächst nach den Kanarischen Inseln. Nach sehr langwieriger Fahrt wegen des konträren Windes wurde ihnen zuletzt die Küste von Amerika sichtbar. Doch machte ein furchtbarer Sturm die Landung unmöglich. Die Reisenden, jeden Augenblick den Untergang des Fahrzeuges erwartend, reihten leere Fässer zusammen, füllten sie mit Pulver, verstopften sie vollständig und banden ihre Waffen darauf, damit wenn das Schiff unterginge und Einer von ihnen das Land erreichte, er nicht wehrlos sein möchte.

Schon glaubten sie ihren Untergang nahe, indem sie unaufhaltsam gegen Klippen fortgerissen wurden. Doch zuletzt gelang es ihnen, eine Bucht zu erreichen. Nachdem sie hier Anker geworfen, sahen sie Nachts eine Barke herannahen, welche ganz mit Wilden angefüllt war, die mit ihnen sprechen wollten. Die Unterredung konnte nicht von statten gehen, da sie die Sprache der Indianer nicht verstanden. Letztere entfernten sich wieder, nachdem sie einige Kleinigkeiten wie Messer, Angelhaken und so weiter zum Geschenk erhalten hatten. Dann kam noch ein anderes Schiff mit Wilden, welche von zwei Portugiesen begleitet waren; von Letzteren erfuhren unsere Europäer nun, sie befänden sich etwa dreiundzwanzig Meilen von der Insel Sankt Vincent. Das Land, wo sie waren, gehörte dem König von Portugal. Zu ihrem Erstaunen erblickten sie nicht lange nachher auf einem Felsen ein hölzernes Kreuz. An demselben war eine Tonne befestigt, auf welcher sich eine fast unleserliche Inschrift befand. Sie entzifferten zuletzt die Worte, welche spanisch waren und den Sinn hatten: Wenn vielleicht die Flotte Seiner Majestät hierher kommt, so möge sie einen Kanonenschuß abfeuern, und man wird ihr antworten. Die Ankömmlinge entsprachen sogleich dieser Aufforderung, indem sie einen Schuß abfeuerten. Bald darauf gewahrten sie fünf Boote, in welchen sich außer einer Anzahl von Wilden ein Mensch befand, der Kleider und einen Hut trug. Von diesem erfuhren sie, daß sie im Hafen S. Catherina wären, was sie sehr erfreute, denn eben ihn suchten sie. Die Wilden waren freundlich gegen sie und bewirteten sie in ihrer Hütte. Auf der weiteren Fahrt nach Süden wurden sie durch den Sturm

mit fürchterlicher Gewalt gegen die Küste getrieben. Die Wellen gingen so hoch, daß das Schiff sich auf deren Spitze wie auf der Höhe einer Mauer befand. Das Fahrzeug ging mit einem entsetzlichen Krach in Trümmer und die Reisenden konnten von Glück sagen, daß sie, sich an die Scheiter klammernd, das Land erreichten. Zuerst wußten sie nicht, wo sie waren, aber bald entdeckten sie ein auf europäische Art gebautes Dorf und fanden in demselben Portugiesen, von denen sie hörten, sie wären am Cap Sankt Vincent. Freundlich aufgenommen, hielten sie sich längere Zeit daselbst auf. Dann aber segelte der Kapitän mit der kleinen Schaar, unter der sich Hans Staden befand, südlich nach dem Inselchen San-Marco, gegenüber dem Städtchen Brikioka, wo die Portugiesen ein Fort zum Schutz gegen die Indianer errichtet hatten. Die Besatzung suchte Hans Staden, der ein guter Artillerist war, zu bestimmen, daß er bei ihnen bleibe, und er willigte ein unter der Bedingung, daß Verstärkung der Veste aus Portugal herbeigerufen würde. Einstweilen blieb er mit einer sehr kleinen Schaar in dem wenig verteidigungsfähigen Kastell und hatte große Gefahren von den Wilden auszustehen. Nachdem Verstärkung aus Portugal angelangt war, wurde er von dem neu angekommenen Befehlshaber zum Artilleriehauptmann ernannt. Die Position in jener Veste war eine sehr gefährliche; denn die Wilden machten Streifzüge in deren Nähe; besonders geschah dies zu zwei Zeiten des Jahres. Die eine war im Dezember, wo gewisse Früchte reiften, die ihnen zur Bereitung eines berauschenden Getränkes dienten. Um diese Zeit führten sie gerne Krieg, weil sie bei ihrer Rückkehr die genannten Früchte reif fanden

und dann aus ihnen den Trank brauten, mit dem sie sich berauschten, wenn sie ihre kannibalischen Mahlzeiten, bei denen die gefangenen Feinde geschlachtet wurden, hielten. — Im August machten die Kannibalen gleichfalls einen Streifzug in jene Gegend, um einen dann in die Flüsse hinaufsteigenden köstlichen Fisch zu fangen.

Auf einem Ausflug, den Hans Staden ins Innere des Landes unternahm, um Wildbret zu erlegen, hörte er plötzlich wüstes Geheul der Wilden. Sie stürzten sich über den armen Deutschen her, verwundeten ihn am Bein, rissen ihm die Kleider vom Leibe, schlugen ihn mit ihren Bogen und schleppten ihn nach dem Meere zu, indem der Eine ihn an den Füßen, der Zweite am Kopf, der Dritte an den Armen packte. Am Strande angelangt sah er eine große Anzahl Wilder. Sie waren mit Federn geschmückt und bissen sich in die Arme als ein Zeichen, daß sie Gier hätten, ihn zu fressen. Ihr König schritt vor Staden her und schwang die Keule, mit welcher sie ihre Gefangenen zu tödten pflegten. Viele der Wilden zeigten Lust, den gefangenen Deutschen sogleich zu morden, und schlugen schon auf ihn los, aber der König verbot es ihnen, ließ ihn in eines ihrer Kanoes werfen und sagte, Staden sollte erst zu einem Feste geschlachtet werden, das er nächstens feiern wolle. Sie kamen zuerst an eine kleine Insel, wo eine große Menge von Vögeln nistete, mit deren Federn sie sich zu schmücken pflegten. Wie sie dort zu landen gedachten, erblickten sie jedoch eine Anzahl von Indianern, unter denen sich auch Portugiesen befanden. Ein Sklave Stadens war nämlich, als Letzterer gefangen wurde, fortgeeilt und hatte in der kleinen Kolonie von Europäern

Alarm gemacht. Diese gedachten ihn nun zu befreien. Aber die Wilden kehrten eilends um. Es entspann sich ein Kampf, von der einen Seite flogen Pfeile, von der andern auch Flintenkugeln; zuletzt suchten die Wilden mit ihrer Beute das Weite und ruderten so schnell, daß die Verfolger sie nicht erreichen konnten. Die Indianer zogen nach einiger Zeit ihren Nachen an eine kleine Insel, um dort die Nacht zuzubringen. Hans Staden wurde ans Land geführt; er war durch die vielen ihm beigebrachten Wunden mehr todt als lebendig. Während die Wilden ihn umstanden und ihn fortwährend zu fressen drohten, sank er halb sinnlos zu Boden. Der arme Deutsche empfahl seine Seele Gott, indem er einen Psalm zu singen begann, während die Wilden schrieen: „Seht, wie er weint; hört, wie er jammert!“ Da die Insel nicht geeignet war, dort zu übernachten, setzten sie nach dem Festland über, wo sie Hütten hatten. Am Strande zündeten sie dann ein Feuer an und führten den Gefangenen zu demselben hin. Sie zwangen ihn darauf, sich in ein Netz zu legen, banden die Stricke, die er am Halse hatte, an einen Baum, lagerten sich um ihn her und verhöhnten ihn. Vor Sonnenaufgang brachen sie wieder mit ihm auf und ruderten den ganzen Tag mit erstaunlicher Schnelligkeit, so daß sie schon vor Abend an der Stelle anlangten, wo sie die Nacht zubringen wollten. Da erblickten sie hinter sich eine schwarze Wolke, die mit reißender Geschwindigkeit herankam, und erkannten auch, daß sie trotz ihres schnellen Ruderns dem heranziehenden Sturm nicht entrinnen konnten. In ihrer Angst sprachen sie zu Staden, der schon etwas ihre Sprache zu verstehen gelernt hatte:

„Bitte Deinen Gott, daß der Sturm uns keinen Schaden thue.“ Hans Staden betete sodann: „Allmächtiger Gott, oberster Herr des Himmels und der Erde, der du zu allen Zeiten Diejenigen erhört hast, welche dich angerufen, zeige mir deine Barmherzigkeit inmitten der Ungläubigen, damit ich erkenne, daß du noch mit mir bist, und daß die Heiden, die dich nicht kennen, sehen, wie Gott mein Gebet erhört hat.“ Er lag in dem Kanoe, so daß er nicht um sich sehen konnte, aber plötzlich hörte er die Wilden rufen: „Das Gewitter verzieht sich.“ Er erhob sich, sah, daß die Indianer die Wahrheit gesprochen, und dankte Gott. Als sie ans Land gelangt, wiederholte sich die Scene der vorhergehenden Nacht, und der Gefangene ward abermals an einen Baum gefesselt.

Am nächsten Tage erfolgte die Ankunft im Dorf der Wilden. Ihre Weiber waren dort mit Erdarbeit beschäftigt und man zwang Staden, ihnen in der Indianersprache zuzurufen: „A Junesche been ermi pramme,“ das heißt: „Seht, da habt ihr etwas zu fressen.“ Als sie gelandet, kamen Alle, Alt und Jung, aus ihren Hütten, um den Ankömmling zu betrachten. Dann gingen die Männer mit ihren Bogen und Pfeilen in ihre Behausungen und ließen den Deutschen inmitten ihrer Weiber; diese umringten ihn und sangen das Lied, das sie anzustimmen pflegten, wenn sie ihre Gefangenen zur Schlachtbank führten. Sodann ward er an einen mit Holzwerk umgebenen Platz gebracht und dort schlugen die Weiber nach ihm, rissen ihm den Bart aus, indem sie in ihrer Sprache riefen: „Ich schlage Dich im Namen meines Freundes, der von den Deinen erschlagen worden ist.“ Hierauf schleppten sie ihn in eine Hütte und

schrieen ihm zu, sie würden ihn bald verzehren. Unterdessen waren die Männer in einer andern Hütte versammelt und zechten von ihrem berauschenden Getränk und sangen vor ihren Götzen ein Lied, um denselben zu danken, daß ihnen der Fang des Deutschen gelungen. — Staden glaubte schon, seine letzte Stunde sei gekommen. Da traten zwei Wilde auf ihn zu und sagten zu ihm, sie hätten ihn aus Freundschaft dem Bruder ihres Vaters geschenkt, damit er ihn aufbewahre und seinerzeit tödte, wenn er Lust habe, ihn zu verspeisen. Darauf führten sie ihn auf den Platz, indem sie ihn am Stricke zogen, und alle Weiber bemächtigten sich seiner, während die Männer ihn losließen. Die Weiber rissen ihn so an dem Strang, daß er beinahe erstickte, und führten ihn vor die Hütte des Königs, welcher Bratinge Wasu, der große weiße Vogel, hieß. Sie geboten ihm, sich auf einen Erdhaufen niederzuwerfen, und er glaubte, sie würden die große Keule bringen, mit der sie die Gefangenen zu tödten pflegten. Da trat ein Weib mit einem Stück Glas zu ihm hinan und schor ihm damit die Augenbrauen ab. Sie wollte ihm auch den Bart abschneiden, aber er rief, er wolle mit seinem Barte sterben, und sie ließen ihm denselben fürs Erste. Sodann führten sie ihn vor die Hütte, in welcher sich ihre Götzen, genannt Tamerka, befanden, und banden Schellen an seine Beine, während sie seinen Hals mit einer Art von Fächer aus Federn umgaben. Die Weiber tanzten nun um ihn herum und zwangen ihn, seine Beine zu bewegen, so daß die daran gebundenen Schellen ertönten. Während dieser unfreiwilligen Motion hatte er heftige Schmerzen an dem verwundeten Bein. Nach Beendigung des Tanzes wurde

er dem ihm bestimmten Herrn übergeben, der ihn sorgfältig hütete und ihn versicherte, er dürfe noch einige Zeit leben. Dann brachten sie ihre Götzenbilder, stellten sie um ihn her und sagten ihm, dieselben hätten ihnen verkündet, sie würden einen Portugiesen zum Gefangenen machen. Er aber antwortete: „Eure Götzen haben gelogen, denn ich bin kein Portugiese, ich bin ein Freund der Franzosen, aus einem Lande, das Deutschland heißt.“ Sie wollten dies nicht glauben, behaupteten, er gehöre zum Volk der Portugiesen, das ihnen viele Leiden bereitet habe und an dem sie sich nun rächen wollten. Hans Staden wiederholte, daß Franzosen, falls sie sich in der Nähe befänden, die Wahrheit seiner Aussagen bestätigen würden. Der Zufall fügte nun, daß in der Nähe ein Franzose wirklich war und von dem Falle hörte. Derselbe kam auch herbei, und die Wilden riefen nun dem Gefangenen zu: „Da kommt ein Franzose, wir werden sehen, ob Du sein Landsmann bist oder nicht.“ Staden glaubte, nun nahe sein Retter. Man führte ihn, nackt wie er war, zu demselben hin. Der Fremde redete ihn auf französisch an, welches er aber schwer begriff. Da rief Jener: „Tödtet und verzehrt ihn, denn es ist ein Portugiese.“ Hans Staden verstand diese Worte und beschwor ihn im Namen Gottes, den Menschenfressern zu sagen, sie sollten ihn nicht verzehren. Aber der Franzose blieb hartherzig. Dann ward Staden in seine Hütte zurückgeführt, von welcher aus er beobachtete, wie die Indianer Vorbereitung machten, ihn zu schlachten. „Da kein Unglück allein kommt,“ erzählt Hans Staden, „wurde ich um diese Zeit von einem furchtbaren Zahnweh befallen. Als mein Herr mich fragte,

warum ich so wenig äße, klagte ich ihm mein Leid. Sodann kam er mit einem hölzernen Instrumente, um mir den Zahn auszureißen. Nur mit großer Mühe hielt ich ihn ab, seinen Vorsatz auszuführen. Doch sagte er, wenn ich fortführe so wenig zu essen und mager würde, so würde man mich vor der bestimmten Zeit tödten. — Nach einigen Tagen brachten mich dann die Wilden in ein anderes Dorf, welches Arirab hieß, vor einen König Namens Konyan Bebe, welcher der Hauptherrscher des ganzen Landes war. Er hatte viele andere Häuptlinge versammelt, um ihnen ein großes Fest zu geben. Dieser wollte mich sehen, und man führte mich zu ihm, um dort einen Tag zu verweilen. Als ich nach seiner Hütte kam, hörte ich einen großen Lärm von Gesang und Trompetenblasen. Ich sah dort etwa fünfzehn Köpfe auf Pfählen aufgepflanzt. Es waren die Häupter von gefangenen Feinden, die sie gefressen hatten. Sie versäumten nicht, im Vorübergehen mir dies zu sagen. Ich fing zu zittern an, indem ich dachte, ich würde ebenso behandelt werden. Als wir nach der Hütte kamen, trat einer von denen, die mich begleiteten, hervor und sagte mit lauter Stimme, so daß Alle es hörten: „Ich bringe Euch den Sklaven, den Portugiesen." Dann fügte er hinzu, es sei etwas Schönes, seinen Feind in seiner Gewalt zu haben. Er hielt eine lange Rede, wie dies bei ihnen Sitte war, und führte mich zum König, welcher saß und mit den Anderen trank. Sie waren schon Alle bezecht, betrachteten mich mit zorniger Miene und sagten: „Bist Du gekommen, Feind?" Ich erwiderte: „Ich bin gekommen, bin aber nicht euer Feind." Dann gaben sie mir zu trinken.

Ich hatte viel von dem König reden hören, man sagte, er sei ein großer Mann, aber ein arger Tyrann und ein großer Freund des Menschenfleisches. Ich bemerkte Einen von Denen, welche dasaßen, und da ich ihn für den König hielt, sagte ich ihm: „Bist Du der König Konyan Bebe? Lebst Du noch?" — „Ja," erwiderte er. — „Wohl denn," sprach ich, „ich habe viel von Dir reden gehört. Man sagt, Du seist ein großer Krieger." Er erhob sich hierauf und schritt mit hohem Stolz vor mir auf und nieder. Er hatte einen großen grünen Stein von runder Form durch die Lippen gesteckt, wie dies ihr Brauch ist. Sie machen auch eine Art von weißen Rosenkränzen aus Muscheln, womit sie sich schmücken, und der König hatte wohl sechs Arme lang davon um den Hals gehängt. Er wollte meiner Beteuerung, ich sei kein Portugiese, nicht glauben und schrie: „Du bist doch ein solcher; ich habe schon fünf Portugiesen gegessen, die alle behaupteten, sie seien nicht Portugiesen; aber sie logen." Da verzweifelte ich an meinem Leben. Während er so mit mir sprach, hatten sich die Anderen erhoben und hörten uns zu. Der König that noch viele weitere Fragen an mich, die ich, so gut ich konnte, beantwortete. Er rühmte sich, eine große Menge Portugiesen und noch viel mehr seiner indianischen Feinde erschlagen zu haben. Unterdessen hatte man Alles ausgetrunken, was in dieser Hütte war, und man begab sich in eine andere; deshalb ward unser Gespräch abgebrochen. In dieser anderen Hütte fingen sie von neuem an, mich zu mißhandeln. Der Sohn des Königs ergötzte sich damit, mir die Beine zusammenzubinden und mich so in der Hütte umherspringen zu lassen. Sie

lachten und sagten zu mir: „Komm, iß mit uns, Du Springer.“ Ich fragte meinen Herrn, ob man mich tödten werde. Er antwortete: „Nein.“ Aber es sei ihre Sitte, die Sklaven so zu behandeln. Dann nahmen sie mir die Fesseln ab und betasteten mich von allen Seiten. Einer sagte, er wollte den Kopf haben, der Andere einen Arm, der Dritte ein Bein. Dann befahlen sie mir, zu singen, und ich stimmte einen Psalm an. Hierauf mußte ich das, was ich gesungen, übersetzen. Ich sagte, daß ich meinen Gott besungen hätte. Sie aber erwiderten: „Dein Gott ist ein Unflat.“ Diese Worte betrübten mich tief und ich dachte mir: „O Gott, wie gut bist du doch, daß du alles Dies zulässest!“ Nachdem mich sämmtliche Dorfbewohner genug untersucht hatten, befahl der König, daß ich streng bewacht werden sollte. Am folgenden Morgen, als man beabsichtigte, mich hinwegzuführen, um mich zu verspeisen, sagte man spöttisch zu mir, man würde bald kommen, um mich zu fressen; aber mein Herr selbst tröstete mich, indem er sagte, man würde mich so bald nicht tödten. Da landeten Indianer, welche mit den Portugiesen verbündet waren, in fünfundzwanzig Kanoes und griffen das Dorf an, wo ich mich befand. Ich sprach zu meinen Quälern: „Ihr haltet mich für einen Portugiesen und euren Feind. Wohlan, gebt mir Bogen und Pfeile und ich will euch beistehen, euer Dorf zu verteidigen.“ Sie willigten ein, und ich vereinte mich mit ihnen, indem ich schrie und Pfeile gleich ihnen abschoß; ich ermutigte sie, sie sollten nichts fürchten. Meine Absicht war, die Palissaden zu überklettern, um mich mit den Angreifern zu verbinden. Denn sie kannten mich wohl und wußten, daß ich im

Dorfe war. Doch ich wurde zu gut behütet, und die Angreifer kehrten in ihr Dorf zurück. Als sie fort waren, legte man wieder meine Fesseln an. Am selben Abend versammelten sich die Häuptlinge beim Mondschein auf dem Platze des Dorfes und berieten sich, wann sie mich schlachten wollten. Sie ließen mich herbeiführen, um mich mit Schmähungen und Drohungen zu überhäufen. Ich war traurig und blickte zum Himmel auf, indem ich sprach: „Herr, gib mir wenigstens einen guten Tod." Die Indianer fragten mich, weshalb ich so den Mond anblickte, und ich antwortete ihnen: „Ich sehe, daß er gegen euch erzürnt ist, denn in meinem Schmerz kam es mir vor, daß der Mond selbst mich schmerzvoll anblickte, und ich glaubte, von Gott ebenso wie von den Menschen verlassen zu sein."

Ich erwartete jeden Tag die Rückkehr der Menschenfresser, welche abgereist waren, um die Vorbereitungen zu meinem Tode zu machen. Einst hörte ich Geschrei in der Hütte meines Häuptlings, der abwesend war, und ward dadurch erschreckt, denn ich glaubte ihn zurückgekehrt. Es ist nämlich Gebrauch der Inder, daß Einer, der auch nur vier Tage entfernt ist, bei seiner Rückkehr von den Anderen mit großem Freudengeschrei empfangen wird. Kurz darauf trat ein Indianer in meine Hütte und sagte: „Der Bruder Deines Herrn ist angekommen. Er sagt, alle seine Angehörigen seien krank." Da freute ich mich, denn ich dachte, vielleicht würde Gott etwas zu meinen Gunsten thun. Der Bruder meines Herrn kam bald, setzte sich neben mich und klagte, sein Bruder, seine Mutter, seine Neffen und alle seine Verwandten seien krank geworden, und sein Bruder

habe ihn zu mir geschickt, daß ich von meinem Gott ihre Gesundheit erflehte. „Denn," sagte er, „mein Bruder glaubt, Dein Gott sei erzürnt wider ihn." — „Ja," erwiderte ich, „mein Gott ist wider ihn erzürnt, weil er mich fressen will und weil er sagt, ich sei ein Portugiese, während ich es doch nicht bin. Geh und sage Deinem Bruder, er möge hieher kommen, und ich werde von meinem Gott erflehen, daß er ihm die Gesundheit wiedergebe." Er erwiderte, Jener sei zu krank, um kommen zu können, er wisse aber wohl, daß ich ihm die Gesundheit wiedergeben könnte, wenn ich nur wollte. Ich erwiderte ihm, sein Bruder solle in das Dorf zurückkehren, dessen Gesundheit würde bald wieder hergestellt sein. So ging er wieder in sein Dorf. Nach einigen Tagen kamen alle die Kranken in unser Dorf und der Häuptling ließ mich in seine Hütte führen. Er sagte zu mir, er hätte wohl gewußt, daß ihn ein Unglück befallen würde, nachdem ich ihm gesagt, daß der Mond ihn mit Zorn bedrohe. Als ich das hörte, dachte ich, Gott habe mir am letzten Abend eingegeben, vom Monde zu sprechen, und die Hoffnung kehrte in mein Herz zurück. Ich sagte sogleich zu ihm: „Ja, es ist wahr, der Mond ist im Zorn wider Dich, weil Du mich fressen willst, obgleich ich nicht Dein Feind bin." Er erwiderte darauf, er wollte mich beschützen, wenn er wieder gesund würde. Aber ich wußte nicht, ob ich dies von Gott erbitten sollte, denn ich dachte, wenn er wieder genäse, werde er sein Versprechen vergessen und mich fressen. Wenn er aber stürbe, so würden die Anderen sagen: „Wir wollen diesen Menschen tödten, der uns Unglück bringt." Ich überließ mich daher dem Willen

Gottes und legte ihnen Allen die Hand aufs Haupt, wie sie es von mir verlangten. Aber Gott wollte sie nicht davonkommen lassen, und sie starben einer nach dem andern. Ein Kind starb zuerst, darauf ein altes Weib, welches das Getränk bereiten sollte, von dem man zechen wollte, wenn man mich verzehrte. Dann starb der Bruder meines Herrn, ferner ein anderes Kind und schließlich noch ein Bruder des Ersteren, der mir die Nachricht von dem Ausbruch der Krankheit gebracht. Als er so seine ganze Familie gestorben sah, fürchtete er, daß er selbst, sowie seine Weiber auch sterben würden. Aber ich tröstete ihn, indem ich ihm sagte, ich würde meinen Gott bitten, ihm das Leben zu erhalten, wenn er mir verspräche, meiner zu gedenken und mir das Leben zu schenken, falls er wieder gesund geworden. Er willigte ein und verbot streng, mich zu mißhandeln. Seine Krankheit dauerte noch eine Zeit lang. Endlich ward er wieder gesund, wie eine seiner Frauen, welche krank gewesen, aber acht von seiner Familie starben, unter ihnen der, welcher mich am meisten mißhandelt hatte. Eines Tags ließ mich ein anderer Häuptling in seine Hütte rufen, gab mir Speise und erzählte mir, er habe früher einen Portugiesen getödtet und so viel von ihm gegessen, daß sein Magen seitdem nie wieder in Ordnung gekommen wäre. Im Traum war ihm verkündet worden, er müsse sterben. Ich antwortete ihm, es würde ihm nichts passiren, wenn er aufhörte, Menschenfleisch zu genießen. Die alten Weiber, welche mich am meisten geschmäht und mißhandelt hatten, fingen auch an, sich zu besänftigen und zu mir zu sagen: „Mein Sohn, erhalte mir das Leben. Als wir Dich mißhandelten, war es,

weil wir Dich für einen dieser Portugiesen hielten, welche wir hassen. Wir haben deren schon viele gefangen und gefressen; aber damals ist ihr Gott nicht gegen uns erzürnt gewesen, wie der Deinige Deinethalben, was uns wohl beweist, daß Du Keiner der Ihren bist.“ Sie ließen mich so eine Zeit lang, ohne sicher zu wissen, ob ich ein Portugiese oder Franzose wäre. Seit mein Herr geheilt war, schien er mich nicht mehr schlachten zu wollen. Aber er bewachte mich sorgfältig und ließ mich nicht allein ausgehen. Bald darauf kam der Franzose, welcher geraten hatte, mich zu schlachten, zurück. Er glaubte, die Wilden hätten mich schon verzehrt, und war erstaunt, als er mich noch lebend fand. Ich sagte nun zu ihm, er sehe wohl, daß ich in Gottes Schutz stände, ich sei kein Portugiese, sondern ein Deutscher, er möchte doch den Wilden mitteilen, daß er sich getäuscht habe. Der Franzose bereute nun sein früheres Thun und that, wie ich begehrt. Aber mein Gebieter erwiderte, er werde mich nur gegen eine Anzahl von Messern, Spiegeln, Aexten und so weiter freilassen. Der Franzose versprach mir zuletzt, bei seinen Landsleuten zu meinen Gunsten zu wirken, und entfernte sich. Die Wilden wurden aber nun von neuem unwillig gegen mich und mißhandelten mich. Nach einigen Tagen beabsichtigten sie in einem nicht fernen Dorfe einen Sklaven zu verzehren und nötigten mich, dem Feste beizuwohnen. Sie führten mich nebst dem zu Schlachtenden dorthin. Als die Indianer sich schon berauscht hatten, fragte ich den Sklaven, ob er zum Tode bereit wäre. Er antwortete lachend: „Ja,“ meinte indessen, er sei nicht fett genug, aber ich würde eine bessere Mahlzeit abgeben, und machte noch andere Späße,

als ginge er zu einem Feste. Ich sagte zu ihm, nur sein Leib würde verzehrt werden, aber seine Seele würde sich an einen Wonnesitz begeben. Am folgenden Tage wurde er gefressen.

Unter den Indianern befand sich ein Sklave von der Nation Karios, welche mit den Portugiesen verbündet ist. Dieser erzählte den Wilden, ich sei ihr heftigster Feind, und hetzte sie daher auf, mich zu tödten. Indessen wurde er selber krank und die Indianer, da sie erkannten, daß er nicht wieder aufkommen würde, beschlossen, ihn zu verzehren. Von dem Keulenschlag, der gegen ihn geführt wurde, spritzte ihm das Gehirn aus dem Haupt. Dann wollten sie ihn fressen. Ich ermahnte sie aber, davon abzustehen, weil er krank gewesen und sein Fleisch schlecht wäre. Allein sie brieten ihn trotzdem und verschlangen ihn. Ich sagte ihnen darauf, dieser Wilde hätte mich immer verleumdet und verfolgt. Nun strafte ihn mein Gott dafür; und so würde es auch ihnen ergehen, wenn sie sich an mir vergriffen. Dies machte Eindruck auf sie, und sie quälten mich weniger. Nicht lange darauf unternahmen sie einen Kriegszug. Ich hoffte vergebens, daß sie mich bei den Weibern zurücklassen und es mir so möglich machen würden, zu entfliehen. Mein Herr befahl mir, mitzuziehen. So zogen wir in achtunddreißig Kähnen aus. Ihre Träume und die Prophezeiungen ihrer Götter — an welches dumme Zeug sie glauben — verkündeten ihnen guten Ausgang. Wir kamen in der Gegend, wo ich zuerst gefangen genommen war, zum Kampfe mit den Eingeborenen, in deren Mitte sich auch verschiedene Christen befanden. Ich spähte auf die Gelegenheit, zu den Letzteren

zu entfliehen, aber es war unmöglich. Meine Gebieter machten eine beträchtliche Anzahl von Gefangenen und zogen sich dann zurück. Die Verwundeten wurden geschlachtet und verzehrt. Unter diesen Opfern waren auch verschiedene Christen. Am folgenden Tage waren die Wilden freundlich gegen mich, weil meine Voraussage, sie würden siegen, sich erfüllt hatte. Sie luden mich ein, Menschenfleisch mit ihnen zu verzehren. Ich antwortete: „Kein wildes Tier frißt das andere. Wie sollte ich meinesgleichen verzehren!“ Sie aber erwiderten, indem sie schmausten: „Wir sind Tiger und finden es gut.“

Ich hatte ein Kreuz errichtet, vor welchem ich zu beten pflegte. Zu meinem großen Verdruß aber rissen die Wilden es aus. Da fügte es sich, daß ein schweres Regenwetter eintrat, das die Ernte der Indianer schädigte. Sie baten mich, ich möchte meinen Gott anflehen, dem Regen Einhalt zu thun. Ich aber verlangte, daß sie zunächst das Kreuz wieder aufrichteten. Nachdem sie dies gethan, klärte sich der Himmel wirklich auf, und sie erkannten hieran die Macht meines Gottes.

Die Wilden faßten den Entschluß, mich zu verschenken, und begaben sich mit mir auf den Weg. Während wir so hinschritten, erblickte ich eine dunkle Wolke am Himmel und sagte zu meinen Begleitern, Gott sei erzürnt gegen sie, weil sie Christen verzehrt hätten. Wir langten dann in einem Dorfe an und sie schenkten mich hier an einen Häuptling, indem sie zu ihm sagten, er solle mich gut behandeln, denn mein Gott bestrafe Jeden schwer, der sich an mir vergriffe. Ich sagte dagegen, mein Bruder und meine Freunde würden bald auf einem mit Waaren

angefüllten Schiffe anlangen und Diejenigen, die mich gut behandelten, sollten reich beschenkt werden. Dies gefiel ihnen. Mein neuer Gebieter nannte mich seinen Sohn und schickte mich mit den Seinen auf die Jagd. Ich war etwa vierzehn Tage an diesem Orte, als einige Wilde herbeiliefen und mir sagten, sie hätten Kanonenschüsse gehört und es sei gewiß ein Schiff in Iterronne, das man auch Rio de Janeiro nennt. Ich bat sie, mich dahin zu führen, und sagte, vielleicht würde mein Bruder auf dem Schiffe sein. Sie willigten ein, hielten mich aber noch einige Tage fest. Der französische Kapitän, der gehört hatte, ich sei im Dorf, sandte einige Leute zugleich sammt mehreren Häuptlingen, mit denen er verbündet war, zu mir. Ich eilte ihnen entgegen und sie sagten mir, sie wollten alle Mittel anwenden, damit man mich ihnen ausliefere. Sie ersuchten meinen Gebieter, mich aufs Schiff zu führen, wo meine Brüder mich erwarteten. Der Indianer willigte ein und begleitete mich selbst dorthin. Er wurde durch Geschenke von Messern, Aexten, Spiegeln, Kämmen abgefunden und gab mich frei. Die Franzosen führten mich nun der Heimat zu. So rettete mich der allmächtige Herr, der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, aus den Händen der Barbaren.



VI.

Eine andere beachtenswerte, jedoch an Interesse denen von Federmann und Staden nachstehende Reisebeschreibung über die Neue Welt ist diejenige von Ulrich Schmidel aus Straubing, welcher von 1534 bis 1554 besonders die Gegenden am Rio de la Plata bereiste. Dieser unermeßliche Landstrich war 1515 von Juan Diaz da Solis entdeckt worden, welcher dort durch die Eingeborenen umgebracht wurde. Hierauf ward dieselbe Gegend von Larissa, Magelhan und anderen portugiesischen, spanischen und genuesischen Abenteurern besucht. Aber Sebastian Cabot war der erste, der dort eine dauernde Niederlassung gründete. Derselbe drang weit auf diesem mächtigen Strome vor, der anfänglich Rio de Solis hieß und später den Namen Silberstrom oder Rio de la Plata erhielt, weil von dort zuerst Silber nach Spanien gebracht worden sein soll. Cabot war weit in Paraguay vorgedrungen und nur umgekehrt, weil er nicht mit den dort schon ansässigen Portugiesen in Konflikt geraten wollte. Nach fünf Jahren Aufenthalt in dieser Gegend, bei welchem er viele Leute in Kämpfen mit den Indianern verloren hatte, entschloß sich Cabot, nach Europa zurückzukehren, um Verstärkungen zu holen. Die Berichte, welche er über dieses Land abstattete,

waren so verlockend, daß Pedro de Mendoza sich um die Befehlshaberstelle darüber bewarb, welche er denn unter der Bedingung erhielt, daß er tausend Menschen und hundert Rosse dahin überführte und dort drei Festungen errichtete. Der Verfasser der erwähnten Reisebeschreibung, Ulrich Schmidel, befand sich unter der Zahl derjenigen, die an dieser Expedition teilnahmen. Er war, wie es schien, ein schlichter Soldat von geringer geistiger Bildung, hatte aber einen gesunden Menschenverstand und offenen Sinn für das, was er gesehen. Seine Reisebeschreibung ist gewiß nicht von literarischer Bedeutung, allein Schmidel erzählt auf anschauliche und fesselnde Weise seine Erlebnisse. Erstaunliche Abenteuer, wie sie sich bei Hans Staden finden, hat er jedoch nicht zu berichten.

Zu den interessanteren Werken der spanischen Conquistadoren über ihre Entdeckungsfahrten nach dem neuen Kontinent gehören diejenigen, welche den Titel führen: „Bericht und Schiffbrüche von Alvar Nuñez Cabeça de Vaca." Der Verfasser stammt aus einer edlen Familie in Xerez. Im Juli 1212 rückte das christliche Heer, befehligt von den Königen von Castilien, Arragon und Navarra, gegen die Mauren, als dasselbe bei Castro-Ferral sich durch eine ungeheure feindliche Armee gehemmt sah. Die Christen waren in einer Lage, die Umkehr zu gebieten schien; da trat ein Hirt, Martin Alhaja, vor den König von Navarra und sagte, daß er dem Heer einen Pfad zeigen könnte, auf dem es ungehindert vorzudringen vermöchte. Der König sandte nun zwei Ritter mit dem Hirten aus. Damit sie den Rückweg finden könnten, stellte der letztere an dem Passe, den sie fanden, den Kopf einer Kuh

auf. Die Christen gewannen nun die gewaltige Schlacht von Las Navas de Tolosa, welche für immer ihre Ueberlegenheit über die Mauren feststellte. Der König belohnte den Hirten Martin Alhaja, indem er ihm den Adel verlieh, und dieser nahm in Erinnerung an das Ereignis, das ihm solche Standeserhöhung verschafft hatte, den Namen Cabeça de Vaca, Kuhkopf, an. Verschiedene Mitglieder dieser Familie gelangten nachher zu hohen Würden und Ehrenämtern. Unser Alvar Nuñez wählte früh das Waffenhandwerk. Er begab sich nach Amerika mit Pamphilio de Narvaez, welcher Florida erobern wollte. Diese Expedition behandelt seine eingangs erwähnte Schrift, welche uns genau mit den Sitten vieler untergegangenen amerikanischen Volksstämme bekannt macht. Cabeça de Vaca war ein Mann von großem Unternehmungsgeist und erstaunlicher Energie, und seine Reise durch den amerikanischen Kontinent erscheint als eine wahrhaft kühne That. Der erste, welcher in Florida gelandet, war Juan Ponce de Leon gewesen. Derselbe hatte den Columbus auf seiner zweiten Reise begleitet und war Gouverneur der Insel Porto-Rico geworden. Von seinem phantastischen Zuge, um den Brunnen der Jugend zu entdecken, habe ich bereits geredet. Ihm folgten Francisco de Hernandez von Cordova und Lucas Vasquez von Ayllon, ohne jedoch Bedeutendes im Lande zu vollbringen. Der Letztere hatte den Hauptzweck, Sklaven von dort fortzuführen, damit diese in den Bergwerken von San Domingo arbeiteten. Durch Geschenke gelang es ihm, eine Anzahl derselben auf seine Schiffe zu locken. Allein er zog nicht vielen Vorteil von seiner schändlichen Handlungsweise; denn die Indianer starben lieber freiwilligen Hungertodes, als

für ihren Zwingherrn Frondienste zu thun. Nach den Genannten landete Giovanni di Verrazano, ein italienischer Pilot, 1524 an der Küste von Florida und nannte dieselbe „Neu-Frankreich“. Ein Schiffer von Cuba, Namens Mirvelo, wurde einige Jahre später durch Stürme an dieselbe Küste verschlagen. Die Schilderungen, die er von dem Lande machte, veranlaßten Lucas Vasquez de Ayllon im Jahre 1525, eine neue Fahrt zu unternehmen, welche aber nicht größeren Erfolg als die früheren hatte; er verlor fast alle seine Begleiter und entrann selbst nur mit Mühe dem Untergang. Pamphilio de Narvaez erhielt 1526 von Karl V. die Herrschaft über alle Länder, welche er von der Palmeninsel bis an die Grenzen von Florida entdecken würde. Er brach unentmutigt durch den schlechten Erfolg seiner Vorgänger zu diesem Unternehmen auf, hatte aber gleichfalls keinen Succeß. Dem Cabeça de Vaca endlich war es vorbehalten, das weite Gebiet von Florida für die Europäer zu erschließen.*) Er fand nach der Landung zuerst ein sandiges Terrain, das jedoch nicht öde, sondern mit ausgedehnten Wäldern von Nußbäumen, Lorbeeren, Lendisken, Zedern und Fichten überdeckt war. Das Land besaß große Seen. In den Wäldern wimmelte es von Bären, Hirschen, Kaninchen und Löwen. Bei dem Zuge längs der Meeresküste stieß der kühne Entdecker auf andere Spanier, welche dort gestrandet waren. Ihn selbst erwarteten harte Prüfungen. Von seinen Gefährten

*) Hätte die chronologische Ordnung streng eingehalten werden sollen, so würde ich die Fahrten des Cabeça de Vaca den schon früher erzählten von Federmann und Ponce de Leon haben vorausschicken müssen; doch schien mir hierauf nicht viel anzukommen.

getrennt, wurde er von den wilden Indianern, unter die er geriet, schwer mißhandelt. Er suchte denselben zu entfliehen, aber sie verfolgten ihn und trachteten ihm nach dem Leben. Es gelang ihm schließlich, die Spanier, deren Spur er verloren, wiederzufinden, jedoch nur einen Teil. Indianer zeigten ihm Kleidungsstücke und Waffen, welche seinen Begleitern angehört hatten, und erzählten, daß deren Schiff an der Küste untergegangen sei. Dies war das fünfte der spanischen Fahrzeuge, welches so abhanden gekommen. Das des Gouverneurs war von Stürmen ins weite Meer hinausgetrieben worden. Ein zweites war gescheitert und so fort. Durch die Wildnisse von Florida fortirrend, bald mit einigen Gefährten, bald wieder durch Wechselfälle von ihnen geschieden, gelang es dem Cabeça de Vaca, die rohen Indianerstämme dadurch gut für sich zu stimmen, daß er ein Heilkünstler zu sein vorgab. Von allen Seiten strömten nun die Inder zu ihm, um sich von ihm behandeln zu lassen, und brachten ihm Lebensmittel, um ihn für sich günstig einzunehmen. Die Wachsamkeit der Wilden erstaunte ihn. Sie blieben die ganze Nacht aufrecht stehen und hatten ihre Pfeile immer schußbereit. Wenn sie ihre Hütten verließen, schlichen sie stets gebeugt hin, um nicht etwa von Feinden gesehen zu werden, so daß ihnen Flintenschüsse wenig schaden konnten und sie über die vergebliche Mühe der Gegner spotteten. Ihr Gehör und ihr Gesicht war von erstaunlicher Schärfe, ebenso ihr Geruch. Wie Cabeça de Vaca nach vielfachen Abenteuern zuletzt wieder unter die Christen nach Mexiko gelangte, kann in dieser kurzen Notiz nicht erzählt werden.

VII.

Wie nicht lange nach der Entdeckung des Weges um das Kap der guten Hoffnung die europäische Poesie durch Camoëns Besitz von den Gangesländern nahm, so pflanzte sie auch ungefähr um dieselbe Zeit ihr Banner im neuentdeckten westlichen Indien auf. Es war ein junger Spanier, Alonzo de Ercilla, durch den dies geschah. Geboren zu Madrid im Jahre 1533, von edler Familie, wurde derselbe am Hofe erzogen und diente dann zuerst dem Kaiser Karl V. sowie dem Infanten Philipp als Page. Mit dem Letzteren durchreiste er verschiedene Länder Europas, doch der Hofdienst gewährte ihm keine Befriedigung, die Kunden von den großen Begebenheiten in der Neuen Welt, welche ganz Europa erfüllten, entflammten seine Einbildungskraft und seinen Durst, Kriegsruhm gleich den anderen Conquistadoren zu erwerben. Als er sich eben mit dem Infanten Philipp, der in London um die blutige Maria warb, in England befand, langte dort die Kunde von dem Aufstande des wilden Bergvolkes der Araukaner gegen die spanische Herrschaft an. Erst zweiundzwanzig Jahre alt, beschloß er nun auf einer spanischen Flotte das Weltmeer zu überschiffen, um dort ruhmvolle Thaten zu vollbringen. Er begab sich

nach Chili, wo schon der genannte wilde Indianerstamm, zuerst den Eindringlingen unterworfen, sich in kühnem Aufstand wider sie erhoben hatte. Demselben war es gelungen, durch Thaten hoher Tapferkeit die Fremdlinge aus seinem Gebiete zu vertreiben und seine frühere Unabhängigkeit wieder zu erringen. Aber es schien nun Ehrensache für die Eroberer, die erlittene Scharte auszuwetzen und die empörten Stämme unter ihr Joch zu beugen. Die Letzteren, die unter einem überaus kühnen Häuptling, Caupolikan, standen, waren während der kurzen Zeit ihrer Unterwerfung durch die Spanier nicht müßig gewesen, sich das Wichtigste von der Kriegskunst der Eroberer anzueignen, sich auch mit Rossen und Feuerwaffen, welche beide in der Neuen Welt unbekannt gewesen, zu versehen. Ihre unbezähmbare Tapferkeit, ihre Todesverachtung, hatten zuerst Schrecken in den Reihen der Europäer verbreitet. Aber durch neue Ankömmlinge aus Europa verstärkt, erhoben die Letzteren sich zu dem Entschluß, Alles daran zu setzen, um den schimpflichen Flecken abzuwaschen und das kleine Bergvolk zu unterwerfen. Mit der ganzen Glut eines thatendurstigen Jünglings schloß sich Ercilla den Schaaren an, welche sich in diesen gefahrvollen Kampf stürzten. Aber nicht die Begier, Schätze zu gewinnen, welche die meisten Conquistadoren in den Krieg lockte, sondern Ruhmdurst war die Haupttriebfeder seiner Thaten, und mehr noch als der Preis der Tapferkeit, den manche Andere mit ihm teilen mochten, winkte ihm der Lorbeer des Dichters. Bald nach dem Beginne der Kämpfe in den Bergwildnissen der Araukaner, in welche er sich gerissen sah, scheint er auch schon begonnen zu haben, die erlebten Abenteuer zu besingen.

Wenn er während des Tages in den zerrissenen Schluchten am Rande furchtbarer Abgründe und tosender Gebirgsbäche mit den Wilden gekämpft, schrieb er nachts beim Schein der Lagerfeuer oder beim Lichte der tropischen Sterne, die wie Fackeln durch das Dunkel herniederstrahlten, auf kleine Papierblätter oder gar auf Stücke Leder die einzelnen Strophen seines Heldengedichts. Fünfzehn Gesänge in Oktaven hatte er so unter den Mühsalen und Gefahren des wilden Kriegslebens vollendet. Da trat ein Vorfall ein, welcher ihn nötigte, den Schauplatz seiner Kriegsabenteuer zu verlassen. Bei einem Feste, welches die spanischen Krieger in Chili dem Infanten Philipp zu Ehren gaben, geriet Ercilla mit einem seiner Kampfgefährten in Streit. Auch die anderen Offiziere wurden in diesen verwickelt und ein offener Kampf wurde nur mit Mühe verhindert. Die Gegner Ercilla's benützten diesen Vorgang, um ihn zu verleumden, er habe einen Aufstand gegen den Befehlshaber hervorrufen wollen. So wurde der junge Dichter verhaftet und ungehört zum Tode verurteilt. Schon waren die Vorbereitungen zur Hinrichtung des Letzteren getroffen, als der wahre Vorgang aufgedeckt wurde. Ercilla ward nun zwar freigegeben, erhielt aber den Befehl, Chili ungesäumt zu verlassen. So kehrte er, von den Anstrengungen des Krieges erschöpft, im Jahre 1562 nach Spanien zurück. Hier widmete er die „Araucana", so nannte er sein Epos, dem mächtigsten Monarchen jener Zeit, Philipp II.; allein hätte er den Charakter dieses Königs, dessen starre Seele für alles Schöne unempfänglich war, gekannt, so würde er schwerlich günstige Erfolge von solchem Schritt erwartet haben. Es ist wahr, der König verlieh ihm den Orden

von Santiago, jedoch dieses Ehrenzeichen, das nicht viel mehr bedeutete als unsere heutigen zahlreichen Dekorationen, vermochte ihn ebensowenig gegen Mangel zu schützen, wie der Kammerherrntitel, den ihm später Kaiser Rudolf II. verlieh. Ercilla aber gab die Hoffnung, durch seine Verse zuletzt doch die Gunst des Monarchen zu erringen, nicht auf und setzte sein Gedicht um so eifriger fort. Er fügte zwei neue Teile zu dem vollendeten, allein die Gleichgiltigkeit des spanischen Hofes für ihn blieb die nämliche. Niedergeschlagen und in Armut versunken verbrachte er den Rest seiner Tage und entschwindet unseren Blicken, indem wir nichts über seine letzten Lebensschicksale aufgezeichnet finden. Von den Enttäuschungen, die das Ende seines Lebens verbitterten, spricht er in traurigen Worten gegen den Schluß seines Gedichts: „Wie viele Länder, wie viele Völker habe ich bis an den hohen Norden hin besucht! Mit den Antipoden habe ich tief in den Regionen des Südens gekämpft! Auf nie befahrenen Meeren sah ich die Himmel und die Sternbilder über meinem Haupte wechseln, um dein Reich, o mein König, bis zum fernen Südpol auszubreiten. Gefahren und Trübsal habe ich bestanden, Elend hat mein Haupt gebeugt. Allein trotz der Mißgunst der Gestirne, die mich verfolgte, habe ich, das wird man einst erkennen, aufrechten Ganges meine Bahn fortgesetzt. Doch diese Ungunst des Geschickes, die das höchste Elend über mich verhängt, hemmt meine erhobene Hand und macht, daß ihr die Feder hier entsinkt.“ Der Dichter schließt dann mit den Worten, daß er der Welt, die ihn stets betrogen, entsagen, den kleinen Rest seiner Tage Gott widmen und, statt noch ferner zu singen, seine Fehltritte beweinen wolle.

Die Araucana hat nach dem Tode Ercilla's mehr und mehr den Ruhm errungen, den der Verfasser für sein Gedicht bei Lebzeiten fruchtlos erstrebt. Nicht lange nach seinem Ableben pries der große Cervantes in der Musterung der Bibliothek des Ritters von der Mancha die Araucana als eines der besten Gedichte, welches die Spanier in heroischen Versen geschrieben hätten, und daß es mit den berühmtesten Italiens um den Vorrang streiten könne. Dieses Lob erscheint nun allerdings übertrieben. Die Mängel von Ercilla's Gedicht springen Jedem in die Augen. Von einer eigentlichen Komposition findet sich in demselben keine Spur. Der Verfasser kümmerte sich so wenig um eine solche, daß er nach eigener Aussage stolz war, die wirklichen Begebenheiten des Kriegs mit den Araukanern ganz genau wiedererzählt zu haben. Der historische Gang seines sogenannten Epos ist nur mit einigen frei erfundenen Episoden verbrämt. Allein es erscheint als die Signatur einer armseligen Kritik, nicht einzelne große Schönheiten anzuerkennen, wenn sie sich auch in einem mißlungenen Ganzen befinden. Bei der „Lusiade" des Camoëns, die allgemein als eine der großen Zierden der Weltliteratur angesehen wird, ist dasselbe der Fall, und man könnte noch manche andere vielbewunderte Dichtungen anführen, welche von Jedem gepriesen und angestaunt werden, obgleich sie in der Struktur an ähnlichen Gebrechen leiden wie die „Araucana". Entschiede eine regelrechte, allen von den Aesthetikern aufgestellten Gesetzen entsprechende Komposition den Wert eines Epos, so müßte Trissino's „Von den Gothen befreites Italien" eines der ausgezeichnetsten Werke sein. Nun schreibt aber Niemand mehr diesem langweiligen, einst berühmten

Heldengedicht einen höheren Wert zu; die romantischen Epen der Italiener aus dem sechzehnten Jahrhundert aber, mit Einschluß des verliebten und des rasenden Roland, welche, was die Fabel anbetrifft, ebenso kompositionslos sind, wie Ercilla's Araucana, werden wegen der anderen Schönheiten, die sie auszeichnen, zu den Zierden der Poesie gezählt.

Nicht nur die Pietät gegen die Manen des unglücklichen Ercilla, auch die Gerechtigkeit heischt, daß wir die wahren und glänzenden Schönheiten, die durch sein Gedicht verstreut sind, freudig anerkennen, wenn sie sich auch in einem ziemlich unglücklich zusammengesetzten Ganzen finden. Von vornherein gewinnt der Dichter unsere volle Sympathie durch die edlen und freien Gesinnungen, die er mit feuriger Beredsamkeit ausspricht. Obgleich er, wie es so ziemlich jeder Spanier seiner Zeit war, ein gläubiger Katholik ist, macht ihn die Religion doch nicht blind gegen die guten Eigenschaften, welche den indianischen, von ihm bekämpften Volksstamm schmücken, und ebensowenig läßt sie ihn die wilde Grausamkeit, durch welche sich ein großer Teil der Eroberer schändet, irgend beschönigen. Wie er in seinem ganzen Gedichte erscheint, sind neben feuriger Tapferkeit hohe Gesinnung, Milde und Mitleid für die besiegten Gegner hervorstechende Züge seines Charakters. Und daß diese ihn bei seinen Kriegsthaten leiteten, muß ihm um so höher angerechnet werden, als wilder, Andersgläubige nicht schonender Fanatismus den meisten seiner Landesgenossen jener Zeit eigen war. Wenn er sich selbst auf einer grausamen Regung des Herzens, die ihn zu einer unedlen That gegen die Feinde verführen will, ertappt, so mißbilligt und bereut er alsbald, daß sein heißes Blut ihn so

weit fortgerissen. In wie feurigen Worten preist er indessen die Feinde, wenn sie Tapferkeit mit Großherzigkeit verbinden! Ebenso wie Homer seinem Heldengedicht dadurch den Stempel der höchsten Weihe aufdrückt, daß er uns für die Streiter von Ilion, den Priam und Hektor, wie für die Gattin und Kinder des Letzteren, mit der lebhaftesten Sympathie erfüllt, hat auch Ercilla seinem ganzen Epos einen hohen Adel dadurch verliehen, daß er die Männer und Weiber der Araukaner, mögen sie auch viele Züge der Wildheit eines rohen Naturvolks tragen, mit Edelmut und großherzigen Gesinnungen, die ihnen nicht selten unsere volle Teilnahme gewinnen, ausstattet.

Die Sprache Ercilla's glänzt oft durch feurigen Schwung. Seine Gleichnisse sind treffend und häufig von überraschender Neuheit. Auch ist zu rühmen, daß er sich von Bombast und Schwulst, der schon in seiner Zeit in die spanische Poesie einzudringen begann, auf bemerkenswerte Weise frei hält. Seine Schilderungen der wilden Natur des araukanischen Berglandes zeichnen sich oft durch frappante Eigentümlichkeit aus und führen uns in die Mitte der Gebirgswildnisse jener tropischen, von schäumenden Sturzbächen durchrauschten Gegend Chilis. Auch die Gestalten der rohen, aber großherzigen Araukaner hat er trefflich dargestellt und ebenso wie bei der Schilderung des Landes auch bei derjenigen seiner Bewohner die Lokalfarbe in einer so prägnanten und glücklichen Weise angewandt, wie es bis dahin der Poesie noch fremd gewesen. Aber einem Gebrechen, an welchem auch die „Lusiade" des Camoëns und vielleicht in noch höherem Grade als die „Araucana" leidet, ist er nicht entgangen, nämlich dem,

daß seine von den Gestalten der alten Mythologie erfüllte Phantasie diese in Gegenden, wohin sie so gar nicht gehören, verlegte; außerdem führt Ercilla in wenig passender Weise auch die Gottheiten der Araukaner ein, während bei ihm natürlich doch der dreieinige Gott, Christus, die Jungfrau Maria und die Heiligen der katholischen Kirche als die eigentlichen und wahren Gegenstände religiöser Verehrung dastehen. Ein weiterer Uebelstand ist, daß die Episoden des Gedichts, die oft große Ausdehnung haben, mit dem Ganzen meist in nur sehr geringem Zusammenhang stehen.

Ercilla beginnt damit, daß er nicht gleich dem Ariost romantische Abenteuer singe, sondern die Thaten der tapferen Spanier, die dem ungebeugten Nacken Araukos das schwere Joch mit dem Schwerte aufzwangen. Auch von dem kühnen Bergvolke werde er verwegene, denkwürdige Unternehmungen erzählen, die den Preis des Liedes verdienen. Er schildert nun die wilden Gegenden von Arauko und den Charakter seiner Bewohner. Sie hatten sich gegen die Herrschaft der Castilianer, welche ihnen der Feldherr Valdivia auferlegt, erhoben und das ganze Land stand in Aufruhr, um die Ketten der Fremdlinge abzuschütteln. Uns werden die Häuptlinge oder Kaziken vorgeführt, wie sie bei einem großen Trinkgelage über die zur Abschüttelung ihrer Ketten nötigen Maßregeln Rat pflegen. Die Kaziken sind uneinig, weil jeder von ihnen auf die Würde des obersten Anführers Anspruch erhebt. Ein Greis, Colocolo, steht auf und hält eine längere Rede, in welcher er die Kaziken ermahnt, ihre Zwistigkeiten zu lassen und gemeinsame Sache gegen die Eindringlinge zu machen. Es gelingt ihm, ihnen die Notwendigkeit hievon einleuchtend

darzuthun. Infolge seiner Aufforderung legt jeder eine Probe seiner Kraft ab, Derjenige, welcher sich als der stärkste zeigt, soll Anführer der Araukaner werden. Am glänzendsten besteht der Jüngling Caupolikan die Probe, indem er einen schweren Eichenstamm lange hoch in den Lüften schwingt. Ihn ruft das versammelte Volk zu seinem Feldherrn aus. Der Kampf zwischen den Araukanern und Spaniern beginnt nun. Die Ersteren greifen ein nahes Festungswerk an, aus dem die Besatzung in der Nacht entflieht. Valdivia, der spanische Befehlshaber von Conception, erhält Nachricht hiervon und will die Wilden züchtigen. Er zieht den Araukanern mit einem kleinen Heere entgegen und die Letzteren ergreifen die Flucht. Nur einer von ihnen, ein Jüngling Namens Lautaro, beschwört sie, stand zu halten. So kehren sie in die Schlacht zurück. Lautaro dringt vorwärts und „wirft sich in die spanischen Klingen, wie im glühenden Sommer der Hirsch, um die Hitze, die ihn verzehrt, zu mäßigen, in den kühlen Bach stürzt". Da greifen die Araukaner von neuem an und tragen einen glänzenden Sieg davon. Valdivia entflieht, aber einer der Eingeborenen stürzt ihm nach und tödtet ihn mit der Keule. Nun versammeln sich sämmtliche Araukaner zur Feier dieses Sieges und auf die Bäume ringsum werden die Häupter der erschlagenen Feinde aufgepflanzt. Der Mut der Wilden ist so gewachsen, daß sie den verwegenen Beschluß fassen, einen Einfall in Spanien zu machen, um ihre Feinde zu vernichten. Caupolikan jedoch ist besonnener als die Menge und warnt vor tollkühnen Plänen. Er ernennt den tapfern Lautaro zu seinem Statthalter und schickt ihn gegen eine kleine spanische Schaar

aus, welche zu Valdivia stoßen wollte und von dessen Schicksal nichts weiß. Als die Spanier dieses erfahren, ist es zum Rückzug zu spät. Die Feinde stürmen unter lautem Hohngeschrei, beim Schall von Hörnern und Flöten auf sie ein. Die Spanier sind jedoch voll Siegeszuversicht, bloß einer von ihnen sagt kleinmütig: „Ach, wäre unsere Schaar nur hundert stark.“ Gonzalo Hernandez, der Tapfere, aber entgegnet ihm: „Wollte Gott, es wären unser noch zwei weniger, dann hießen wir: ‚die zwölf Ritter vom Ruhme!‘“ Die Ueberzahl der Araukaner ist ungeheuer, doch das Häuflein Spanier wehrt sich mit erstaunlichem Heroismus. Zuletzt werden sie bis auf sechs, die sich durch geschickten Rückzug retten, erschlagen. Da auch das übrige spanische Heer sich gegen die Ueberzahl der Feinde nicht halten kann, zieht es sich zurück, und ergreifend wird dies vom Dichter geschildert. Nachdem die Europäer sich wieder zu einer größeren Schaar gesammelt, folgen neue Kämpfe, die Araukaner zeigen glänzende Tapferkeit. Ob um sie her ihre Gefährten auch in Schaaren fallen, — sie sehen kaltblütig zu, wie Eine Kugel zehn oder zwanzig der Ihren niederstreckt, Köpfe vom Rumpfe trennt und die Glieder in den Lüften umherschleudert. Raubt eine Kugel Einem die Rechte, so erhebt er das Schwert alsbald mit der Linken. Die Einen dringen unaufhaltsam bis zu dem Walle vor, wo die Geschütze aufgepflanzt sind. Die Anderen umringen die Verschanzung und ihre Pfeile bedecken die Erde, verfinstern die Sonne. Keiner kann das Ungestüm schildern, mit dem sie heranstürmen. Vor dem Getöse, dem Rauche, dem Staub verging ihnen Gehör und Gesicht. In der Finsternis, die um sie her lagerte, faßten sie einander

an den Händen und drangen vorwärts. Die spanischen Truppen weichen zagend zurück. Ihr Anführer, Villagran, kann sie nicht zum Widerstand bewegen und stürzt sich verzweifelnd in die Mitte der Araukaner.

Einer der Wilden schmettert den Feldherrn Villagran zu Boden. Aber eine kleine Schaar kühner Spanier entreißt ihn dem Schlachtgetümmel. Fruchtlos versucht er, sein kleines Heer nochmals den Araukanern entgegenzuführen. Die Letzteren verfolgen wie rasend die Spanier und wüten in ihren Reihen. Von dem furchtbaren Tosen der blutdürstigen Wilden erbebte das ganze Thal. Waffenklirren, Jammerrufe und Wehklagen der Spanier erfüllten die Luft. Nie sah man so gräßliche Niedermetzelung, wie sie die Araukaner mit ihren Todesopfern vornahmen. Die Einen sinken mit Wunden überdeckt zu Boden, Anderen wird das Haupt gespalten. Solche, die um Gnade flehen, werden geblendet über jäh abstürzende Felsen hingejagt. Zuletzt werden die Spanier in einen engen, von Feinden besetzten Felsenpaß gedrängt. Villagran gelingt es, dem Rest seiner Krieger Bahn zu brechen. Viele Spanier aber, die einen andern Weg über die Berge einschlagen, werden von den Feinden niedergemacht.

Die übrigen Europäer erreichen mit ganz erschöpften Kräften die Stadt Conception, unter deren Einwohnern Verzweiflung herrscht. Die Mädchen, sonst sorgfältig gehütet, suchen, auf den Straßen umherstreifend, die verlorenen Mütter, dem zagenden Lamm gleich, das, von der Mutter getrennt, angstvoll blökend umherirrt, hundert Mal auf einem kurzen Wege Halt macht, bei jedem Geräusche bange lauscht, sich naht und wieder zurückbebt. Nur kurz verstummt der

Jammer, um sich nach kleinen Pausen wieder zu erneuern. Plötzlich wird Alles abermals stumm, ein banges, ahnungsvolles Zittern geht durch die Lüfte. In jedem Schatten erblicken die Bedrängten den Lautaro, in jedem Ton glauben sie seine furchtbare Stimme zu vernehmen. Alles hat keinen andern Gedanken als zu fliehen. Umsonst widersetzt sich ein edler Greis diesem feigen Vorhaben. Da tritt Doña Mencia, eine kühne Spanierin, den Fliehenden mit dem Schwert in der Hand in den Weg und ermahnt sie mit flammender Rede, sich ihrer tapferen Vorfahren würdig zu zeigen und nicht vor Barbaren die Flucht zu ergreifen. Aber die Mahnungen des kühnen Weibes fruchteten nichts, die Flüchtlinge ließen sich nicht hemmen. Die Wilden, geführt von Lautaro, rücken in die verlassene Stadt ein, die nun in einen Aschenhaufen verwandelt wird.

Zahlreiche höchst lebendige Schlachtschilderungen, die hier übergangen werden müssen, folgen. Die Araukaner gewinnen entschieden die Oberhand. Da langt aus Europa ein neues Heer an, in welchem sich der junge Dichter Ercilla selbst befindet. Er sagt von sich: „Der Fuß der Spanier hat keinen Schritt in diesem Lande gethan, den nicht meiner auch durchmessen hätte.“ Bald nachdem er angekommen, wird der Dichter vom Vizekönig in eine entferntere Gegend von Chili gesandt, um einen Aufstand zu bekämpfen. In diesem Kampf erleiden die Wilden eine Niederlage und ihr Anführer, der tapfere Lautaro, fällt.

Es ist unmöglich, den zahllosen Kämpfen zwischen den Spaniern und Araukanern, welche weiter folgen, nachzugehen, und wir müssen uns mit der Hindeutung auf einige hervorragende Partien begnügen.

Als die Indianer eine spanische Festung, in welcher sich auch Ercilla befindet, belagern, erscheint Letzterem Bellona und heißt ihn auf seiner Laufbahn als Held und Dichter fortschreiten. Sie führt ihn auf den Gipfel eines Berges und zeigt ihm von dort die französische Festung St. Quintin, welche eben von den Spaniern belagert ward. Ercilla beschreibt den Sturm, die Eroberung und Plünderung der Stadt. Da tritt vor ihn eine geheimnisvolle Gestalt und enthüllt ihm zukünftige Begebenheiten, wie die Empörung der Niederlande und die Thaten Don Juans d'Austria. Die Erscheinung ermahnt ihn sodann, sanftere Gegenstände unter die Schilderungen der Greuel des Krieges zu mischen und Sinn und Auge auf die schönen Einwohnerinnen Spaniens zu richten. Er erblickt sie alle in einer paradiesischen Gegend versammelt. Am meisten fesselt ihn eine, zu deren Füßen eine Inschrift sagt, sie wäre „Doña Maria vom Stamme Bazan". (Diese wurde seine Gattin.) Wie er noch weiter forscht, wird er von der Lärmtrommel aus seinem Traume geweckt, greift nach den Waffen und eilt auf seinen Posten . . . Die Spanier siegen. Am Abend dieses Tages folgt ein interessantes und rührendes Abenteuer, das der Dichter selbst erlebt. Ercilla stand in der Nähe eines Forts Wache. Da vernahm er von der Stätte, wo die in der Schlacht Gefallenen ruhten, ein seltsames Geräusch, das von Mund zu Mund der Entseelten hinzugehen schien. Er näherte sich der Stelle, von welcher der Schall herdrang, und erblickte eine schwarze, wandelnde Gestalt inmitten der Todten. Den Degen in der Hand, ein kurzes Gebet sprechend, trat er auf die Erscheinung zu. Diese sagte mit bebender Stimme: „Herr, ich

bin ein Weib, das Dich nie beleidigt hat, thue mir kein Leid an, vergönne mir, einen Leichnam zu begraben, der unter dieser Schaar von Todten liegen muß. All mein Glück ist hingeschwunden, seitdem ich meinen süßen Freund verloren habe. Wenn auch das rauhe Schicksal mir nicht gönnt, daß ich mit ihm im Grabe ruhe, so kann mir doch Niemand verwehren, daß mein Geist ihm folge." Nachdem der Dichter sie dann zu trösten versucht hat, erzählt sie ihm ihre Lebensgeschichte. Sie heißt Tegualda und ist Tochter des Kaziken Brancol. Kein Mann, wie viele auch um ihre Hand warben, hatte noch ihre Neigung gewonnen. Erst bei einem Feste, wo sie den tapfersten Jünglingen ihres Volkes den Preis darzureichen hatte, fesselte ein mutiger Krieger, Crepino, ihr Herz. Sie einte sich ihm, hatte aber nur kurz solches Glück genossen, als der Tod ihn von ihr hinwegriß. — Nachdem sie dies erzählt, führt der Dichter sie aus der Mitte der Gefallenen in das Lager und übergibt sie der Hut von Weibern seines Volkes. Am nächsten Morgen geleitet Ercilla sie wieder auf das Schlachtfeld, wo sie die Leiche ihres Gatten sucht. Verzweifelnd sinkt die Unglückliche über den entseelten Teuren nieder, drückt Wange auf Wange und näßt sie mit ihren heißen Thränen. Sie zerrauft ihr Lockenhaar und sucht ihrem Leben ein Ende zu machen. Die Leiche ihres Geliebten wird auf einer Bahre in seine Heimat getragen. Ercilla geleitet die unglückliche Tegualda bis über die nahen Berge.

Trotz ihrer Niederlage ist der Mut der Araukaner ungebrochen. Caupolikan rät, die eigenen Wohnungen in Brand zu stecken und sich selbst keinen andern Ausweg zu lassen als Sieg oder Tod! Alle stimmen bei.

Nun ziehen sie wieder zum Kampfe aus. Caupolikan wird endlich gefangen genommen und zum Tode verdammt. Er geht demselben mit Gelassenheit entgegen. Aber es erbittert ihn, daß ein nichtswürdiger Neger das Urteil an ihm vollziehen, daß er nicht durch das Schwert fallen soll. Ercilla mißbilligt die Grausamkeit der Spanier und versichert, daß er sie nicht geduldet haben würde, wenn er zugegen gewesen wäre.

So bricht das Gedicht ab, da der Undank seines Königs und die Teilnahmlosigkeit des Volkes dem begeisterten Sänger die Leier aus der Hand sinken ließ. *)

---

*) Die „Araucana" hat schon zu Anfang unseres Jahrhunderts, als durch Schlegel das Interesse für die spanische Literatur in Deutschland mächtig geweckt worden war, die Augen des deutschen Publikums auf sich gezogen und ist in einer hübschen Ausgabe in Gotha gedruckt worden. In dieser lernte ich das Gedicht schon früh kennen und wurde von einzelnen schönen Partien desselben gefesselt. Doch will ich nicht behaupten, das ganze langatmige und stellenweise auch ermüdende Produkt gelesen zu haben. Die im Obigen gegebene fragmentarische Inhaltsanzeige beruht auf einem Auszuge aus demselben, den ich vor vielen Jahren zufällig in einem Sammelwerke des vorigen Jahrhunderts, an dessen Titel ich mich nicht mehr erinnere, fand. Die Sitte, welche ehemals in Deutschland sowohl wie in Frankreich herrschte, wenig beachtete Werke fremder Literaturen durch Auszüge schöner Partien aus denselben bekannter zu machen, erscheint mir als durchaus nachahmungswert, da es bei der ungeheuer angeschwollenen Flut der Literatur unmöglich ist, diese Werke in ihrem ganzen Umfange zu lesen. So hat ein gewisser Meinhart bereits vor mehr als hundert Jahren Auszüge der schönsten Stellen aus den älteren italienischen Dichtern gegeben, die man noch heute (da der Urtext beigefügt ist) mit Vergnügen lesen kann. So findet sich in einem ähnlichen anonymen Buche etwa aus dem Jahre 1780 ein umfangreicher Auszug aus dem Adone des Marino, welcher zeigt, daß dieses wegen seines Schwulstes berüchtigte Gedicht doch auch seine Schönheiten besitzt,

und es begreiflich macht, daß dasselbe ein halbes Jahrhundert lang, als in Italien besonders üppige und wollüstige Schilderungen beliebt waren, eine große Popularität genoß. So hat Herder, wie dies jetzt bewiesen ist, seinen Cid nicht aus dem Original übersetzt, sondern nach einer freien französischen Prosabearbeitung der spanischen Romanzen in Verse gebracht und zwar keineswegs zum Schaden seiner Dichtung, da die Originale zum größten Teil aus der Zeit des Verfalls der kastilianischen Poesie herrühren.



VIII.

Um zu ermessen, wie arg die Eroberer Perus gewütet haben müssen, erwäge man, daß Ferdinand Cortez von den Spaniern wegen seines milden Wesens gerühmt wird, dagegen Francisco Pizarro, obgleich er auch seine Lobredner fand, bei ihren Geschichtsschreibern mehr den Charakter der Wildheit und Grausamkeit trägt. Die Verheerungswut desselben, durch welche er das blühende Reich am Stillen Ocean mit seiner weit vorgerückten Zivilisation und seinen glänzenden Monumenten zerstörte, ist um so mehr zu beklagen, als die Peruaner ein sanftes und friedliches Volk gewesen zu sein scheinen und sich nicht durch einen Menschenopferkultus wie die Mexikaner schändeten. Von dem Wüten Pizarro's im Reiche der Inkas liefert die von Ternaux mitgeteilte Geschichte der Eroberung Perus von F. Xerez, 1534 zu Sevilla verfaßt und dort erschienen, einen neuen Beweis, obgleich der Verfasser Sekretär des Feldherrn war und vermutlich dessen Wüten noch im günstigsten Lichte dargestellt hat. Merkwürdiger als diese nicht umfangreiche Schrift ist das in Ternaux' Sammlung gleichfalls befindliche historische Memoirenwerk über das

alte Peru von dem Licentiaten Fernando Montesinos. Doch darf man demselben nicht allzu viel Zutrauen schenken. Er läßt das Reich Peru, von dem man geglaubt hatte, es sei erst einige Jahrhunderte alt, bis zur Zeit der Welterschaffung hinaufsteigen. Wenngleich auch neuere Entdeckungen zu dem Schlusse führen, daß dieses Reich und dessen Zivilisation in eine weit frühere Zeit hinaufreiche, als man ehemals annahm, so erscheinen viele von dessen Angaben doch schwindelhaft. Sein Werk ist um das Jahr 1652 verfaßt. Er hatte fünfzehn Jahre im alten Reiche der Inkas gelebt und dasselbe in allen Richtungen durchreist. Aber da sein Aufenthalt dort erst mehr als ein Jahrhundert nach der Entdeckung dieses Landes stattfand, wird die Glaubwürdigkeit seiner Angaben hierdurch sehr verdächtigt. Seine Gelehrsamkeit führte ihn auch, wie sich für einen Spanier jener Zeit denken läßt, oft in die Irre, wenn er zum Beispiel behauptet, Peru sei das alte Ophir. Ob den langen Listen sonst völlig unbekannter alter Könige dieses Landes, die er anführt, zu trauen ist, bleibt gleichfalls zweifelhaft. Doch wäre es voreilig, alle seine Angaben von vornherein zu verwerfen, da er so lange in dem Lande lebte, steten Verkehr mit den Angesehensten desselben hatte und alte, früher über Peru verfaßte Werke benützte. Sein Buch ist ein Gemisch von Wahrem und Falschem, und es fällt oft schwer, dieses von jenem zu scheiden, wenn in manchen Fällen auch das Fabelhafte seiner Angaben in die Augen springt. So zum Beispiel wo er eine pomphafte Beschreibung des El Dorado gibt, von dem er glaubt, es läge im südlichen Amerika, wenn er erzählt, daß im Lande Kanderi der Palast des Kaziken ganz mit schweren

goldenen Platten bedeckt gewesen sei, und daß das Gebälk des Daches aus lauter Silber bestanden habe. Fast märchenhaft klingt folgende Geschichte, die er erzählt:

„Ein Spanier, dessen Namen ich nicht erfahren konnte, langte, als er ins Innere von Peru gekommen, in einer Stadt an, deren Einwohner bekleidet und sehr zivilisirt waren. Er verweilte dort vierzehn Jahre und gewann die Freundschaft des Kaziken, welcher, auf die Bitte einer Indianerin, ihm seine Schätze zeigte; der Kazike wählte hierzu den Tag, wo seine Vasallen ihm den Tribut brachten, der in Goldklumpen und anderen Gegenständen bestand, und er begleitete sie, in einer Sänfte getragen, bis zum Tempel, der auf der Höhe eines benachbarten Berges lag. Der Kazike trat allein in denselben ein. Einige Indianer ergriffen dann den Spanier, verbanden ihm die Augen und führten ihn auf vielen Umwegen weiter. Er bemerkte nur, daß man ihn sehr tief hinabsteigen ließ. Als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal, wo der Kazike, auf einem goldenen Throne sitzend, zu ihm sprach: ‚Der größte Beweis von Zuneigung, den ich Dir zu geben vermag, besteht darin, daß ich Dir meine Schätze zeige. Ich habe sie hier verborgen, damit man sie mir nicht rauben könne.‘ Der Kazike nahm darauf eine Fackel und führte ihn in einen andern Saal, welcher mit irdenen Gefäßen, die fünfzig Arroben Goldes enthielten, gefüllt war. Auf jeder Vase befand sich eine kleinere, sodann eine dritte und so fort bis an die Decke. Erstaunt von solchen Reichtümern, rief der Spanier aus, wenn er nur den dritten Teil davon besäße, würde er König in seinem Lande sein. Der Kazike

fing an zu lachen, faßte ihn bei der Hand, führte ihn in einen andern Saal, welcher unter dem ersten lag, und der Spanier sagte, als er ihn erblickte, man müßte dort den Verstand verlieren. Derselbe war mit goldenen, sehr schön gearbeiteten Statuen von allen Dimensionen erfüllt. Die größten befanden sich an der Wand und ihre Reihe erstreckte sich, indes sie immer kleiner wurde, bis in die Mitte, wo sie nur einen geringen Zwischenraum ließen. Alle diese Statuen waren in verschiedenen Stellungen. Der Spanier hütete sich, Furcht oder Begierde zu zeigen, denn er würde sonst die Zuneigung des Kaziken verloren haben, der immer die Augen auf ihn geheftet hatte. Der Letztere führte ihn darauf in einen dritten Saal, dessen Mauern, mit kostbaren Steinen bedeckt, einen solchen Glanz verbreiteten, daß sie von Feuer zu sein schienen. Man sah in demselben aus Gold gefügt alle Wasser- und Erdpflanzen. Weiterhin war ein Arsenal, das ganz von goldenen, mit Edelsteinen besetzten Waffen strotzte."

Die Peruaner schrieben ihrem Reiche ein hohes Altertum zu. Die ältesten Bewohner dieses Landes sollen in tiefste Rohheit versunken gewesen sein, alle Naturgegenstände angebetet, sich von Menschenfleisch genährt und in ewigem Kriege von Stamm mit Stamm gelebt haben. Da, sagen sie, habe die erhabene Sonne, die große Mutter alles Lebens, zwei ihrer Kinder, Manco Capac und Mama Oello Huaco, herabgesandt, um die Eingeborenen höhere Bildung zu lehren. Dies göttliche Paar zog über die Erde bis in die Nähe des Titicacasees hin, um Wohnsitz an der Stelle zu nehmen, wo ein goldener Keil, den es mit sich führte, in den Boden dringen würde. Im Thale von

Kuzko geschah dies. Dort ließen sich die Sonnenkinder nieder und begannen Bildung zu verbreiten. Der Gott lehrte die Männer den Ackerbau, die Göttin die Frauen weben und spinnen. Das Volk war empfänglich für die ihm gebrachten Segnungen und gründete die Stadt Kuzko, und die ersten Herrscher des Reiches, welche Inkas genannt wurden, führten mild und gerecht ihr Scepter über das peruanische Land. Nach den Angaben der Peruaner soll die Ankunft Manco Capac's im Anfang des zwölften Jahrhunderts stattgefunden haben. Doch ist dies, wenn man dieselbe nicht überhaupt für eine bloße Mythe halten will, ein viel zu später Zeitpunkt. Am Titicacasee sind noch heute Reste von Bauten vorhanden, welchen die Peruaner selbst ein höheres Alter zuschreiben. Diese ganze frühere Periode liegt jedoch in tiefem Dunkel und ist kaum von Bildern der Sage umspielt. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erst tauchen nähere Nachrichten auf. Um diese Zeit führte der Topa Inka Yupangui sein Heer durch die Wüste bis an die Grenze von Chili und bestimmte dort die Marken seiner Herrschaft. Sein Sohn machte dann längs der Andes Kriegszüge gegen Norden, drang bis über den Aequator hinaus vor und eroberte das Königreich Quito. Die Hauptstadt seines Reiches, Kuzko, war in einem herrlichen, hochgelegenen Thale erbaut. Sie galt für heilig und der große Tempel der Sonne, zu welchem Pilger aus allen Gegenden herbeiströmten, soll das prächtigste Gebäude der Neuen Welt gewesen sein. Nordwärts von dieser Stadt lagen gewaltige Festungswerke mit drei Türmen, deren einer für den Inka bestimmt war. Dieser trug den prachtvollsten Schmuck. Die anderen beiden Türme

dienten als Aufenthalt für die Soldaten. Der Berg, auf dem die Gebäude standen, war durch unterirdische Gänge ausgehöhlt, durch welche die kriegerische Besatzung mit der inneren Stadt und den Palästen des Inka in Verbindung stand. Die Quadern, aus denen die letzteren und noch andere Gebäude der Stadt gefügt waren, hatten ganz erstaunlichen Umfang, und man begreift kaum, wie sie auf die weite Entfernung herbeigeschafft werden konnten. Um solche ungeheuren Massen zur Stelle zu bringen und übereinander zu türmen, war eine nicht minder große Menge von Arbeitern nötig, als diejenige gewesen sein muß, welche die Pyramide des Cheops bei Memphis errichtete.

Die Regierung der Inkas wurde vom Vater auf den Sohn vererbt. Der Thronerbe ward in der ersten Jugend der Aufsicht von Lehrern übergeben, die ihn besonders in Religions- und Kriegswissenschaften unterrichteten. Seine Mitschüler waren gleichalterige Inkas, das heißt Mitglieder der königlichen Familie. Mit sechzehn Jahren wurden dieselben einem Examen unterworfen, in welchem sie ihre Tüchtigkeit im Kriegswerk, im Ringen und Faustkampf, sowie ihre Ausdauer im Fasten und Laufen zeigen mußten. Der Thronerbe selbst wurde bei dieser Prüfung streng behandelt, mußte in ärmlicher Bekleidung auf dem nackten Boden schlafen und ohne Schuhe gehen. Nach einem beträchtlichen Zeitraum solcher Prüfung wurden Diejenigen, welche würdig befunden worden, dem Herrscher vorgestellt. Vor diesem mußten sie niederknieen und empfingen von ihm als Zeichen ihrer Würdigkeit ein großes Ohrgehänge. Sodann bekleidete man ihre Füße mit Halbschuhen von

einer bestimmten Form, ihre Häupter wurden mit Blumengewinden umkränzt. Das Haupt des Kronprinzen aber erhielt als Auszeichnung ein feines, aus Vigognewolle gewobenes gelbes Netz. Sodann traten die anderen Mitglieder der königlichen Familie vor und knieten huldigend vor dem Thronerben nieder. Auf dem großen Platze der Stadt wurden nun Festlichkeiten verschiedener Art unter Gesang und Tanz abgehalten. Der Thronerbe ward zu Ehrenämtern am Hofe des Herrschers verwendet oder auf Kriegszüge ausgeschickt und trug das Regenbogenbanner, das Wappen seines Stammes, über die Grenzen des Landes. Der Herrscher aber, der Ober-Inka, vor dem selbst die nächsten Verwandten seines Stammes nicht anders als barfuß und mit gebeugtem Haupt erscheinen durften, befehligte das Heer meist in eigener Person, wie er denn auch bei großen religiösen Feierlichkeiten den Vorsitz zu führen pflegte. Von ihm floß alle Macht und alle Würde aus. Seine äußere Erscheinung war darauf berechnet, Ehrfurcht einzuflößen, seine Kleidung aus Vigognewolle und mit Gold und den kostbarsten Steinen überdeckt. Um sein Haupt wand sich ein bunter, prachtvoller Turban und eine Art von scharlachfarbigem Netz, in welchem zwei Federn eines seltenen Vogels aufrecht standen. Dieser Vogel, welcher Coraquenque hieß, wurde in einer Wüste zwischen den Bergen gefunden, und es war bei Todesstrafe verboten, ihn zu fangen oder zu tödten, da seine Federn nur zu dem genannten Zweck dienten. Von Zeit zu Zeit durchzog der herrschende Inka sein ganzes Reich, um sich persönlich von dessen Lage zu überzeugen. Er reiste in einer mit Smaragden und Gold reich verzierten Sänfte, welche von mehreren,

immer aus zwei bestimmten Städten ausgewählten Männern getragen wurde. Die Landstraße, auf welcher der königliche Reisezug dahinging, war mit Leuten bedeckt, die ihn mit wohlriechenden Blumen bestreuten. Alle waren begierig, einen Blick von dem König zu erhaschen, und riefen ihm jubelnde Segenswünsche zu.

Paläste des Herrschers waren zahlreich über das ganze Reich verbreitet. Aeußerlich schlicht und schmucklos, waren sie im Innern aufs schönste geziert, an den Wänden mit Gold und Silber geschmückt. In den Mauervertiefungen fanden sich Abbildungen von Tieren und Pflanzen aus kostbarem Metall, und auch die Hausgeräte standen an Pracht hinter diesen Bildern nicht zurück. Der Sitz, wo die Könige am liebsten verweilten, war Yucay, nächst der Hauptstadt. Hier, umrauscht von frischen Gebirgsflüssen, genossen sie in prächtigen Palästen die kühleren Lüfte der Sierra, welche, über üppige Gärten dahinwehend, durch hohe Fensterbogen in ihre Hallen eindrangen. Nach dem Tode eines jeden Inka ward derselbe mit großem Pomp bestattet. Auf seinem Grabe opferte man eine Anzahl seiner Lieblingsgattinnen und Diener, und es wird behauptet, daß diese, besonders die Ersteren, selbst sich zu tödten pflegten, um ihre Treue gegen den Dahingeschiedenen außer Zweifel zu stellen. Nach der Leichenfeier ward im ganzen Lande getrauert. In festlichen Aufzügen wurde die Fahne des Verstorbenen umhergetragen und Gesänge erschollen, um dessen Thaten zu verkünden. Der Leichnam des Inka wurde einbalsamirt und in dem großen Tempel von Kuzko beigesetzt. In zwei Reihen waren hier die irdischen Reste der früheren Herrscher und ihrer

Gemahlinnen auf goldenen Stühlen aufgestellt, und auf sie strahlte von der Wand das Bild einer riesigen goldenen Sonne hernieder. An Festtagen wurden die einbalsamirten Leichen der Inkas auf den Hauptplatz der Stadt gebracht. Die Vornehmsten des Reiches erhielten Einladungen, sich daselbst zu versammeln, und im Namen der Todten wurden glanzvolle Feste abgehalten, bei denen auch deren kostbare Schätze ausgestellt wurden. Bei dem Gelage benahmen sich die Gäste so, als wäre der todte Herrscher lebendig und anwesend.

Da die Mitglieder der Königsfamilie viele Gemahlinnen hatten, so wuchs die Zahl der Prinzen und Prinzessinnen in außerordentlichem Maße. Dieselben trugen eine eigene Kleidung, sprachen eine besondere Mundart, lebten in der Umgebung des Herrschers und speisten an seiner Tafel.

Die Hauptstadt Perus war von Menschen bevölkert, die sich aus den verschiedensten Teilen des Landes dort zusammenfanden. Alle trugen die ihnen eigentümliche Volkstracht, so daß man die Bewohner jeder Provinz darnach unterscheiden konnte. Die glücklichen Zustände, deren sich das Volk unter der Herrschaft seiner Inkas erfreute, werden von den spanischen Geschichtsschreibern trotz der finsteren religiösen Vorurteile, welche sie gegen die „Götzenanbeter" hatten, ausdrücklich bezeugt. Die Regierung der Inkas war eine wahrhaft väterliche und sorgte liebevoll für die Bedürfnisse aller Bewohner des Landes. Von der ehemaligen Kultur Perus zeugen trotz der furchtbaren Verheerungen, die über dessen Boden dahingegangen, noch heute die zahlreichen über ihn verstreuten Trümmer derselben. Reste von

Tempeln, Palästen, Festungen, Wasserleitungen sind noch heute über das ganze Gebiet des alten Reiches verbreitet. Landstraßen durchzogen das Königreich nach den verschiedensten Richtungen. Eine derselben führte von Quito nach Kuzko über die große Hochebene; eine andere, welche die gleiche Richtung hatte, ging längs des Meeresufers. Die erstere zog sich über hohe, schneebedeckte Berge meilenweit hin, oft war sie durch Felsen gehauen. Hängebrücken führten über die reißenden Flüsse. Die breiteren und ruhigeren Gewässer wurden von segelbespannten Flößen befahren. Durch Abgründe gelangte man auf Treppengängen. In bestimmten Entfernungen längs der Straßen standen Meilenzeiger. Der Boden war aus Sandsteinfliesen und mit einer harzigen Materie überzogen, wodurch er äußerst hart wurde. — Die zweite Landstraße ging durch die Ebene, wie gesagt, längs des Meeresufers. Sie führte auf einem Damm dahin und hatte an jeder Seite eine Brustwehr. Am Wege standen Bäume, um die Wanderer gegen die Sonnenglut zu schützen. Längs dieser Straßen befanden sich in bestimmten Zwischenräumen Herbergen. Nach eigener Ansicht der noch vorhandenen Reste solcher Wege spricht Alexander von Humboldt aus, daß „die Landstraßen der Inkas zu den nützlichsten und staunenswertesten Werken gehören, die Menschenhände jemals vollbrachten". Posteinrichtungen bestanden für das ganze Reich. In gewissen Entfernungen waren längs der Landstraßen kleine Gebäude aufgerichtet, in denen Läufer stationirt waren, welche die Depeschen der Regierung beförderten, auch Lebensmittel, wie Fische, Wild und so weiter, an den Hof der Inkas bringen mußten.

Obgleich sich das peruanische Reich in der Zeit seiner

Blüte des inneren Friedens erfreute, hatte es doch mit den rohen Grenzvölkern manche Kriege auszukämpfen und hierzu bedurfte es eines stehenden Heeres. Allerdings nicht bloß zur Verteidigung gegen diese auswärtigen Feinde führten die peruanischen Herrscher Krieg, sondern auch zur Ausdehnung ihrer Macht. Doch kann man ihnen nicht wilde Eroberungslust schuld geben. Erst wenn bei Zwistigkeiten mit den Nachbarn alle friedlichen Mittel erschöpft waren, griffen sie zu den Waffen. Das peruanische Heer war beträchtlich groß und bestand nahezu aus zweimalhunderttausend Kriegern. Bei wichtigen Streitigkeiten stellte sich der regierende Inka selbst an die Spitze des Heeres.

Die peruanische Herrschaft war eine Theokratie. Doch kann die Götterlehre dieses Volkes, obgleich ihr ursprünglich der Gedanke Eines großen Geistes, „des Schöpfers aller Dinge“, zu Grunde lag, in ihrer weiteren Gestaltung nur unbedeutend und kindisch genannt werden. Die peruanischen Mythen bieten wenig Interesse, bemerkenswert ist nur die von einer Sintflut, welche Uebereinstimmung mit ähnlichen Traditionen der Alten Welt hat. Der Glaube an ein künftiges Leben der Seele nach dem Tode war von altersher bei den Peruanern verbreitet, und sie verbanden damit einen solchen an die Auferstehung des Leibes; dieser Glaube bestimmte sie, die Leichen vor der Verwesung zu schützen, aber nicht durch Einbalsamirung wie die Aegypter, sondern dadurch, daß sie dieselben in die hochgelegenen Gegenden des Landes, wo die reine Luft die Verwesung hemmte, zur Beisetzung brachten. Große Hügel, von unterirdischen Gängen durchzogen, wurden über den Todten errichtet.

Dem höchsten Gott, dem Schöpfer und Beherrscher

aller Dinge, war nur ein einziger Tempel gewidmet, der nicht weit von der späteren Stadt Lima lag. Aber die Gottheit, welche in Wahrheit am höchsten verehrt wurde, war die Sonne, welche den Menschen Licht und Wärme, der starren Materie Leben gab und die (im Peruanischen war die Sonne männlichen, der Mond weiblichen Geschlechts) als Stammvater des königlichen Herrschergeschlechts, als Gründer des peruanischen Reiches angesehen wurde; in jeder Stadt, jedem Dorf des Landes prangten Tempel zu ihrer Verehrung. Besonderen Ansehens genoß derjenige, der auf der Insel Titicaca lag, und dessen ganze Umgebung heilig war. Neben der Sonne wurden der Mond, die Schwester und Gattin der Sonne, die Sterne, die als Gefolge des Mondes galten, und besonders der Abendstern, angebetet. Auch der Donner, der Blitz und der Regenbogen hatten ihre Heiligtümer. Der herrlichste Tempel des ganzen peruanischen Reiches war der von Kuzko, der mehr als vierhundert Schritte Umfang hatte und im Innern ganz aus Gold gefügt zu sein schien. Auf der westlichen Wand war die Gottheit, ein menschliches Antlitz, aus Lichtstrahlen hervorblickend, abgebildet. Sie war reich mit Smaragden und anderen Edelsteinen ausgelegt und so angebracht, daß die Strahlen der aufgehenden Sonne sie erleuchteten und den ganzen Tempel mit fast überirdischem Lichtglanz erfüllten. Die umher liegenden Kapellen dieses Tempels waren dem Monde, den Sternen, dem Regenbogen und anderen Gottheiten geweiht. Der Tempel lag inmitten üppiger Gärten, welche von Gold und Silber strotzten. Auf dem Platz zu Kuzko, wo dieses Wundergebäude gestanden, erhob sich später die prachtvolle Kirche

des heiligen Dominicus. Die heilige Stadt Kuzko mit dem genannten Tempel sowie mehr als dreihundert anderen Bethäusern war im ganzen Reiche so hoch verehrt, daß von ihr, wie von der Statue des Zeus zu Olympia, gesagt wurde, wer sie nicht gesehen, habe vergebens gelebt. Auch über das ganze andere Land waren zahlreiche Tempel zerstreut, die an Pracht nahezu mit dem von Kuzko wetteiferten. Die Menge der Priester und Religionsdiener in den verschiedenen Heiligtümern war eine beinahe unermeßliche.

Groß war die Zahl der in Peru gefeierten Feste. Die vornehmsten von ihnen galten der Sonne und den verschiedenen Perioden ihres Kreislaufs. Besonders das der Sommersonnenwende wurde mit außerordentlicher Pracht gefeiert und aus allen Gegenden strömte das Volk in Schaaren zu ihm heran. Am Morgen dieses Tages versammelten sich der Inka und sein ganzer Hofstaat auf dem großen von Volksmassen bedeckten Platze von Kuzko, um die aufgehende Sonne zu begrüßen, und sobald die ersten Strahlen der emporsteigenden Gottheit die Dächer und Türme der Hauptstadt vergoldeten, erschollen Willkommrufe, Siegeslieder und Töne weithin schallender Instrumente auf dem ganzen Platze, der sich erhebenden Sonne wurde von dem herrschenden Inka ein Trankopfer dargebracht. Von hier ging der Zug des herrschenden Inkas und seines Gefolges in den Sonnentempel. Nach einiger Zeit traten der Inka und seine Begleiter wieder aus dem heiligen Gebäude hervor, und es wurde das große Opfer begangen, das aus Getreide, Blumen, Früchten, wohlriechenden Harzen und Tieren, bisweilen auch, jedoch

nur selten, aus einem menschlichen Wesen, einem Kinde oder einer Jungfrau, bestand. Massenhafte Menschenschlächtereien, wie sie in Mexiko üblich waren, kannten die Peruaner nicht. Auch wurde das Fleisch der Getödteten nicht verzehrt. Das geschlachtete Tier war in der Regel ein Lama. Vermittelst eines Spiegels aus Metall zündete man sodann ein Sonnenfeuer an. Die so hervorgerufene heilige Flamme wurde der Hut von Priesterinnen, welche Sonnenjungfrauen hießen, anvertraut, und es galt als ein schweres Mißgeschick für das Reich, wenn dieselbe einmal erlosch. Dann folgte ein Brandopfer auf dem Altar, bei welchem eine große Anzahl von heiligen Lamas, die zu einer besonderen, der Sonne geweihten Herde gehörten, geschlachtet wurden.

Als die Spanier zuerst nach Peru kamen, waren sie überrascht, indem sie in den heiligen Gebräuchen von dessen Bewohnern manche Aehnlichkeit mit den ihrigen fanden. Wenn zum Beispiel nach dem Brandopfer des Festes der Inka sich zur Mahlzeit niedersetzte und mit seinen Edelleuten ein aus Maismehl bereitetes feines Brod sowie ein gegorenes Getränk genoß, erblickten sie hierin eine Aehnlichkeit mit dem christlichen Abendmahl. Weiter erinnerten die Sonnenjungfrauen sie an die Nonnen der katholischen Klöster. In Wahrheit ist an Ueberlieferungen aus Europa hierbei nicht zu denken. Es war nur eine zufällige Aehnlichkeit, wenn junge Mädchen, die sich dem Dienste der Sonne weihten, in eine Art von Klöstern gebracht wurden. In diesen unterlagen sie der strengsten Bewachung, und wehe ihnen, wenn sie bei einem Liebesverhältnis ertappt wurden! Sie erlitten das Schicksal, lebendig begraben zu

werden, ihr Verführer aber ward erdrosselt, und sogar über die Stadt, aus welcher dieser Frevler stammte, erging ein Strafgericht, sie wurde dem Erdboden gleich gemacht. — Wie dem herrschenden Inka, so war auch den vornehmsten Edlen des Reiches die Vielweiberei gestattet. Leute aus dem Volke jedoch durften nur Eine Gattin haben.

In der Geographie besaßen die Peruaner kaum andere Kenntnisse als bezüglich ihres eigenen Reichs. Zur Bestimmung der Zeit hatten sie Sonnenzeiger. Jedoch scheinen ihre astronomischen Kenntnisse nicht bedeutend gewesen zu sein. Dagegen auf den Ackerbau verstanden sie sich vortrefflich. Um die oft dürren Felder zu befruchten, waren große Wasserleitungen durch das ganze Land angelegt. Zu demselben Zwecke ward der neuerdings auch in Europa vielfach angewandte Guano benützt. Da in Peru bei der durch die höhere oder tiefere Lage des Landes so verschiedenen Temperatur alle Klimate vom sibirischen Winter bis zur Glut des Aequators herrschen, wurden durch den Fleiß der Anbauer die verschiedensten Produkte der südlichen, mittleren und nördlichen Zonen kultivirt. Zur Kleidung, besonders da, wo eine wärmere erfordert wurde, diente die Wolle des Lama. Doch gab es Gattungen von Schafen, deren Vlies höher geschätzt wurde. Die Peruaner besaßen eine große Geschicklichkeit in der Verarbeitung sowie in der Färbung dieser Wolle. Ebenso bezeugen die verschiedenartigen, in den peruanischen Gräbern gefundenen Gegenstände die Fertigkeit, mit welcher sie Gold- und Silbergefässe, Schmucksachen, Armspangen und Halsbänder, auch kupferne und thönerne Gerätschaften, Spiegel von Stein oder Silber und so weiter herzustellen wußten. Bei

der Geschicklichkeit, welche die Peruaner in vielen ihrer Arbeiten bekundeten, muß es Verwunderung erregen, daß sie die Kunst des Eisenschmiedens nie kannten. Was die Baukunst der Peruaner betrifft, so blieb dieselbe noch auf einem untergeordneten Grade der Ausbildung stehen. Ein eigentümlicher Charakter, der sie für den ersten Blick kennzeichnet, läßt sich ihr jedoch nicht absprechen. Porphyr und Granit, nicht selten aber auch Ziegel waren die Materialien, aus denen die Architekturwerke dieses Volkes errichtet wurden. Die Mauern der Gebäude waren sehr dick, indessen nicht hoch. Die Gemächer der Häuser standen in keiner Verbindung mit einander, sondern hatten alle ihren besonderen Ausgang in einen Hof. Die Dächer bestanden, selbst bei ansehnlicheren Gebäuden, oft nur aus Stroh.

Amautas oder „weise Männer" wurden die Lehrer genannt, welche die Unterrichtsanstalten leiteten. Die Inkas waren besonders bemüht, den jungen Leuten aus königlichem Stamm eine gute Unterweisung in den wichtigsten Wissenschaften geben zu lassen. Sie gründeten daher Schulen, in welchen denselben die notwendigen Kenntnisse gelehrt wurden. Dort empfingen sie Unterricht in den Grundsätzen der Verwaltung, in der Rechtskunde, in der Religion und in der Geschichte, besonders derjenigen ihrer erhabenen Vorfahren. Um ihre Geschichte aufzubewahren, bedienten sie sich aneinandergeknüpfter Schnüre von buntfarbiger Lamawolle, der sogenannten Ripus (Knoten). Diese können noch jetzt auf den alten Friedhöfen der Peruaner ausgegraben werden. Die meisten sind aber dermaßen ruinirt, daß sie bei der leisesten Berührung in Staub zerfallen, einige haben sich jedoch auf wunderbare Weise

so wohl erhalten, daß selbst die Farbe der Wolle noch gut zu erkennen ist. Der Schlüssel zu dieser seltsamen Schrift soll noch bei einigen Indianern vorhanden sein, die ihn indes sorgsam behüten und Niemand verraten.

Die Amautas hatten auch die Geschichtskunden des Volkes zu sammeln, ebenso aber waren die Dichter beauftragt, die Hauptereignisse in ihren Liedern und Volksgesängen zu verarbeiten, welche dann bei den Hoffesten an der Tafel des Inka recitirt wurden. So kamen Sammlungen poetischer Sagen zu stande, in welchen man die geschichtlichen Ereignisse vielfach mit mythischer Hülle umkleidete.

Es waren dies nicht die einzigen Dichter der Peruaner, von denen wir Kunde besitzen. Sie kannten auch Schauspiele, sowohl tragischen wie komischen Inhalts. Garcilaso de la Vega, der Sprößling vom Inkastamm, sagt: Lustspiele, deren Stoff aus dem häuslichen Leben genommen, und Dramen zur Feier der Helden und Könige seien nicht allein gedichtet worden, sondern auch öffentlich zur Aufführung gelangt und man habe die besten Darsteller glänzend beschenkt. Bei der höchst unvollkommenen Art schriftlicher Aufzeichnung, welche den Peruanern einzig bekannt war, wurde im wesentlichen die Dichtkunst nur durch Tradition von Mund zu Mund fortgepflanzt. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß das meiste von der Literatur der Peruaner in den Stürmen, welche nach der Eroberung des Landes über dasselbe hingingen, verschollen ist. Doch sind einige Lieder aus der Zeit der Inkas bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben, und außerdem hat das Glück gefügt, daß ein Drama auf uns gekommen ist, welches noch unter den

letzten Inkas und auch noch unter den Spaniern am Ende des vorigen Jahrhunderts aufgeführt wurde. Dieses Drama heißt „Ollanta“ und wurde zur Zeit des Inka Huayna Capac gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verfaßt und hundert Jahre später zum ersten Male niedergeschrieben. Die Handlung des Dramas fand statt unter der Regierung des Inka Patschacutek. Der Held desselben ist der General Ollanta, ein schöner, tapferer Jüngling, aber nicht aus königlicher Familie, welcher die Prinzessin Cusi Coyllur, die Tochter des Inka, liebt. Der Beginn*) des Stückes ist in einer Straße von Kuzko. Ollanta und sein Diener Piki Tschaki („der Schnellfüßige“) treten auf.

Ollanta, im goldgestickten Mantel, mit einer Keule über der Schulter, fragt:

Piki Tschaki, sag' nun aus:
Trafst Du Coyllur zu Haus?

Piki Tschaki.

Ei, der Sonnengott verhüte!
Nie würd' ich mich hinbegeben!
Mußt Du selbst nicht im Gemüte
Vor des Inka Tochter beben?

Ollanta.

Mag sie's sein! — Denn, ach, entsagen
Meinem Täubchen will ich nimmer,
Das mein Herz davongetragen!
Ja, sie such' ich jetzt und immer!

---

*) Die in der nachfolgenden Inhaltsangabe angeführten Verse sind der trefflichen, 1876 bei Rosner in Wien erschienenen Uebersetzung Albrechts Grafen von Wickenburg entnommen, welcher dieselbe nach J. J. von Tschudi's wortgetreuer Verdeutschung verfaßte.

Piki Tschaki.

Sieh Dich vor nur, daß Dein Träumen
Nicht dem Inka komm' zu Ohren!
„Kopf ab!" heißt's dann ohne Säumen,
Und Dein Fleisch läßt er sich schmoren!

Das Gespräch der beiden wird durch den Oberpriester Uillak Uma unterbrochen, der, in langem schwarzem Oberkleide mit einem Messer in der Hand und gefolgt von einer Schaar Priester, auftritt. Ollanta vertraut ihm, er sei in die Prinzessin Cusi Coyllur verliebt. Der Hohepriester warnt ihn vergebens, seine Augen so hoch zu erheben. Bei einem großen Hoffest wirbt Ollanta bei dem Inka um die Hand seiner Tochter. Dieser weist ihn zurück. Ollanta bleibt verzweiflungsvoll allein. Cusi Coyllur wird in ein Sonnenjungfrauenkloster verbannt, wo ihre Mutter, die Königin, sie zu trösten sucht. Derselben schüttet sie ihr Herz aus. Ollanta aber wendet sich unterdessen an seine Krieger. Diese stehen zu ihm und ernennen ihn zu ihrem Inka. Seine gefangene Geliebte gebiert ihm inzwischen ein holdseliges Mägdlein. Sie nennt ihr Kind, den Stern in ihrer Kerkernacht, Ima Sumac („O wie schön"). Der Zorn des Inkas wird hierdurch nicht gemildert. Ollanta naht mit den Empörern. Er macht im Thale von Vilcamayu Halt und läßt hier jene gewaltigen Riesenbauten errichten, welche noch heute unter dem Namen Ollanta Sambo berühmt sind. Zehn Jahre ward an diesem Bau gearbeitet, während welcher Zeit er ein zahlloses Heer sammelte. Inzwischen stirbt der alte Inka Patschacutek und sein tapferer Sohn Inka Yupanqui folgt ihm auf dem Thron. Drei Meilen vor Kuzko trifft dieser mit Ollanta's Heer zusammen.

Eine neue Person, der General von Hanansuyn, Ruminahui, das heißt „das Steinauge“, wegen seiner Gemütshärte genannt, tritt auf die Scene. Dieser ist ein erbitterter Feind von Ollanta. Um in dessen Lager dringen zu können, verstümmelt er sich, gibt vor, vom Inka so behandelt zu sein, und eilt, wie Hilfe suchend, zu Ollanta. Derselbe nimmt ihn arglos und gastfreundlich auf. An einem Feste, als Alle sich weniger um die Feinde bekümmern, sendet Ruminahui einen Boten an den Inka, und dieser überfällt Ollanta, besiegt ihn und macht ihn und seine Generale zu Gefangenen. Die Prinzessin Cusi Coyllur schmachtete unterdessen noch immer in ihrem Kerker. Ihr Töchterchen hatte man ihr entrissen und einer Sonnenjungfrau, Pitu Salla, zur Erziehung übergeben.

Diese wohnte im selben Kloster und war zugleich die Hüterin der Mutter. Durch die Unachtsamkeit dieser Wächterin trafen Mutter und Tochter eines Tages zusammen. Sie erkannten einander und sanken sich in die Arme. Der Inka Yupanqui vollführte nun im selben Augenblick einen Akt der Gnade an Ollanta, indem er ihm die Freiheit schenkte. Hierauf folgt der eigentliche Glanzpunkt des Stückes. Ollanta sieht seine Gattin und sein Kind wieder. In Cusi Coyllur's abgehärmter Gestalt vermag man kaum das einst blühendste Mädchen am Hofe des Inka Patschacutek, den „freudevollen Stern“ zu erkennen.

Inka Yupanqui.

Wer vermag dies Weib zu sehen
Und ihr Leiden nicht zu teilen?
Ach, wie mußten sich entfärben
Ihre jugendlichen Wangen?

Welk ist ihrer Lippen Paar,
Ihre Schönheit ganz und gar
Ist zur Neige schon gegangen!

Ollanta.

Cusi! die ich einst verloren,
Bist zum Leben neu geboren!
Nimmer darfst Du hier verderben,
Denn ich würde mit Dir sterben! . . .
Noch erfaß ich es nicht ganz.
Wie betäubt ist mir der Sinn! —
Doch wo ist der helle Glanz
Deiner Sternenaugen hin?

Cusi Coyllur.

Ach! — zehn Jahre lag der Bann
Schwer auf uns — ein brennend Gift!
Aber jetzt vereinigt man
Uns zu einem neuen Sein!
O, wie schön sich's also trifft!
Sieh nun, ach, Ollanta mein!
Kummer wird in Lust gewandelt! —
Der so edel Du gehandelt,
Großer Inka, lebe hoch! —
Du, Ollanta, zähle noch
Viele Jahr' im neuen Leben!

Ollanta (zum Inka).

Du bist unser Schirm und Hort!
Deine Hand, sie scheuchte fort
Alle Trauer und zurück
Kehrt für Alle nun das Glück!

Der Engländer Markham, der zuerst dieses merkwürdige peruanische Drama, wenn zunächst auch nur fragmentarisch, bekannt machte, äußerte darüber: „Poesie und Diktion in vielen dieser Scenen geben einen hohen Begriff

von der Pflege der Literatur bei den Peruanern. Dieses Stück, das einzige, das uns erhalten geblieben, ist eine schätzbare Reliquie und Urkunde literarischen Talents, das am Hofe der Inkas blühte, und ein überzeugender Beweis der ersprießlichen Entwicklung ihrer poetischen Kultur." Graf Albrecht Wickenburg ferner sagt treffend: „Eines dürfte unser Gedicht vor dem lieblichsten Drama der Inder, der Sakuntala, voraus haben: den stärkeren dramatischen Zug! Hier gewahren wir nirgends den Deus ex machina — kein übernatürliches ‚Zaubermotiv' spielt hinein, der peruanische Dichter holt seine Motive dort, wo sie der Dichter allein zu suchen hat, in der unergründlichen Tiefe der Menschenbrust! Und während uns aus der Sakuntala die duftgeschwängerte Luft des indischen Palmenhains sinnberauschend, aber auch entnervend entgegenfächelt, weht durch das Ollantadrama etwas von dem rauhen, aber zugleich erfrischenden Hauch des Sturmes, der zuweilen die Riesengipfel der Anden umbraust."



IX.

Die von Henri Ternaux und Anderen herausgegebenen Dokumente zur Geschichte der Eroberung Amerikas, aus welchen unter Hinzuziehung der ausgezeichneten Werke von Prescott und Anderen in obigem einige Auszüge mitgeteilt worden sind, haben mir, während ich mich mit ihnen beschäftigte, stets den Gedanken aufgedrängt, dieser Weltteil sei zu früh entdeckt worden. Mag man einwenden, alles auf Erden geschehe mit strenger Notwendigkeit, und es sei vermessen, zu wünschen, die Geschichte hätte einen andern Gang nehmen sollen, als es wirklich der Fall war: — ich sagte mir dies oft selbst, und doch konnte ich den Gedanken nie los werden. Wohl las ich in den Urkunden der Unterwerfung des gewaltigen Erdteils von den vielfachen Greueln, die auf demselben verübt wurden, von der Anthropophagie der Karaiben und wilden Brasilianer und von den Menschenschlächtereien im Aztekenlande, und mußte es als ein Glück ansehen, daß diese infolge der Entdeckung des Kolumbus aufhörten. Dann aber erfüllte mich mit Schauder die Erinnerung an die von den Gefährten des Cortez, des Pizarro und der anderen Conquistadoren verübten Missethaten, die durch sie vollbrachte

Abschlachtung der einheimischen Völkerstämme und Zerstörung der Denkmale alter Kultur in manchen Teilen des weiten Kontinents, an die durch sie angezündeten Scheiterhaufen der Inquisition, auf denen ebensoviel Menschenopfer sanken wie in den Götzentempeln von Mexiko, an die von frommen Puritanern in den späteren vereinigten Provinzen des Nordens entflammten Holzstöße für Hexen und Zauberer, und ich sagte mir, daß die Summe der durch die Christen in Amerika geschehenen Greuel zum mindesten ebenso groß sei wie die jener, welche von den alten Bewohnern desselben vollbracht worden wären, wenn man die angebliche Zivilisation nicht von Europa herübergeführt hätte. Man denke sich nun, der neue Kontinent wäre noch vier Jahrhunderte länger, als es der Fall war, den Bewohnern Europas verborgen geblieben und tauchte erst jetzt mit den morgenbeschienenen Gipfeln seiner Kordilleren, seiner Alleghanyberge und seiner Sierra Nevada im Lichte eines neuen Weltmorgens vor den staunenden Blicken der Europäer auf. In der seit den Tagen des Kolumbus verflossenen Zeit wären auf dem unermessenen Gebiet zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean neue Völker und Reiche emporgeblüht, in den Wellen des Amazonenstroms, des Orinoco, des La Plata, des Mississippi spiegelten sich die Dächer von Riesenstädten, deren Grundsteine erst nach den Tagen der Entdeckung gelegt worden. Nationen, die erst im Laufe der vier letzten Jahrhunderte sich aus ihrer ursprünglichen Wildheit zur Kultur aufgeschwungen, erfüllten die Thäler und Savannen des riesigen Ländergebietes mit wimmelndem Leben und rollten auf Eisenschienen durch die zerrissenen Schluchten, über die Sonnengipfel der Andes dahin. Sicher

wären in der verhältnismäßig kurzen Zeit von vier Jahrhunderten nicht die wilden Stämme ausgerottet worden — sie würden — wie die Karaiben — nach wie vor der alten barbarischen Sitte gemäß auf ihren Kanoes die Gewässer durchfurchen, um Gefangene für ihre scheußlichen Menschenschlächtereien zu machen, oder — wie die nordamerikanischen Rothäute — aller Zivilisation unzugänglich, in ewigen Kämpfen einander zu vertilgen suchen. Aber jene anderen Wilden, welche — gleich den von Cook auf Neuseeland angetroffenen liebenswürdigen Bewohnern der Sandwichinseln — kindlich harmlos waren und denen Pedro Vas de Caminha bei seiner Entdeckung Brasiliens begegnete, würden sich im Laufe der Zeit aus dem Naturzustande emporgerafft und zu nicht geringer Kultur aufgeschwungen haben. Neben ihnen hätten die europäischen Ankömmlinge mit staunenden Augen mächtige Völker gefunden, welche, wie die Peruaner, schon zur Zeit der Entdeckung einen beträchtlichen Grad von Kultur erreicht hätten und wie die Mexikaner, die damals noch den barbarischen Götzenopfern huldigten, sicher im Verlaufe der Zeit dieser grauenvollen Sitte entsagt und die auch bei ihnen schon vorhandenen Keime der Zivilisation höher entwickelt haben würden. Nun denke man sich die neuen Ankömmlinge aus Europa vor all diese Wunder, die sich ihnen in Amerika erschlossen hätten, in unseren Tagen hintretend! Mag man auch bisweilen die Anwandlung fühlen, die „gute alte Zeit" zurückzuwünschen und an Vielem in der unsrigen Mißfallen finden, das Eine kann man dem neunzehnten Jahrhundert nicht absprechen, daß es an Humanität alle bisher dagewesenen übertrifft. Jene barbarischen Greuel,

durch welche sich die ersten Ankömmlinge in der Neuen Welt schändeten, würden von den Entdeckern und Conquistadoren unseres Jahrhunderts nicht begangen werden. Gezwungen würden dieselben wohl auch zum Schwerte greifen, um sich zu Herren der neu gefundenen Erdteile zu machen. Aber sie würden die möglichste Schonung gegen die Völker üben, auf deren Gebiete sie die Fahne Europas pflanzten. In ihrem Gefolge würden Forscher und Gelehrte kommen, um ihren Wissensdurst zu befriedigen, um als Ethnographen das aufzuzeichnen, was sie bei den zahllosen neu entdeckten Völkern an Sitte und Kultur gefunden, als Linguisten Grammatiken ihrer verschiedenen Sprachen zu verfassen, um deren Schriftwerke zu sammeln und zu übersetzen, um als Künstler die Denkmäler ihrer Architektur durch den Pinsel zu vervielfältigen und die Abbilder davon dem staunenden Europa vorzeigen zu können. Welche Ausbeute müßte dem Wissensdurst des Abendlandes schon das einzige Reich Peru bieten, welche Schätze würden sich ihm allein in dem Sonnentempel von Kuzko, in den mit goldenen Bildsäulen prangenden Palästen der Inkas erschließen. In Werken der Geschichtsschreiber würde er die fast völlig verschollene Kunde von der ersten peruanischen Königsdynastie aufgezeichnet finden; die alten Annalen des Reiches, die Urkunden der Weisheit, die in ihm geblüht, thäten sich vor ihm auf, die Gesänge seiner Dichter würden vor ihm laut werden und auf den Theatern der peruanischen Städte würde er dramatische Werke ganz eigentümlicher Art, von denen uns heute nur ein einziges Beispiel wie durch ein Wunder erhalten ist, vor sich aufgeführt sehen. Aber nach aller Wahrscheinlichkeit würde die in den Tagen Atahualpas

schon weit vorgeschrittene Kultur des Inkareichs sich während der seitdem verflossenen drei Jahrhunderte glänzend weiter entfaltet haben. Es wäre thöricht, anzunehmen, daß sich in jenem Sonnenlande eine Phase der Kunst und Literatur entwickelt hätte, die mit derjenigen der antiken Welt oder des neueren Europa den Vergleich aushielte. Allein die Vermutung ist doch wohl nicht zu vermessen, daß bei einem Volke, welches uns so gewaltige Trümmer seiner Architektur, so reizende und von seltener geistiger Bildung zeugende, wenn auch nur sehr spärliche Belege seiner lyrischen und dramatischen Poesie hinterlassen hat, in dem beträchtlichen, seit dem Untergang des Inkareichs entschwundenen Zeitraum vieles auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Wissenschaft und der Poesie zu Tage getreten wäre, was wir — abgesehen von seinem inneren Werte — um so höher schätzen müßten, als es ganz original sein würde und ohne jeden Einfluß seitens der Alten Welt entstanden wäre. Was Amerika seit den Tagen des Kolumbus in dieser Hinsicht geschaffen, kann uns, obgleich wir es durchaus nicht gering schätzen, dafür keinen Ersatz bieten.





